1.45

Gramer

Die alte Streitfrage:

Glauben oder Wissen?

Beantwortet

aus dem bisher verkannten Verhältnisse

von

Tact und Prüfung, Glauben und Wissen

zu einander und zu den Wissenschaften,

besonders zur Philosophie,

von

F. H. Germar,

Doctor der Theologie und Hofprediger a. D., R. v. D.

Zürich,

Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.

1856.

Vorwort.

Der seit dem Reformationsjubiläum neu erwachte Kampf zwischen Glauben und Wissen ist nach einem Menschenalter so wenig seiner Entscheidung näher gerückt, daß er vielmehr immer heftiger und verwickelter geworden ist; ja, daß sogar Manche die Ruhe und Wohlfahrt der Staaten durch denselben bedroht erachten. Daher mischen die Regierungen sich nur zu oft in denselben, und versuchen eben so vergebliche als gefährliche Gewaltmittel, um ihn zu unterdrücken und wo möglich zu ersticken. Dadurch ist aber niemals der Zweck erreicht, sondern nur das Uebel ärger gemacht worden. Den Beweis liefert vorzüglich die Geschichte der christlichen Kirche vom Anfange derselben bis auf unsere Tage; auch leuchtet aus der Natur der Sache jedem Unbefangenen ein, warum es nicht anders sein kann. Denn wirkliche Ueberzeugungen jeder Art, vor allen aber die religiösen, hangen nicht von der Willkür dessen ab, der sie hat, sondern von seinem ganzen bisherigen Entwickelungsgange, durch welchen die Factoren seiner Ueberzeugung sich gebildet haben. Sie kann also nur durch die Veränderung dieser Factoren allmälig verändert werden; ein Befehl hingegen, sie zu haben oder aufzugeben, ist nicht bloß widersinnig, sondern zugleich empörend, weil er die Forderung enthält, zu heucheln was man nicht hat und nicht haben kann. Daher sträubt sich jedes redliche Gemüth gegen dieselbe und fühlt sich zu desto hartnäckigerem Widerstande, sei es durch Dulden oder durch Handeln, angeregt, je schonungsloser die Gewalt geübt wird. Solche Einmischungen vermindern die Gefahr so wenig, daß sie dieselbe vielmehr erst erzeugen; denn nur der Druck

bringt den Gegendruck hervor; und je heftiger jener wird, desto bedenklicher und gefährlicher wird auch der Grad der Spannung, zu welchem dieser sich hingetrieben sieht. Nur der eingeschlossene Dampf bewirkt eine Explosion, während der frei entweichende unschädlich verpufft.

Zwar läßt es sich nicht leugnen, daß es gefährliche Glaubenssätze geben kann und gibt; aber durch gewaltthätige Mittel lassen sie sich nicht beseitigen; nur durch eine wissenschaftliche, allmälig in die Ansichten der Menschen übergehende Aenderung der Factoren, aus welchen jene Ueberzeugungen hervorgehen, können sie allmälig geschwächt und aufgehoben werden.

Ist also von christlichen Ueberzeugungen die Rede, so ist die Hauptfrage: Welches sind die Factoren derselben? Die gewöhnliche Antwort, dieß seien die Lehren der heiligen Schrift, ist aber schon zu allgemein, weil die christlichen Ueberzeugungen als solche nur aus den Belehrungen Christi hervorgehen können, von allen übrigen erst zu erweisen ist, daß sie mit jenen übereinstimmen. Doch auch in dieser Beschränkung hat jene Antwort noch den großen Mangel, daß sie die überlieferten Worte nicht von den Gedanken unterscheidet, welche in ihnen mitgetheilt werden. Die eigentlichen Factoren der christlichen Glaubensüberzeugungen sind also nicht Christi Worte an sich, sondern die Auslegung derselben. Doch auch diese sind es nicht ausschließlich, sondern daneben auch die aus derselben abgeleiteten Folgerungen. Die absolute Richtigkeit beider sucht nun freilich die römische Kirche durch die Behauptung ihrer Unfehlbarkeit zu beweisen; auch würde sie sich allerdings jeder Prüfung entziehen dürfen, wenn jene Behauptung richtig und nicht durch zahlreiche Beweise des Gegentheils längst umgestoßen wäre, wovon eine hinreichende Menge in „Flathe's Vorläufer der Reformation" angegeben ist. Nur dadurch

konnte also die protestantische Kirche sich von der anmaßenden und drückenden Zwangsauctorität ihrer Gegnerin losmachen, daß sie die Richtigkeit jener Behauptung einleuchtend machte. In den offenbarsten Widerspruch würde sie daher mit sich selbst gerathen, wenn sie sich selbst und ihren Gründern die Unfehlbarkeit zuschriebe, welche sie der alten Kirche ableugnet. Sie muß vielmehr stets bereit sein, sowohl ihre Auslegungen als die daraus abgeleiteten Folgerungen gegen jeden Angriff durch vernünftige überzeugende Beweise (Luthers „helle klare Gründe" oder rationes) zu vertheidigen; sie kann daher ohne Vernunftgebrauch (Rationalität) keinen Augenblick bestehen.

Für sie scheint es mithin keine wichtigere Wissenschaft zu geben, als die Hermeneutik, weil diese die Erfordernisse und Mittel angeben soll, von denen eine richtige Auslegung abhängt. Auch hat sie für einige dieser Mittel, besonders für Sprach- und Geschichtskunde, Vieles und Vortreffliches geleistet, weil bei den Schriften, mit denen sie es zunächst zu thun hatte, die ausgestorbenen Sprachen und die längst verschwundenen Zeitumstände die augenfälligsten Schwierigkeiten darboten. Aber ein großer, höchst nachtheiliger Irrthum war es, daß sie in jenen beiden Gegenständen die einzigen Bedingungen einer richtigen Auslegung erblickte, und darüber den wichtigen Antheil, den der exegetische Tact an derselben hat und haben muß, wenn auch nicht ganz unbeachtet, doch ununtersucht und ungeprüft ließ. Dadurch blieb der letzte und meistens entscheidendste Grund der Auslegung völlig im Dunkel, und die überall sichtbare Erscheinung ein unauflösliches Räthsel, daß die Anhänger der verschiedenen Secten, wenn sie auch an Sprach- und Geschichtskenntnissen einander gleich sind, doch auf eine ganz verschiedene, oft sogar ganz entgegengesetzte Weise die nämlichen Sätze interpretiren. Dieser Mangelhaftigkeit dürfte es aber auch vorzüglich zuzuschreiben sein, daß die Hermeneutik alles Zutrauen und alle

Achtung verloren hat, und in eine Vernachlässigung gerathen ist, welche man in der protestantischen Kirche, deren christliche Dogmen einzig und allein auf die richtige Auslegung der von Christo in Wort und That mitgetheilten Belehrungen gegründet sein sollen, für unmöglich halten möchte; wie dieses in dem Schriftchen: „Ueber die Vernachlässigung der Hermeneutik in der protestantischen Kirche. Halle 1837" weiter ausgeführt und erwiesen ist.

Eben so verschieden, wie die Auslegungen selbst, sind aber auch die Folgernngen, oder die Dogmen, welche nicht bloß aus den verschiedenen, sondern sogar aus den gleichen Auslegungen abgeleitet werden. Letzteres scheint eben so räthselhaft als die verschiedenen Auslegungen selber, da die Anhänger der verschiedenen Dogmen die Gültigkeit der nämlichen logischen Gesetze anerkennen müssen, wenn sie nicht völlig unmündig werden wollen. Beide Räthsel aber lösen sich, wenn man einsieht, was aus der folgenden Schrift hervorzugehen scheint, daß beide der nämlichen Ursache zuzuschreiben sind, nämlich der Verschiedenheit des religiösen Tacts, der gewöhnlich durch den unbestimmten und vieldeutigen Ausdruck „Glaube" bezeichnet wird.

Aber die Verschiedenheit des exegetischen Tacts offenbart sich nicht nur bei den religiösen Gegenständen, sondern auch bei allen übrigen; nicht bloß bei heiligen, sondern auch bei allen andern Schriften; nicht bloß bei Schriften, sondern auch bei der mündlichen Rede; nicht bloß bei fremden Sprachen, sondern eben so sehr bei der Muttersprache; sogar nicht bloß bei sprachlichen Aeußerungen, sondern auch bei der Deutung von Handlungen, Mienen und Thatsachen. Sie verblendet ganze Classen, Stände und Nationen, den klarsten Worten, Handlungen und Thatsachen eine Deutung zu geben, die jedem Unbefangenen so unbegreiflich ist, daß es ihm schwer wird, sich des Gedankens zu enthalten, nur ein böser Wille könne eine solche Verblendung gegen die

offenbarste Wahrheit hervorbringen. Wer möchte es also bezweifeln, daß solche Einwirkungen des exegetischen Tacts auf alle historischen Wissenschaften den mächtigsten Einfluß haben, und daß folglich der wichtigste und entscheidendste Punct der allgemeinen Hermeneutik, von welcher jede specielle nur eine Anwendung ist, im Dunkel bleibt, so lange die Wirkung des exegetischen Tacts nicht gehörig berücksichtigt wird; daß aber auch diese sich nicht beurtheilen läßt, wenn nicht der Tact überhaupt nach seinem Wesen, nach der Art seiner Wirksamkeit und nach dem Grade seiner Berechtigung hinreichend erkannt ist?

Eine sorgfältige Untersuchung dieses Gegenstandes ist daher besonders für die protestantische Theologie eine wahre Lebensfrage. Denn so viel scheint klar wie der helle Tag zu sein, daß die protestantische Kirche, welche sich auf die heilige Schrift beruft, sich nur auf eine richtige Auslegung derselben berufen kann, weil in keiner Schrift die Gedanken selbst stehen können, sondern nur die Worte, aus denen die Gedanken gefunden werden müssen; daß also, so lange es keine wissenschaftlich haltbaren Entscheidungsgründe für die Richtigkeit der Auslegung (welche eben die Hermeneutik darbieten soll) gibt, die ganze protestantische Kirche in der Luft schwebt, und entweder in tausend Secten zersplittert, oder von der römischen Kirche verschlungen wird, welche durch ihre vorgebliche Unfehlbarkeit jede Abweichung von ihrer Auslegung zum Verbrechen stempelt, und dadurch diejenigen bethört, welche sich aus dem Strudel entgegengesetzter Auslegungen auf das erste beste Brett zu retten suchen.

Aber auch für alle Wissenschaften, besonders für diejenigen, welche wie die Jurisprudenz und alle historischen Wissenschaften auf der Auslegung beruhen, ja sogar für das gemeine Leben, welches so oft durch Mißdeutungen getrübt wird, ist sie von der

höchsten Wichtigkeit. Auch der Philosophie dürfte sie zur Aufhellung wichtiger, bisher noch sehr unbestimmter Begriffe nicht unerhebliche Dienste leisten können. Denn in dem wunderbaren Geistesvermögen, welches der Sprachgebrauch schon längst durch das Wort „Tact" bezeichnet, indem Jeder, außer dem exegetischen, auch von einem politischen, historischen, ästhetischen, perspectivischen u. s. w. Tact redet, möchte wohl unstreitig die eigentliche Genesis aller menschlichen Vorstellungen, Begriffe und Urtheile zu suchen sein.

Um so mehr muß es befremden, daß die Philosophie sich auf die Untersuchung eines im Sprachgebrauch so allgemein anerkannten Vermögens niemals eingelassen zu haben scheint. Mir ist es wenigstens nicht gelungen, sie in irgend einem Systeme der Philosophie anzutreffen, und auch die mir bekannten philosophischen Wörterbücher enthalten nichts darüber. Zwar findet sich in Krugs philosophischem Wörterbuche der Artikel „Tact", aber in einem ganz andern Sinne, in welchem dieses Wort das übereinstimmende Zeitmaß oder den Rhythmus der musicalischen Töne bezeichnet.

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung scheint darin zu liegen, daß das Wort Tact im gewöhnlichen Sprachgebrauch mit vielen andern zwar verwandten, aber doch wesentlich verschiedenen und daher leicht irreleitenden, z. B. Empfindung, Gefühl, Anschauung, unmittelbares Bewußtsein, Instinct u. s. w., schon längst fast durchgängig verwechselt wird, und daraus eine nicht geringe Schwierigkeit entsteht, den Begriff jenes Worts genau zu bestimmen und abzugrenzen. Dazu kommt, daß die Sprache, obgleich reich an Hauptwörtern für jene verschiedenen Vermögen, doch arm an Zeitwörtern für die besonderen Zustände und Thätigkeiten ist, welche durch jene Vermögen hervorgebracht werden, und namentlich das Wahrnehmen, Urtheilen und Schließen vermittelst des Tacts sich nicht wohl anders durch ein einziges Zeitwort ausdrücken

läßt, als durch die Wörter fühlen oder empfinden. Dieses ist auch leicht erklärlich, weil die Resultate des Tacts eben wegen der Bewußtlosigkeit ihrer Factoren und der Schnelligkeit ihres Entstehens mit den Empfindungen, und wegen ihrer gewöhnlichen Verbindung mit dem Bewußtsein eines angenehmen oder unangenehmen Zustandes mit den Gefühlen eine solche Aehnlichkeit haben, daß sie nur durch eine schärfere Untersuchung sich davon unterscheiden lassen, daher aber auch die Wörter „Gefühl" und „fühlen" wiederum als eine allgemeine Bezeichnung aller jener Vermögen gebraucht werden. Um die Verwirrung noch zu vermehren, so lassen sich auch diejenigen, welche das Wort „Tact" gebrauchen, durch eine unrichtige Auffassung des Wortes „tactlos" verleiten, dem Tact eine Untrüglichkeit zuzuschreiben, auf welche er keineswegs Anspruch machen darf, und die nur zu falschen Folgerungen führen kann.

Es dürfte daher wohl zeitgemäß sein, einem so traurig vernachlässigten Gegenstande eine ernstliche und sorgfältige Untersuchung zu widmen. Wenn also auch der folgende Versuch noch Vieles zu wünschen übrig lassen mag, so hofft er doch, die weitere Fortsetzung desselben bei gründlichen und unbefangenen Denkern anregen zu können, und also schon deßwegen ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig zu sein. Sehr richtig bemerkt der berühmte Naturforscher A. v. Humboldt (Kosmos II, S. 218): „Das Christenthum wurde Staatsreligion, als das römische Reich bereits tief erschüttert, und die Milde der neuen Lehre durch den dogmatischen Zwist der Parteien in ihren wohlthätigen Wirkungen gelähmt war. Auch begann schon damals der Kampf des Wissens und Glaubens, welcher unter mancherlei Gestaltung, der Forschung hinderlich, durch alle Jahrhunderte fortgesetzt ward." Das Nämliche bestätigt Herr K. F. C. Thrandorff in seinem Vortrage im evangelischen Verein: „Ueber die Bedeutung Ver-

lins in der großen Krisis unserer Zeit", indem er sagt: „Es ist das höchste Interesse der evangelischen Kirche, daß der alte Streit zwischen Glauben und Wissen zur Entscheidung komme, wie es das größte Interesse der römischen Hierarchie ist, die Entscheidung unmöglich zu machen." — In ähnlichem Sinne erklärt Herr Dr. Ullmann in den „Studien und Kritiken 1836, I S. 57": „Sollen daher im Fortgange der Wissenschaft die beiden Systeme des Rationalismus und Supernaturalismus, sofern sie Einseitigkeiten sind, immer mehr überwunden und in ein Höheres aufgelöst werden, so wird es nur geschehen, wenn wir, das Unbefriedigende beider erkennend, aber ihre begründeten Forderungen befriedigend, den ursprünglichen Zusammenhang von Offenbarung und Vernunft, von Glauben und Wissen in einer vollkommen wissenschaftlich durchgebildeten Weise wiederherstellen; es wird nur geschehen, wenn wir zur Gewißheit kommen, daß Offenbarung und Vernunft in ihrer wahren und gesunden Entwickelung nothwendig zum Glauben, zur Anerkennung der göttlichen Offenbarung in Christo hinführen, die Offenbarung aber in ihrem Grunde und in allen ihren Bestandtheilen vernünftig sei, daß das Denken im Glauben seinen wahren Inhalt und Abschluß, das Glauben aber im Denken seine Bewährung finde."

Wenn aber dieser Kampf, wie ich nicht bezweifle, ohne jene Untersuchung niemals eine wissenschaftliche Entscheidung erwarten darf: so muß es in einer Zeit, wo er mit so vielen Ursachen unruhiger Bewegung sich verbindet, sicher der Mühe werth sein, sich mit derselben zu befassen. Denn schwerlich wird die Richtigkeit der Worte abzuleugnen sein, welche die neue Redaction der Allg. Kirchenzeitung zu ihrem Programm im Januar 1852 hinzufügt, indem sie sagt: „Die Zeit ist ernst, die Verwirrung der Gedanken groß, wenig Aussicht auf

bessere Tage, viele Gefahren im Anzuge, eine Menge von Fragen in der Wissenschaft und Kirche gestellt, welche Niemand beantwortet; Alles erschüttert; auch an dem Evangelium wird gerüttelt, und viele Tausende haben den Halt verloren, der im Leben wie im Tode unser einiger Trost ist."

Zu jenen Fragen, welche Niemand beantwortet, möchte aber vor allen folgende gehören: Wie für die scheinbare Duplicität des protestantischen Erkenntnißprincips, nämlich Luthers „Schrift **und** helle klare Gründe" die Einheit zu finden sei, und dadurch der in der protestantischen Kirche neuentbrannte Kampf zwischen Glauben und Wissen beigelegt werden könne. Denn dieser Kampf hat von Anfang an die protestantische Kirche in zwei Hauptparteien gespalten und ist mit dem Fortschritt der Wissenschaften nur um so unversöhnlicher geworden.

Die eine jener Parteien nennt sich die schriftgläubige; sie sollte aber eigentlich die traditionsgläubige heißen, weil ihr Glaube sich nicht auf die Schrift an sich, sondern auf eine bestimmte, durch die Tradition überkommene Auslegung der Schrift bezieht, obgleich nur Wenige sich nicht scheuen, geradezu zu erklären, daß nicht die auszulegende, sondern die ausgelegte Schrift der Grund ihres Glaubens sei. Sie kehrt also zu dem von den Reformatoren nothwendig und ausdrücklich verworfenen Erkenntnißprincip zurück, ohne die katholischen Scheingründe irgend für sich anwenden zu dürfen, und verwickelt sich dadurch in die auffallendsten Inconsequenzen, ohne der Spaltung in zahllose Secten, welche für ihre Auslegung die nämliche Unfehlbarkeit beanspruchen, vorbeugen zu können, wovon unaufhörliche Zersplitterung und Verketzerung die unausbleibliche Folge sein muß und erfahrungsmäßig wirklich ist. Denn

jede Secte behauptet, daß der durch ihre Auslegung gefundene Gedankeninhalt der in der Schrift gegebene Gedanke sei.

Die andere Hauptpartei hingegen, welche Luthers „hellen klaren Gründen" den Vorzug gibt und daher den Namen der vernunftgläubigen oder rationalen für sich verlangt, vergißt gewöhnlich, theils daß dasjenige, was von ganzen Zeitaltern für hell und klar gehalten ward (z. B. die tägliche Umdrehung des Himmels), nicht immer wahr ist; theils daß nicht jedes Resultat des Nachdenkens und eines philosophischen Systems als eine Entscheidung der absoluten, folglich infallibeln Vernunft betrachtet werden darf; theils daß die Entscheidung des Streits zwischen Vernunft und Schrift nicht bloß von der Richtigkeit jenes Resultats selbst, sondern auch von der Richtigkeit der Auslegung abhängt. Dadurch aber kann die einseitige Bevorzugung dieses Theils des prostestantischen Erkenntnißprincips allerdings für den andern Theil desselben nachtheilig werden.

Gäbe es nun für jene scheinbare Duplicität keinen Vereinigungspunct, dann wäre an eine wissenschaftliche Consequenz des christlichen Protestantismus schwerlich zu denken, und er müßte in dem Kampfe zwischen Glauben und Wissen seinem Untergange um so schneller entgegen eilen, je mehr letzteres erstrebt und befestigt wird. Für den Freund des christlichen Protestantismus gibt es daher keine wichtigere Aufgabe, als diesen Vereinigungspunct zu finden; und um zu diesem Zwecke nach Kräften mitzuwirken, will ich, ungeachtet meines hohen Alters, und obgleich ich, seit 1848 aus Amt und Heimat weggeführt, meine Bibliothek noch nicht aufstellen konnte, den abermaligen Versuch einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen nicht scheuen.

Zwar weiß ich aus langer Erfahrung in mehr als einem Fache der Wissenschaften, daß Jeder, der es wagt, von der breiten Heerstraße der herkömmlichen Meinungen und Vorurtheile abzuweichen, nicht auf

Beifall rechnen darf, vielmehr auf zahlreiche Mißdeutungen, auf großen, oft erbitterten Widerspruch, oder auf ein vornehmes Ignoriren gefaßt sein muß. Doch ist ja alle Arbeit der Menschen eine Saat auf Hoffnung für eine nicht selten ferne Zukunft; und so will auch ich, im Vertrauen auf den, der das wirklich Wahre und Gute nicht ohne Wirkung bleiben läßt, mich nicht abhalten lassen, zu thun, was ich nun einmal für wichtig und pflichtmäßig halte, und einen Theil meiner unfreiwilligen, aber keineswegs geschäftslosen Muße dazu anwenden, die letzte Hand an ein Werk zu legen, das schon seit einer Reihe von Jahren beabsichtigt und vorbereitet war. Ich werde also zuerst das Verhältniß, in welchem Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander stehen, darzustellen suchen, darauf diese Untersuchung auf ihr Verhältniß zu den Wissenschaften, und zuletzt noch besonders auf dieses Verhältniß zur Philosophie ausdehnen.

Beifall rechnen darf, vielmehr auf zahlreiche Mißdeutungen, auf großen, oft erbitterten Widerspruch, oder auf ein vernichtendes Ignoriren gefaßt seyn muß. Doch ist ja alle Arbeit der Menschen eine Saat auf Hoffnung für eine nicht selten ferne Zukunft; und so will auch ich, im Vertrauen auf den, der das wirklich Wahre und Gute nicht ohne Wirkung bleiben läßt, mich nicht abhalten lassen, zu thun, was ich nun einmal für wichtig und zeitgemäß halte, und einen Theil meiner unfreiwilligen, aber keineswegs geschäftslosen Muße dazu anwenden, die letzte Hand an ein Werk zu legen, das schon seit einer Reihe von Jahren beabsichtigt und vorbereitet war. Ich werde also zuerst das Verhältniß, in welchem Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander stehen, darzustellen suchen, darauf diese Untersuchung auf ihr Verhältniß zu den Wissenschaften, und zuletzt noch besonders auf dessen Verhältniß zur Philosophie ausdehnen.

Erster Theil.

Tact und Verstand, Glauben und Wissen,

[illegible]

Erster Theil.

Tact und Prüfung, Glauben und Wissen,

in ihrem Verhältnisse zu einander.

Erster Abschnitt.

Natur und Berechtigung des Tacts.

Kapitel I.

Kritik des Begriffes: Tact.

Das Wort Tact hat seinen Ursprung unstreitig vom lateinischen Worte tactus, welches wegen seiner Abstammung vom Zeitwort tangere zunächst die Berührung, dann aber diejenige Empfindung, welche bei derselben in dem berührenden Subjecte entsteht, also die Tastempfindung bezeichnet. Die letztere Bedeutung hat sich aber bei dem abgeleiteten Worte, welches in allen oben erwähnten Verbindungen längst in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen ist, gänzlich verloren. Schon dadurch unterscheidet es sich von dem Worte Gefühl, welches im engern Sinne des Worts gerade von der Tastempfindung gebraucht wird. Nun wird zwar das Wort Gefühl in weiterem Sinne auch auf das ganze Empfindungsvermögen (d. h. das Vermögen, sich des Zustandes und der Veränderungen des Ichs bewußt zu werden) ausgedehnt, eigentlich aber doch nur in der Beziehung auf Lust und Unlust. Denn man spricht wohl von Licht- und Schall-Empfindungen, aber nicht von solchen Gefühlen, so lange nämlich nur von ihrer Beschaffenheit an sich die Rede ist. In Gefühle verwandeln sie sich erst dann, wenn sie entweder unmittelbar (durch den bloßen Nervenreiz) oder mittelbar (durch die von ihnen veranlaßten Vorstellungen) das Bewußtsein von Lust oder Unlust (d. h. von dem Zustande des Subjects angemessenen oder widerwärtigen, also angenehmen oder unangenehmen Wirkungen) hervorbringen.

Die unmittelbar durch Empfindungen angeregten Gefühle werden gewöhnlich sinnliche genannt, die mittelbaren hingegen, z. B. Hoffnung, Furcht, Liebe, Haß, pflegt man geistige zu nennen. Doch

sind jene beiden Benennungen nicht durchaus angemessen, weil sie leicht gemißdeutet werden können. Denn die sinnlichen Gefühle beschränken sich nicht auf solche, welche durch die besondern Sinnesorgane uns Lust oder Unlust verursachen, weil es für Hunger, Durst, Wärme, Kälte, die doch offenbar zu den sinnlichen Gefühlen gerechnet werden, keine besonderen Sinnorgane gibt. Daher möchte man sie lieber körperliche nennen; auch darf man bei den geistigen nicht vergessen, daß sie nur in Ansehung ihres Ursprungs diesen Namen verdienen, in Ansehung ihrer Wirkung aber eben so körperlich werden (d. h. eben so starke angenehme oder unangenehme Veränderungen im Zustande des Körpers hervorbringen) können, als jene.

Mit diesem Allen hat aber der Tact als solcher nichts zu thun. Er kann sehr wirksam sein, ohne daß eine Empfindung oder ein Gefühl in dem eben angegebenen Sinne von ihm irgend afficirt werde, obgleich er auch wiederum unter Umständen alle Arten von Gefühlen mächtig anregen kann. Weil er aber eben deßwegen mit dem Gefühle, welches er hervorbringt, gewöhnlich verwechselt wird, so ist es vor Allem nöthig, den Begriff, welchen ich, dem Sprachgebrauche gemäß, mit dem Worte Tact verbinden zu müssen glaube, im Gegensatze zu allen den Ausdrücken, welche mehr oder weniger den nämlichen Begriff bezeichnen sollen, so klar und scharf als möglich festzustellen. Dieses denke ich aber durch die Untersuchung solcher bekannten Beispiele, in denen die Wirkungen des Tacts vorzüglich sichtbar sind, am leichtesten und sichersten bewirken zu können.

Zur Erreichung dieses Zwecks scheint aber die Wahl des perspectivischen Tacts den Vorzug zu verdienen, theils weil er vor allen Arten des Tacts so allgemein verbreitet und zu allem Erkennen und Handeln so unumgänglich nöthig ist, daß nicht einmal die Subsistenz der Thiere sich ohne denselben denken läßt; theils weil an demselben die ganze Natur und Wirkungsweise des Tacts am bestimmtesten und einleuchtendsten nachgewiesen werden können. Denn aus dem perspectivischen Tacte gehen zunächst alle Urtheile über die Form der Objecte und ihre Beschaffenheit, ferner über die Nähe, Größe, Höhe, Abdachung u. s. w. hervor, ohne welche weder Menschen noch

Thiere die sinnlich wahrnehmbaren Objecte erkennen, ihr Leben fristen und vor Gefahren sich schützen würden. Gerade diese Art des Tacts ist es aber auch, bei welcher die Wissenschaften der Optik und Perspective hinreichend fortgeschritten sind, um die unbewußten Factoren, aus denen der Tact seine Urtheile bildet, und die Art, wie er dabei verfährt, auf die bestimmteste, einleuchtendste und überzeugendste Weise klar zu machen.

Dieser perspectivische Tact nun lehrt den ungebildetsten Beschauer, der von Optik und Perspective nicht einmal den Namen kennt, auf den ersten Blick, ob die Seitenmauern eines Thurms vertical, also unter sich parallel sind oder nicht, ungeachtet er, wenn er niedrig und nahe steht, die Abstände derselben nach oben immer mehr verkleinert sieht, daher die Kanten ihm als convergirend erscheinen müssen. Er fällt also ein richtiges Urtheil, ohne sich der Gründe der Abweichung desselben von der sinnlichen Erscheinung bewußt zu werden. Ja, er urtheilt sogar, daß die obern und untern Kanten der Seitenflächen eines zurückweichenden Gebäudes parallel seien, und meint, auch dieses zu sehen, ungeachtet er gerade das Gegentheil sieht, denn die Wissenschaf beweist, daß alle zurückweichenden Parallelen sich im Horizonte schneiden, folglich als convergirend gesehen werden müssen.

Dieses ist nun gerade die Art des Tacts. Er fället Urtheile, und zwar meistens sehr richtige, ohne zu wissen, warum; auch hält er sie eben deßwegen für unmittelbare, ungeachtet die Wissenschaft, wenigstens in diesem Falle, genau nachweisen kann, welche vielfachen Verknüpfungen und Vermittelungen von Erfahrungen, Urtheilen und Schlüssen nöthig sind, um zu dem Tacturtheile zu gelangen. Er aber hat von dem Allen nichts bemerkt; das Urtheil ist ihm wie ein Blitz vom Himmel gefallen; daher hält er es für ein unmittelbares, ihm durch das Sehen oder die Anschauung selbst ohne weitere Vermittelung Gegebenes, für eine Empfindung, oder, was ihm gleichbedeutend ist, für ein Gefühl. Geht ihn aber das Gebäude nicht weiter an, d. h. steht die Beschaffenheit desselben in keiner Beziehung zu seinem eigenen oder anderer ihm nicht gleichgültigen Personen Wohl und Weh: so hat sein Gefühl mit seinem Urtheil durchaus nichts zu schaffen, und

er wird völlig gleichgültig bleiben. Wäre er hingegen der Bauherr oder Baumeister, dann würde ein Tacturtheil, daß die Kanten des Gebäudes entweder in verticaler oder horizontaler Richtung nicht parallel wären, ihn wahrscheinlich in Bestürzung und Unwillen, vielleicht gar in Verzweiflung und Wuth versetzen. Hier ist also das Gefühl eine Wirkung des Tacturtheils, dieses an sich aber durchaus kein Gefühl.

Doch wird auch das Gefühl selbst, als das Bewußtsein des angenehmen oder unangenehmen Zustandes, wiederum durch den Tact vermittelt, indem dieser das gefundene Tacturtheil mit der Organisation des Leibes und mit allen früher gebildeten Vorstellungen vom Angenehmen und Unangenehmen als bewußtlosen Factoren vergleicht, und die Harmonie oder Disharmonie mit denselben zum Bewußtsein bringt.

Eben so verhält es sich mit dem perspectivischen Urtheil über die Höhe und Steilheit eines jähen Absturzes. An und für sich ist es weder ein Gefühl noch bewirkt es ein solches. Verbindet es sich aber mit der Vorstellung von der Gefahr des Hinabstürzens und den gräßlichen Folgen desselben: so werden die Gefühle der Furcht und des Schwindels mit allen ihren körperlichen Wirkungen nicht lange auf sich warten lassen. Weil aber jedes Tacturtheil sich in ein Gefühl verwandelt, sobald es von dem denkenden Subject in Beziehung auf die Harmonie oder Disharmonie mit seinem gegenwärtigen oder künftigen Zustande gesetzt wird, und diese Beziehungen sehr häufig, ja gewöhnlich Statt finden: so ist es leicht erklärlich, daß der gemeine Sprachgebrauch keinen Unterschied zwischen ihnen macht. Die wissenschaftliche Forschung dagegen muß beide genau unterscheiden, wenn sie über die Natur und Beschaffenheit, so wie über die Wirkungen des Tacts und dessen Berechtigung ins Klare kommen und so die Verwirrung vermeiden will, welche auf die Wissenschaft und das Leben den nachtheiligsten Einfluß gehabt hat. Wenigstens muß ich meine Leser angelegentlichst ersuchen, den von mir so eben erörterten Unterschied zwischen Empfindung, Gefühl und Tact sich stets und genau gegenwärtig zu erhalten, weil es mir sonst unmöglich ist, Mißdeutungen zu verhüten, welche auf die ganze folgende Schrift ein falsches Licht werfen müssen.

Bleiben wir nun zuvörderst bei dem eben erläuterten Beispiele stehen, so erhellet aus demselben für den perspectivischen Tact Folgendes:

1. Daß man ihn kein Gefühl nennen darf, weil er es an und für sich nur mit Vorstellungen, Urtheilen und Schlüssen zu thun hat, welche ohne alle Beziehung zum Wohl oder Weh des denkenden Subjects sein können, und zuweilen wirklich sind.

2. Daß er aber allerdings Gefühle hervorbringen kann, und dieses gewöhnlich thut, weil die meisten Urtheile in irgend einer Beziehung zu dem Gefühle von Lust und Unlust stehen, woraus eben die Verwechslung beider entsteht.

3. Daß zwar das Tacturtheil ein unvermitteltes, unmittelbar gegebenes zu sein scheint, daß aber die optischen und perspectivischen Wissenschaften unwiderleglich beweisen, dieses sei ein bloßer Schein, weil das Urtheil unmöglich wäre, wenn es nicht durch bestimmt nachweisbare, das Urtheil vermittelnde Factoren gebildet würde; daß jedoch diese Factoren gar nicht zum Bewußtsein kommen, und daher gewöhnlich als nicht vorhanden betrachtet werden.

4. Daß also der perspectivische Tact das Geistesvermögen ist, eine Menge von Factoren, aus denen das perspectivische Tacturtheil entsteht, schnell zu vergleichen und sich des Resultats dieser Vergleichung (der Harmonie oder Disharmonie) bewußt zu werden, ohne daß die Factoren selbst zum Bewußtsein kommen.

Mag nun auch dieses wunderbare Vermögen, wie so viele andere, dem beschränkten Menschengeiste, der das Innere des Gotteswerks in der Natur schwerlich jemals ganz enthüllen wird, eben so wenig erklärlich sein, als die Grundursache der allgemeinen Gravitation es bis jetzt gewesen ist: so wird doch das Dasein desselben sich in dem eben betrachteten Beispiele eben so wenig wegleugnen lassen, als bei der Materie das Dasein der Attractionskraft. Es muß also auch die vorläufige Vermuthung gerechtfertigt erscheinen, daß es auch bei an-

dern Gegenständen des menschlichen Erkennens und Denkens sich wirksam beweisen werde. Ja, ich zweifle nicht, daß jeder Aufmerksame und Nachdenkende die Nothwendigkeit der Annahme eines solchen Geistesvermögens überall durch seine eigene Erfahrung nicht nur bestätigt, sondern sogar zur völligen Gewißheit erhoben sehen werde.

Denn was sind die Wahrnehmungen der Objecte (die sogenannten Anschauungen) anders, als Tacturtheile, die durch die Vergleichung gewisser Empfindungen theils mit einander, theils mit frühern ähnlichen, theils mit bereits aus diesen ähnlichen (und zwar entweder durch eigene Thätigkeit oder durch die Hülfe Anderer) abgeleiteten Vorstellungen, Urtheilen und Schlüssen hervorgebracht oder vermittelt sind; deren Erzeugung aber so blitzschnell und unbewußt geschieht, daß sie selbst uns als unvermittelt oder unmittelbar gegeben erscheinen. Eben deßwegen bleiben die Factoren derselben oft so tief verborgen und sind meistens so mannigfaltig complicirt, daß es nicht selten dem größten Scharfsinn unmöglich ist, dieselben befriedigend aufzudecken und vollständig ans Licht zu ziehen. So erkennt der Tact augenblicklich die Identität einer ihm bekannten Person. Sollen aber die Factoren, aus denen das Urtheil der Identität hervorgegangen ist, angegeben werden: so wird die Forderung schwerlich jemals auf eine völlig befriedigende Weise zu erfüllen sein.

Was sind ferner alle ursprünglichen Begriffsbezeichnungen der Sprache anders, als Resultate bewußtloser Combinationen verschiedener Wahrnehmungen nach gewissen Uebereinstimmungen und Aehnlichkeiten, die erst bei wissenschaftlichen Untersuchungen zum Bewußtsein kommen, und deren Auffindung (besonders den Naturforschern) oft Noth genug gemacht hat. Ja, gerade bei den Gegenständen des täglichen Lebens pflegen die Schwierigkeiten, die eigentlichen Factoren des Begriffs (die Merkmale) aufzufinden, gerade am größten zu sein, weil sie hier am seltensten einer wissenschaftlichen Prüfung unterzogen sind. Wenige werden z. B. sich irren, wenn sie ein wahrgenommenes Object einen Thurm nennen; wird aber die Rechtfertigung des Urtheils durch seine Gründe, d. h. durch die Merkmale des Begriffs gefordert, dann dürfte es den Meisten nicht viel besser ergehen,

als jenem Schüler, der auf die Forderung einer Definition antwortete: „er sei ein Gebäude, aus dem man bläst", weil er diese Anwendung in seiner Heimat wahrgenommen hatte. Daß dieß eine lächerliche Definition war, wird Niemand bezweifeln, aber sehr Wenige von denen, welche, wie unstreitig auch jener, einen Thurm sehr gut zu erkennen wissen, dürften im Stande sein, eine richtige zu geben, d. h. die wesentlichen Merkmale des Begriffs aufzufinden.

Wer denkt überhaupt beim Urtheilen an die Merkmale der Begriffe, unter welche er etwas subsumirt; wer ist beim Schließen sich des Ober- und Untersatzes bewußt; wer macht nicht lange Kettenschlüsse, ohne ein einziges der Mittelglieder deutlich sich vorzustellen? Kurz, wie wäre alles Denken, Sprechen und Verstehen des Gesprochenen möglich, wenn nicht der Tact schnell und unbewußt eine zahllose Menge von Empfindungen, Vorstellungen, Erinnerungen, Urtheilen und Schlüssen zu vergleichen, also deren Harmonie oder Disharmonie herauszufinden vermöchte? Was anderes als dieser Tact hat allen Sprachen, allen Erfindungen und Künsten lange vor der Existenz der Wissenschaften und deren Reflexionen das Dasein gegeben; was anders leitete z. B. den Perrückenmacher Arkwright zur Erfindung der künstlichen Spinnmaschinen? Was sind sogar die Ahnungen der Zukunft und des Uebersinnlichen nebst den Idealen der Vollkommenheit anderes, als Wirkungen eben dieses Tacts?

In allen diesen Wirkungen beweist sich aber der Tact als das Vermögen des menschlichen Geistes:

> eine Menge von Empfindungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen (besonders verwandter Art) schnell mit einander zu vergleichen und des Resultats dieser Vergleichung (der Harmonie oder Disharmonie) sich bewußt zu werden, ohne jene einzelnen Factoren zum Bewußtsein zu bringen.

Ganz damit übereinstimmend und die obige Erklärung fast wörtlich bestätigend finde ich die folgende Stelle in Dr. K. F. Burdach's „Blicke ins Leben I", wo er S. 222 sagt: „Bei dem praktischen Blicke drängt sich die Anschauung eines Verhältnisses der Seele auf, ohne

daß diese durch Einsicht in die einzelnen Momente dahin gelangt ist; und der richtige Tact, dieser Fühlfaden des Verstandes, ergreift das Passende, ohne daß die Gründe dafür zum Bewußtsein gebracht sind. Es sind die freiwilligen Acte des Verstandes, der gleich jedem andern Vermögen sein Recht behaupten und nach seinen Gesetzen wirken will. Solches Handeln hat denn nun auch oft ganz den Anschein, als würde es durch eine tiefe wissenschaftliche Einsicht bewirkt, weil es sich aus wissenschaftlichen Gründen erklären läßt; und doch sind dabei diese entweder ganz unbekannt gewesen, oder doch unbeachtet geblieben. Dahin gehört unter andern das Augenmaaß, ein Vermögen, welches zwar zum Theil auf Erfahrung sich stützt und durch Uebung ausgebildet wird, aber doch von einer Erkenntniß der eigentlichen Gründe des Urtheils und des davon bestimmten Handelns unabhängig ist, z. B. beim Werfen, Billardspiel u. dgl. — Das Thier hat das Augenmaaß mit dem Menschen gemein. Anfangs unbeholfen, lernt es allmälig so springen, daß es auch auf der schmalsten Unterlage seinen Standpunct findet, und die Kraft abmessen, die nöthig ist."

Auch Dr. Paulus sagt in einer Recension über zwei Schriften, welche einen neuen Beweis für das Dasein Gottes in der Existenz des Raums gefunden zu haben meinten: „Durch das Urtheilen, so unmerklich es ist, entsteht die Vorstellung von Entfernung, ohne welche es keine Vorstellung von Raum gibt. Diese kann also weder als etwas, das ursprünglich in der Denkkraft, noch als etwas, das ursprünglich außer dem Denkenden wäre, behauptet werden. Sie entsteht erst durch das Sehen" (richtiger: die Wahrnehmung) „eines durch Körperkraft in Besitz genommenen Orts, und durch das denkende Messen der Nähe und Ferne. Sie entsteht also durch zwei Factoren, und schon von Kant ist sehr scharfsinnig darauf aufmerksam gemacht worden, wie vielen Einfluß in unserer Erfahrung ein unbewußtes Urtheilen habe." (Also die Tacturtheile.)

Das Nämliche wird gleichfalls in Ansehung der Musik schon von Leibnitz anerkannt. Denn in einem seiner Briefe findet sich folgende Aeußerung: „Die Musik ist ein heimliches unbewußtes Zählen der Seele, welche Vieles als verworrene und undeutliche

Eindrücke empfindet, was sie durch deutliche Anschauung nicht wahrnimmt. Diejenigen irren, welche glauben, es geschehe Nichts in der Seele, dessen sie sich nicht bewußt ist. Obgleich also die Seele nicht merkt, daß sie zählt, so empfindet sie dennoch die Wirkung dieses unmerklichen Zählens, nämlich Vergnügen bei übereinstimmenden, und Mißbehagen bei widerstreitenden Eindrücken. Aus vielen unmerklich übereinstimmenden Eindrücken entsteht die angenehme Empfindung."

Jenen oben bestimmt formulirten und, wie ich namentlich beim perspectivischen Tact hinreichend bewiesen zu haben glaube, genau dem Sprachgebrauch angemessenen Begriff des Wortes Tact finde ich nun freilich von andern Schriftstellern durch sehr verschiedene Ausdrücke angedeutet; doch habe ich mich nicht entschließen können, jenes Wort mit einem von diesen zu vertauschen. Es ist also nicht unnöthig, mich deßhalb zu rechtfertigen; doch finde ich es überflüssig, dabei auf den Grund zurückzukommen, weßwegen ich den Begriff Tact von den Begriffen der Wörter Empfindung und Gefühl wesentlich unterscheide, und die Anwendung dieser Ausdrücke auf jenen Begriff für unpassend und irreleitend halte; denn dieses Alles ist schon hinreichend auseinander gesetzt.

Aber eben so wenig kann ich für jenen Begriff das Wort „Instinct" billigen, weil es auf einen blinden angebornen Trieb hindeutet und eine solche Seelenthätigkeit bezeichnet, welche durch die bloße Organisation des Individuums angeregt und bestimmt wird, wie das Saugen der Kinder, der Bau der Schwalben und Bienen, u. s. w. Die Thätigkeit des Tacts hingegen wird nicht bloß durch die Organisation, sondern noch weit mehr durch die ganze Bildung des Individuums bedingt. Daher dürfte schwerlich Jemand es billigen, wenn man den exegetischen Tact einen exegetischen Instinct nennen wollte. Doch ist eine gewisse Verwandtschaft beider Begriffe nicht abzuleugnen, weil auch beim Tact die eigenthümliche Organisation nicht ohne Einfluß ist, welches man am deutlichsten bei den abweichenden Tacturtheilen über Farbe, Geschmack und Geruch, so wie über die angenehmen und unangenehmen Gefühle, welche sie verursachen, wahrnehmen kann. Daher

darf man sich bei der herrschenden Unbestimmtheit des Sprachgebrauchs nicht wundern, wenn manche Schriftsteller beide Ausdrücke als gleichbedeutend gebrauchen. Doch hütet der musterhafte Geschichtschreiber Mac Aulay sich wohl, mehr als eine gewisse Aehnlichkeit anzuerkennen. Indem er nämlich von dem großen Einfluß redet, den der in vieler Hinsicht unbedeutende Henry Sidney auf den Entschluß Wilhelms von Oranien hatte, sagt er Tome III Chap. IX: Yet a less acute observer, than Swift, might have been aware, that there is *a certain tact resembling an instinct*, which is often wanting to great orators and philosophers, and which is often found in persons, who, if judged by their conversations or by their writings, would be pronounced simpletons. Indeed, when a man possesses this *tact*, it is in some sense an advantage to him, that he is destitute of those more showy talents, which would make him an object of admiration, of envy and of fear. Sidney was a remarkable instance of this truth. — Was aber den Instinct betrifft, so liegen dessen Wirkungen und Ursachen, so weit sie bloß der Organisation und nicht vielmehr dem eben erläuterten Tact angehören, in einem noch bis jetzt so undurchdringlichen Dunkel, daß sich schwerlich viel Befriedigendes darüber sagen läßt. Selbst bei den Thieren liegt nicht aller Grund ihrer Thätigkeit im Instinct, sondern ein großer Theil derselben ist unstreitig auch bei ihnen einer gewissen Entwickelung des Tacts zuzuschreiben. Jeder Jäger weiß, daß der alte Fuchs durch die Erfahrung weit listiger geworden ist, als der junge; und das Pferd lernt erst durch Erfahrung seine Sprungweite abzuschätzen und die Steilheit einer Böschung lange vorher zu erkennen, ehe es auf dieselbe gelangt, daher es schon bei Zeiten seinen schnellen Lauf hemmt. Beweise genug von den unzähligen, die hier angeführt werden könnten.

Wenn dagegen andere Engländer den Ausdruck *imagination*, Einbildungskraft oder gar Phantasie für den Begriff, von welchem hier die Rede ist, gebrauchen: so dürfte dieses noch weniger Beifall verdienen. Brewster sagt nämlich (Humb. Kosmos II S. 512): The influence of *imagination* as an instrument of research, has been much overlooked by those, who have ventured to give laws to phi-

losophy (d. h. Naturkunde). This faculty is of greatest value in physical inquiries. *If we use it as a guide*, and *confide it in its indications, it will infallibly deceive us; but, if we employ it as an auxiliary, it will afford us the most valuable aid.* Offenbar meint er hier das Nämliche, was ich, eben wie kurz vorher Mac Aulay, den Tact nenne. Aber obgleich ich dem, was er über die Sache sagt, vollkommen beipflichte, so finde ich doch den Namen, welchen er ihr gibt, durchaus unpassend. Denn unstreitig wird Jedem der Ausdruck „die perspectivische oder exegetische Imagination" unerträglich und ganz unverständlich erscheinen.

Andere dagegen wollen durch das Wort „Wahrheitssinn" den vorliegenden Begriff bezeichnen. Doch kann ich auch damit mich eben so wenig befreunden. Denn zuerst liegt schon in demselben die unstatthafte Anmaßung, als wären seine Resultate stets wirklich wahr, während er doch nicht selten gröblich irrt. Ihm schrieben die Menschen Jahrtausende hindurch ihre stete Ueberzeugung von der täglichen Umdrehung des Himmels zu, und doch weiß jetzt jeder Knabe, daß dieß eine falsche Meinung ist. Ferner befördert jener Ausdruck den Wahn, daß den Menschen ein besonderer Instinct für das Wahre und Gute gegeben sei, der sich nicht weiter erklären, folglich auch nicht prüfen lasse; der aber auch eben deßwegen nicht bloß für die Wissenschaft ganz unbrauchbar, sondern auch für den leidigen Fanatismus sehr förderlich ist.

Eben so wenig kann der Ausdruck „gesunder Menschenverstand" (sensus communis) den Begriff des Tacts richtig bezeichnen, obgleich auch er damit verwandt ist. Denn unstreitig soll er das andeuten, was dem allgemeinen und richtigen Tacte der Menschen gemäß ist. In diesem Sinne sagt der Bischof Dr. Eylert in seinem „Leben des Königs Friedrich Wilhelms III.", 2te Aufl. Thl. 1 S. 30 von demselben: „Sein Urtheil war darum so gesund, richtig und treffend, weil es nicht bloß das einseitige Product des Verstandes, sondern immer zugleich seines reinen Tactes war; man hörte darin nicht nur den klaren Denker, sondern auch den edelfühlenden Menschen." — Und kurz vorher S. 28 hatte er gesagt: „Ist von

seiner geistigen (intellectuellen) Eigenthümlichkeit die Rede, so steht oben an als Grundlage des Ganzen: sein gesunder natürlicher Menschenverstand (bon sens, sensus communis). Es ist damit eine ganz eigene Sache bei unserer jetzigen complicirten Bildung, deren aus so vielen heterogenen Elementen bestehende Composition in ihrer Genesis mehr dazu geeignet sein mag, den gesunden natürlichen Menschenverstand zu unterdrücken, als zu wecken und zu beleben; denn er entspringt nicht bloß aus dem Verstande und dessen Denkvermögen, sondern er hängt auch zusammen mit der Klarheit und Einfachheit des Gemüths, und hat seine Wurzeln in der Totalität des ganzen Menschen. In dieser Beziehung ist er in seiner Anlage das köstlichste Geschenk der Natur, und nichts Besseres kann man jedem Menschen, namentlich einem Regenten wünschen, als eben diesen natürlichen gesunden Menschenverstand. Er ist für das praktische Leben und dessen stets wechselnde Vorkommenheiten und Verhältnisse mehr und besser als Gelehrsamkeit und eine isolirte Masse des vielseitigen todten abstracten Wissens." Auch setzt er S. 90 hinzu: „Der Zartsinn ist mehr als ein gefühlvolles Herz, das man haben und dabei doch fortwährend Etourderieen und Unzartheiten aller Art begehen kann. Er umfaßt die Totalität, und durchdringt, wo er ist, den ganzen Menschen. Er ist die reinste Blüthe und schönste Frucht der Gemüthlichkeit. Darum nennt man ihn den feinen Tact, der wie ein ausgebildetes musikalisches Gehör gleich beim ersten Anschlag Harmonie und Disharmonie unterscheidet; eben so der Zartsinn bei eigenen und fremden Handlungen. Schneidende Mißtöne verträgt er nicht; sie verletzen ihn, wo er sie vernimmt."

Alles dieses ist wahr und schön, und vortrefflich gesagt, sobald es auf den richtigen, reinen und feinen Tact und auf den wirklich gesunden Menschenverstand beschränkt wird; aber, woran dieser zu erkennen sei, das ist nirgends gesagt, und darauf kommt eben Alles an. Vom Tact überhaupt läßt das Gesagte sich jedenfalls nicht behaupten, denn nicht jeder Tact ist ein richtiger, reiner und feiner, und nicht jeder Menschenverstand ein gesunder, wie aus den angeführten Beispielen und schon aus den

Zusätzen: „richtiger und gesunder" erhellet. Man darf also nicht von vorn herein voraussetzen, daß er es sei, und noch seltener ist der, welcher für einen allgemeinen ausgegeben wird, dieses wirklich, sondern gewöhnlich nur der Tact einer gewissen Partei. Daß also der Menschenverstand ein gesunder (oder ein richtiger Tact) sei, dieß darf nicht willkührlich vorausgesetzt werden, da es auch einen individuellen oder individuell modificirten Tact gibt, der nicht zum Voraus ausgeschlossen werden darf. Auch mußte jeder Versuch, den gemeinen und gesunden Menschenverstand zum Princip der Philosophie zu machen, an der Frage scheitern: Woran denn der gesunde von dem ungesunden zu unterscheiden sei?

Auch das Wort Ahnung wird zuweilen in dem nämlichen Sinne gebraucht, z. B. wenn Dr. Paulus in seiner Schrift gegen Schelling S. 269 sagt: „Der der Ahnung entsprechende Lehrinhalt wird erst gesucht und richtiger gefunden, je mehr die Menschen allmälig durch Denken richtiger denken lernen." — Aber so wahr die Sache an sich ist, und auch auf den Tact die vollste Anwendung findet: so scheint doch das Wort Ahnung theils zu schwach für die feste Ueberzeugung, welche viele Ergebnisse des Tacts mit großem Rechte hervorbringen (z. B. von der Identität einer Person); theils würde man durch den Ausdruck: „exegetische, perspectivische, ästhetische Ahnung" schwerlich das ausdrücken, was das Wort „Tact" in diesen Verbindungen bezeichnet; theils ist das Gebiet der Ahnungen so wenig für wissenschaftliche Untersuchungen aufgeschlossen, daß schwerlich ein einleuchtendes Resultat zu erlangen sein dürfte.

Daß man das Wort Tact aber eben so wenig durch den Ausdruck „Anschauung" passend ersetzen kann, beweist das obige perspectivische Beispiel deutlich genug. Das bloße Anschauen oder Sehen müßte in demselben ein ganz entgegengesetztes Resultat ergeben, als dasjenige ist, welches der Tact mit vollem Rechte findet. Auch beruhen alle unsere Urtheile über die Beschaffenheit der Objecte selten auf den Gesichtsempfindungen allein, sondern fast immer auf der Verbindung derselben mit andern Sinnesempfindungen und daraus bereits früher gebildeten Urtheilen.

Ganz irreleitend aber ist es, wenn man den Tact ein unmittelbares Denken nennt, denn dadurch wird der bloße Schein als Wirklichkeit dargestellt. Das perspectivische Tacturtheil über Parallelismus, Abdachung, Entfernung, Größe ꝛc. der gesehenen Gegenstände scheint freilich denen, die von Optik und Perspective nichts wissen, ein unmittelbares oder unvermitteltes Denken, aber bloß deßwegen, weil die Menge der Factoren, aus denen es abgeleitet ist, nie zu ihrem Bewußtsein kommt. Hier kann aber die Wissenschaft deutlich nachweisen, daß es nichts weniger, als ein unmittelbares Denken ist, und daß es unstreitig durch diejenigen Factoren vermittelt sein muß, deren Existenz jene leugnen, weil sie dieselben nicht wahrnehmen können. Das ist es aber gerade, was jede Prüfung unmöglich macht und so vielen Wissenschaften nachtheilig wird, vorzüglich aber der Hermeneutik, welche bisher den exegetischen Tact, der auf jede Entscheidung über den wahren Sinn der Worte den mächtigsten Einfluß hat, als ein unmittelbares oder unvermitteltes Denken betrachtet hat, und ihn dadurch jeder wissenschaftlichen Prüfung entzieht. Nur wenn das Wort „unmittelbar" die Schnelligkeit des Denkens ausdrücken soll, ist dagegen nichts einzuwenden, weil diese sich allerdings bei den Tacturtheilen findet. Aber der Begriff der bloßen Schnelligkeit allein kann unmöglich den Tact hinreichend charakterisiren; auch enthält er Nichts von dem, was die Art seiner Wirksamkeit und die Grenzen seiner Berechtigung irgend aufklären könnte, wogegen er stets und unvermeidlich zur Verwechselung mit dem Unvermittelten verführen muß.

Weit näher kommt man freilich der Sache, wenn man den Tact ein unbewußtes Denken nennt. Denn das wesentliche Merkmal der Wirksamkeit des Tacts ist gerade, daß er der Factoren, durch deren Vergleichung und Combination das Urtheil oder der Schluß entstanden ist, sich nicht bewußt wird. Aber diese Bewußtlosigkeit erstreckt sich nur auf die Factoren, nicht auf das Resultat derselben, denn sonst wäre dieses gar nicht vorhanden. Daher ist jener Name wenigstens schielend und irreleitend.

Noch mehr nähert man sich, wenn man den Tact als ein reflexionsloses Denken umschreibt. Denn wenn man unter

Reflexion das bewußte Zurückgehen auf die unbewußten Factoren des durch den Tact vollbrachten Denkens und deren Prüfung versteht: so wird durch jene Negation allerdings eine wesentliche Eigenschaft der Tacturtheile angedeutet. Doch sehe ich nicht ein, warum man durch eine so weitläufige und für viele Verbindungen sehr unpassende Umschreibung den Sprachgebrauch, der schon längst im Besitz ist, und dadurch eine bestimmtere Bedeutung erhalten hat, abändern soll, zumal da jener Ausdruck den Begriff doch nicht ganz richtig bezeichnet. Denn wollte man z. B. statt des exegetischen Tacts sagen: „Das reflexionslose Denken und Urtheilen bei der Exegese", so würde man trotz dieser Weitläufigkeit doch nicht einmal einen adäquaten Begriff andeuten. Es kann nämlich bei der Exegese manche grammatische und historische Reflexion Statt gefunden haben, das Denken also keineswegs reflexionslos gewesen, und dennoch die Hauptentscheidung über den eigentlichen Sinn oder Gedankeninhalt der Worte dem exegetischen Tact überlassen sein.

Endlich scheint auch das, was Herr Dr. Carus, in seiner „Entwickelungsgeschichte der menschlichen Seele", das unbewußte Leben der Seele, und namentlich das relative oder secundär bewußte nennt, mit dem Begriffe, welchen ich, dem Sprachgebrauche gemäß, mit dem Worte Tact bezeichne, wesentlich zusammen zu fallen. Versteht man nämlich unter Leben die organische Thätigkeit, so wird die unbewußte organische Thätigkeit der Seele wohl nichts Anderes sein können, als das, was oben das unbewußte Denken genannt wurde. Dann würde aber von jenem Ausdruck Alles gelten, was von dem letztern bereits gesagt ist. Doch kommt noch hinzu, daß das unbewußte Leben schwerlich von dem eigentlichen Instincte zu unterscheiden sein dürfte.

Dieses wird genug sein, mich zu rechtfertigen, daß ich für das unleugbare Geistesvermögen, — eine Menge von Empfindungen, Vorstellungen und Urtheilen, besonders verwandter Art, schnell zu vergleichen und sich des Resultats augenblicklich bewußt zu werden, ohne von den Factoren der Vergleichung etwas zu wissen, — keine bessere Bezeichnung anzugeben weiß, als das Wort Tact, wodurch der

Sprachgebrauch den Begriff jenes Geistesvermögens schon längst gestempelt hat.

Aber er hat ihn, nach seiner gewöhnlichen Weise, nicht scharf und bestimmt aufgefaßt, und daher auch in die Anwendung manches Schielende und Unrichtige eingemischt. Dieses gilt namentlich von dem Worte „tactlos", an welches sich Mißdeutungen heften, die auf den richtigen Begriff des Wortes, von dem jenes abgeleitet ist, sehr nachtheilig zurückwirken, denen daher nothwendig vorgebeugt werden muß.

Zwar wird nicht leicht Jemand sich einfallen lassen, das Wort „tactlos" in seiner eigentlichen stricten Bedeutung zu fassen, denn Mangel an allem Tact (in dem von mir angegebenen Sinne) findet sich kaum bei einem Thiere, viel weniger bei einem Menschen, nicht einmal bei dem blödsinnigsten, denn ohne allen Tact wäre er zu jeder Vorstellung unfähig. Schon dieses deutet darauf hin, daß bei dem Worte nur der Mangel an einem guten oder richtigen Tact gemeint sei; und so ist es auch. Weil nämlich die schnelle Wahrnehmung der Harmonie oder Disharmonie der unbewußt vorhandenen Vorstellungen, sowohl unter einander, als mit einer neuen Vorstellung, also die Wahrnehmung des Angemessenen oder Passenden, oder auch des Gegentheils, das wesentliche Geschäft des Tacts ist: so bezeichnet der Sprachgebrauch schon längst denjenigen, der im Augenblicke des Handelns das Angemessene oder Passende nicht zu finden weiß, mit dem Worte tactlos. Dadurch wird aber der Wahn befördert, als sei der Tact das Vermögen, im Augenblicke des Handelns immer das Objectiv-Wahre und Richtige schnell und ohne eigentliche Reflexion zu finden; er sei also der oben erwähnte Wahrheitssinn in der Bedeutung der Untrüglichkeit. Gegen eine solche Auffassung muß aber nachdrücklichst protestirt werden, denn sie ist zwar sehr begreiflich, aber eben so falsch als mißleitend und nachtheilig.

Weil nämlich Jeder die Resultate seines eigenen Tacts, d. h. seine eigenen Tacturtheile, für die richtigen hält, so erklärt er gewöhnlich ohne Bedenken jedes Handeln, welches mit seinem eigenen Tact-

urtheile nicht übereinstimmt, also dazu nicht paßt, für tactlos, und verbindet damit den Begriff des Unrichtigen, dem objectiv-wahren Verhältniß der Sache Unangemessenen. Es fällt ihm daher nicht ein, zuzugeben, daß das von ihm für tactlos erklärte Denken oder Handeln nicht bloß dem abweichenden Tacte eines Andern, sondern sogar dem wahren Verhältniß der Sache angemessen sein könne. Und doch ist dieses sehr wohl möglich. Denn da der Tact Nichts anderes ist, als das Vermögen, die Uebereinstimmung oder den Widerspruch eines Gedankens mit dem unbewußten Vorrathe der übrigen (vorzüglich der verwandten) Vorstellungen, wie sie sich gerade in einem Individuum befinden, also mit seinem ganzen dermaligen geistigen Zustande wahrzunehmen: so hängt die Richtigkeit seines Tacturtheils von der Richtigkeit seiner übrigen unbewußten Vorstellungen ab; es muß also unrichtig werden, wenn diese es sind. Damit stimmt auch der Sprachgebrauch vollkommen überein, indem er sehr oft von einem richtigen oder guten, reinen und feinen Tact redet, folglich offenbar voraussetzt, daß es auch einen unrichtigen oder schlechten geben könne. Gibt es aber sowohl einen richtigen als einen unrichtigen Tact, so ist jeder Begriff desselben, der sich auf den erstern beschränkt, ein falscher, weil er zu eng ist; die Wissenschaft muß ihn vielmehr so fassen, daß er auf beide Arten desselben anwendbar bleibt.

Ueberdieß würde aber auch jener falsche Begriff zu den nachtheiligsten Folgerungen verleiten. Er würde nämlich jede Berichtigung falscher Tacturtheile, welche ohnehin durch die Natur der Sache und durch die Selbstsucht der Menschen so sehr erschwert wird, eben durch die Unterstützung des leicht erklärlichen und weit verbreiteten Wahns, daß sie untrüglich wären, ganz unmöglich machen. Die Aufgabe der Wissenschaft ist es eben, die Ergebnisse des Tacts zu prüfen, und über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben zu entscheiden, so weit ihr dieses möglich ist. Sie selbst würde sich also den Weg versperren, wenn sie einen Begriff des Tacts gelten ließe, der mit jenem Geschäfte unvereinbar wäre.

Wie wichtig es indessen ist, daß sie jene Aufgabe sich nicht durch

den Wahn von der Untrüglichkeit des Tacts rauben lasse, beweisen die traurigen, oft fürchterlichen Folgen, welche der Fanatismus von je her nach sich gezogen hat. Dieser ist nämlich Nichts anderes, als die blinde Annahme der für untrüglich gehaltenen Ergebnisse des Tacts, ohne von vernünftigen Gründen etwas hören und auf dieselben achten zu wollen. Er zeigt sich überall, wo jene Ergebnisse sich auf wichtige Interessen beziehen, daher vorzüglich in religiösen und politischen Angelegenheiten, aber auch in allen andern, wo durch das Gegentheil jener Ergebnisse selbstsüchtige Neigungen gefährdet erscheinen. Daher geht er nur zu leicht in leidenschaftliche Heftigkeit über, welche das Herz gegen alle Wahrheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe verstockt, und die Blätter der Menschengeschichte bis auf diesen Tag mit den empörendsten Gräueln gefüllt hat. Ihm nach Kräften entgegen zu arbeiten, ist die Pflicht jedes Menschenfreundes und auch ein Hauptzweck dieser Schrift. Sie kann daher unmöglich einen Begriff des Tacts dulden, der jenen Wahn befördern müßte, gegen den aber auch sowohl die ganze an allmälige Entwickelung gebundene Natur des menschlichen Geistes als alle Erfahrung streitet. Denn diese zeigt zu allen Zeiten und in allen Gegenständen des menschlichen Wissens eine Menge von Irrthümern, welche nicht bloß von einzelnen Menschen, sondern von ganzen Gesellschaften und Völkern mit unbezweifelter Gewißheit festgehalten wurden, wie z. B. unter unzähligen andern der Glaube an die tägliche Umdrehung des Himmels und der Wahrheitshaß des Nationalfanatismus zur Genüge beweist.

Der Vollständigkeit wegen darf ich jedoch auch den Gebrauch nicht übergehen, welcher von dem Worte Tact in einem ganz andern Sinne noch in der Musik gemacht wird. Denn vielleicht könnte die Einwendung gemacht werden, daß der von mir aufgestellte Begriff nicht mit jenem übereinstimme. Sie wird jedoch hinfällig, sobald nur gehörig zwischen dem musikalischen Tact und dem Tact in der Musik unterschieden wird. Der erstere ist nämlich, wie der Tact überhaupt in allen seinen Beziehungen, das Vermögen, die Harmonie und Disharmonie der Töne schnell und ohne Bewußtsein der Gründe wahrzunehmen; der Tact in der Musik hin-

gegen bezeichnet die Uebereinstimmung der Töne selbst, aber nur in einer Rücksicht, nämlich nach ihrer Zeitdauer, weil man in den übrigen Beziehungen andere Bezeichnungen, nämlich Harmonie und Melodie, gebraucht. Uebrigens mag die dadurch entstandene Zweideutigkeit des Wortes Tact dazu beigetragen haben, daß man zur Vermeidung desselben sich lieber des Wortes Gefühl bediente, obgleich dieses in der That noch vieldeutiger und irreleitender ist. Daß aber in dieser Schrift die abgeleitete singuläre Bedeutung der übereinstimmenden Zeitdauer der Töne von dem Begriffe des Wortes Tact gänzlich ausgeschlossen ist, bedarf kaum der Erwähnung.

Da aber von dem genauen und bestimmten Begriff des Wortes Tact die ganze folgende Erörterung bedingt ist, so muß ich schließlich noch zwei Einwürfen begegnen, welche mir bereits vor vielen Jahren von einem befreundeten angesehenen Philosophen gemacht wurden, obgleich der zweite derselben sich zum Theil auf die folgenden Kapitel bezieht.

Der erste besteht darin: „daß der Begriff nicht neu, sondern schon vielfach, aber unter andern Namen erörtert sei.“ — Dagegen erwiedere ich: daß es mir auch nie eingefallen ist, zu meinen, von einem Vermögen, welches so alt als das Menschengeschlecht ist, habe bisher Niemand eine Vorstellung gehabt; sondern ich tadle nur, theils, daß man gerade dasjenige Wort, welches der Sprachgebrauch schon längst für jenes Vermögen anwendet, von genauen Erörterungen ausgeschlossen hat, theils, daß dasselbe, wie eben die ganz verschiedenen Benennungen beweisen, nie auf einen hinlänglich bestimmten Begriff zurückgeführt ist, ohne welchen jede Erörterung fruchtlos bleiben muß. Wo aber derselbe zu finden sei, ist mir bis jetzt unbekannt geblieben.

Der zweite Einwurf lautet folgendermaßen: „Verstandeskritik“ (also Prüfung) „und Gefühl oder Tact dürften einander nicht schlechthin entgegengesetzt werden, da doch nur Verstandeskritik und Gefühlsform einander entgegengesetzt werden sollten. Denn die Reflexion beziehe sich nur auf die Form. Nun könnten logisch wohl die Bestimmtheit der Form, und die Unbestimmtheit direct entgegen-

gesetzt werden, aber nicht jene und Gefühl oder Tact; sonst entstehe der schiefe Satz, daß einmal die ausgebildete Reflexion die unausgebildete meistern, und eben so sehr der Mangel an Bildung die Bildung controliren solle, es also herauskäme als ob Tact und Tactlosigkeit unter dem Worte Tact verstanden, und ihm daher bald Gutes, bald Schlimmes nachgesagt werde." — Dagegen habe ich Folgendes zu bemerken:

1. Ich betrachte die Fähigkeit, Tacturtheile zu bilden und dieselben zu prüfen, nicht als verschiedene Formen des nämlichen Vermögens, sondern als zwei wesentlich verschiedene Vermögen. Die erste Fähigkeit beruht nämlich auf dem Vermögen, dunkle Vorstellungen als solche zu vergleichen und sich des Resultats dieser Vergleichung, der Harmonie oder Disharmonie, bewußt zu werden; die zweite dagegen auf dem Vermögen, die dunklen Vorstellungen aus ihrer Dunkelheit durch freie Selbstthätigkeit ans Licht zu ziehen, sie zu unterscheiden und mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtsein zu erkennen. Das erste dieser beiden Vermögen haben offenbar die Menschen mit den Thieren im Wesentlichen, wenn auch in verschiedenem Grade, gemein, wie aus den schon angeführten und noch ferner zu erwähnenden Thatsachen ganz unleugbar hervorzugehen scheint, obgleich die Resultate desselben nach ihrer Organisation und ihren Vorstellungskreisen noch weit verschiedener sein mögen, als sie es schon bei den Menschen sind. Das zweite aber wird schwerlich den Thieren zugeschrieben werden können, weil ihnen, so viel wir schließen können, die freie Selbstthätigkeit fehlt, deren der Mensch fähig ist, und welche sich wesentlich in dem freien Hervorziehen der Vorstellungen aus ihrer Dunkelheit, und in der Verdeutlichung derselben zeigt.

2. Daher fällt der schiefe Satz gänzlich weg, daß der Mangel an Bildung die Bildung controliren solle rc. Denn der Tact ist keineswegs = Mangel an Bildung, sondern ein eigenes wichtiges Vermögen, welches selbst einer großen Bildung fähig ist, und durch die Reflexion keineswegs aufgehoben, sondern nur in seinen Wirkungen berichtigt und verfeinert werden soll. Die Bildung aber entsteht

eben sowohl durch den Tact als durch die Prüfung; und nur in so fern auch die letztere durch Einseitigkeit zu einem falschen Resultate gelangen und dadurch Verbildung veranlassen kann, soll sie vom Tacte, der die Totalität zusammenfaßt, controlirt und gewarnt werden. Eben weil nun einmal keins von beiden Vermögen untrüglich ist, sollen beide einander unterstützen, um der Wahrheit so nahe zu kommen als es der menschlichen Beschränkung möglich ist.

3. Was endlich den Vorwurf betrifft, daß Tact und Tactlosigkeit in dem nämlichen Worte zusammen zu fallen schienen: so gilt dieser Schein nur für den, der durch das verführerische Wort „tactlos" verleitet ist, daß er unter dem Worte Tact nur das Vermögen, richtige Tacturtheile zu bilden, versteht, und daher Alles, was mit seinem eigenen Tact nicht übereinstimmt, wenn dieser auch noch so unrichtig ist, ohne Bedenken Tactlosigkeit nennt.

Kapitel II.

Unzuverlässigkeit der Tacturtheile.

Wer nun in dem Geistesvermögen, welches ich mit dem Worte Tact besser bezeichnen zu können glaube, als mit einem der vielen oben beurtheilten Ausdrücke, und dessen Begriff ich möglichst festzustellen suchte, die Bedingung aller Geistesthätigkeit erkennt: der kann es unmöglich geringschätzen; er muß darin vielmehr eins der wunderbarsten, edelsten und unentbehrlichsten Geschenke erkennen, welche der erhabene Weltordner allen uns bekannten vorstellenden und denkenden Geschöpfen verliehen hat, wenn auch die Anlage zu demselben und dessen Ausbildung noch so sehr verschieden sind. Der Tact als das oben beschriebene Vermögen ist das unschätzbare Werkzeug, insbesondere für den Menschen, welches von der Wiege bis zum Grabe unermüdet im Wachenden und Träumenden fortarbeitet, und durch die festhaltende Kraft des Geistes, das Gedächtniß, in diesem ein unermeßliches Material aufspeichert, dessen kleinster Theil zu unserm Bewußtsein

kommt oder in demselben verbleibt, dessen Wirksamkeit aber bei keiner Veranlassung (d. h. bei keiner Anregung verwandter Vorstellungen und Gedanken) ganz ausbleibt. Er ist die Bedingung aller geistigen Thätigkeit und praktischen Wirksamkeit, so wie die Quelle jedes Genie's, welches Nichts anderes ist, als die Wirksamkeit des Tacts zur Erzeugung neuer und zugleich richtiger Gedanken, während der Ausdruck Talent, als Gegensatz gegen das Genie, nur die Neuheit der durch den Tact erzeugten Gedanken, abgesehen von ihrer Richtigkeit, anzeigt, häufig aber Nichts weiter ausdrückt, als die Leichtigkeit, mit der gewisse Fertigkeiten erworben werden. Daher sagt auch Dr. Carus in der Abhandlung über die kleinen Augen der Engel und Heiligen S. 24: „Die erst jetzt enthüllte Richtigkeit des Verfahrens würde noch mehr Verwunderung erregen, wenn uns nicht so viele Thatsachen bezeugten, es sei überall Vorrecht des Genie's, durch richtigen Tact der Entwickelung des Menschengeschlechts vorzugreifen, und mit sicherem Blicke das zu erfassen, was den Zeitgenossen noch ein dichter Nebel verschleiert." — Ueberdieß ist der Tact die Ursache aller geistigen Gefühle, bei denen die Beziehungen der Tactvorstellungen und Urtheile auf die Objecte derselben häufig ganz im Dunkeln bleibt, und nur die Beziehung auf das vorstellende Subject ins Bewußtsein tritt.

Aber ungeachtet dieser Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit sind die Erzeugnisse des Tacts nichts weniger als untrüglich; sie sind vielmehr oft irrig und unwahr. Dieses hat von je her die Erfahrung gezeigt, und die Ursache ist leicht zu finden.

Schon in den sinnlichen Wahrnehmungen sind die Irrthümer längst bekannt, welche Sinnestäuschungen genannt zu werden pflegen, und bereits von den alten Skeptikern fleißig ausgebeutet wurden, um die Unsicherheit alles menschlichen Wissens darzuthun, obgleich alle wirklichen Empfindungen wahr sind, und nur die aus denselben abgeleiteten Urtheile unrichtig und falsch sein können. Nicht bloß Fieberkranke und Wahnsinnige sehen und hören, riechen, schmecken und fühlen Dinge, denen kein Gesunder Wirklichkeit zugesteht; sondern auch diese Gesunden glauben häufig und zwar mit

der festesten Zuversicht Dinge wahrzunehmen, die entweder gar nicht existiren, oder doch von ganz anderer Beschaffenheit sind, als sie ihnen erscheinen. Ganze Caravanen sehen große Seen in den heißen Wüsten, wo Nichts als dürrer Sand existirt; und eine große Reihe von Zeugen schwur mit der größten Zuversicht, daß der unglückliche Lesurque die nämliche Person sei, welche sie kurz vor dem an der Lyoner Post verübten Raubmorde in einem Wirthshause vor Paris gesehen hatten, obgleich es sich, leider zu spät, auswies, daß er die Stadt nicht verlassen hatte.

Noch häufiger sind die Begriffe, welche der Tact sich gebildet hat, von ganz zufälligen Merkmalen hergenommen, und müssen daher auch zu falschen Urtheilen und Schlüssen verleiten. Welche Mißgriffe der exegetische, perspectivische, mechanische, politische &c. Tact oft gemacht hat, ist bekannt genug. Daß es sogar einen falschen sittlichen Tact geben könne, ist durch das Zugeständniß eines sogenannten irrenden Gewissens, und sogar durch Christi eigenes Zeugniß „sie glauben Gott einen Dienst zu thun" hinreichend anerkannt. Und wie felsenfest auch der religiöse Glaube bei der einen Secte sein mag, so wird er doch von der andern mit gleicher Zuversicht für Aberglauben oder Unglauben gehalten. Was sind sogar die Ideale, welche der Eine aufstellt, dem Gegner anders als Carricaturen des Erhabenen?

Noch größer aber als bei den Anlagen ist die Verschiedenheit der Umgebungen und Umstände. Durch dieselben werden einige Empfindungen häufiger und stärker angeregt, als andere, und erlangen nebst allen daraus abgeleiteten Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen ein Uebergewicht, eben dadurch aber einen größern Einfluß auf den Tact, als andere. Ferner theilen uns die Personen, mit welchen uns die Umstände in Verbindung bringen, vermittelst der Sprache eine Menge schon fertig gebildeter, bald richtiger, bald unrichtiger Vorstellungen &c. mit, welche wir aus Zutrauen zu ihnen als Tradition in unsern Vorrath aufnehmen und mit demselben verbinden.

Endlich kommt aber noch die Freiheit des Willens hinzu, welche in Nichts sich wirksamer zeigt, als darin, daß wir aus

der dunkeln Vorrathskammer unserer Vorstellungen willkührlich einige ans Licht ziehen, andere, die sich hervordrängen wollen, zurückschieben können. Durch Beides wird aber deren Einwirkung auf den Tact entweder vermehrt oder vermindert, und in den Erzeugnissen desselben eine bedeutende Verschiedenheit hervorgebracht.

Alle diese Ursachen wirken überall, aber nicht überall in gleichem Grade. Je niedriger die Culturstufe eines Volkes ist, je einfacher seine Verhältnisse sind, und je weniger es mit Fremden in Berührung kommt: desto geringer ist die Verschiedenheit der Individuen im Geistigen wie im Leiblichen. Je mehr aber die Bildung zunimmt, desto ungleicher werden die Stufen derselben; je mannigfaltiger die Verhältnisse und Verbindungen werden, desto mehr fremdartige Elemente drängen sich bei Einigen ein, während sie bei Andern fehlen. Desto größer muß also die Verschiedenheit der geistigen Physiognomie in den abweichenden und einander widerstreitenden Erzeugnissen des Tacts werden, und was dem Einen noch als wahr und richtig erscheint, wird von dem Andern bereits als falsch erkannt.

Bei so vielen Ursachen der Verschiedenheit der Tacturtheile muß sich aber überall und unabweislich die Frage hervordrängen: Was ist von dem Verschiedenen, wohl gar Entgegengesetzten das Wahre und Richtige? und diese Frage macht die Prüfung zu einem unumgänglichen Bedürfniß.

Zweiter Abschnitt.

Verhältniß der Prüfung zum Tact.

Kapitel I.

Kritik des Begriffes: Prüfung.

Daß durch die Prüfung die Frage beantwortet werden soll: „Ob Etwas, sei es nun ein wirklicher Gegenstand oder ein bloßer Gedanke,

das wirklich sei, wofür es gehalten oder ausgegeben wird?" bedarf keines Beweises. Wie es aber anzufangen ist, jene Frage zu beantworten, und welche Mittel dazu anzuwenden sind, darüber herrschen theils sehr unklare, theils sehr verschiedene Ansichten. Um nun die meinige anschaulich zu machen, möge es mir abermals vergönnt sein, mich eines sinnlichen Beispiels zu bedienen.

Ein Stück Metall wird für reines Gold gehalten oder ausgegeben. Ist kein Zweifel, daß es dieses wirklich sei, so denkt man an keine Prüfung; findet sich aber jener, so wird diese nöthig. Was geschieht also? Man streicht das bezweifelte Gold auf dem Probirstein, und macht neben dem entstandenen Strich einen andern mit unbezweifeltem reinen Golde oder erprobten Legirungen, behandelt beide mit der nämlichen Säure, welche das reine Gold nicht angreift, sondern nur die unedlen Metalle, und vergleicht dann die Wirkungen. Das Wesentliche der Prüfung besteht also in der Vergleichung des Bezweifelten mit dem Unbezweifelten, und wo, wie hier, die Vergleichung nicht unmittelbar geschehen kann, durch die Vergleichung der Wirkungen, welche die nämliche Ursache auf beide hervorbringt. Das Unbezweifelte ist also gleichsam der Maßstab, an welchen das Bezweifelte gehalten, und wodurch es gleichsam gemessen wird.

Dieser Maßstab kann aber bloß ein von außen dargebotener, auf Treu und Glauben hin angenommener sein, wie im obigen Falle angekaufte Probirstäbe von bestimmten Legirungen sein würden, oder er kann von dem prüfenden Subjecte selbst aufgefunden oder bereitet sein, wie wenn der Goldschmied selbst nach den bestimmten Verhältnissen die Legirungen und aus denselben die Probirstäbe bereitet hätte. Im erstern Falle hat man eine Prüfung durch Auctorität, im zweiten eine Prüfung durch eigene Erkenntniß, also unabhängig von der Auctorität.

Kapitel II.

Prüfung durch Auctorität.

Die Prüfung durch Auctorität, d. h. die Vergleichung des Bezweifelten mit dem, was aus Zutrauen zu der Aussage Anderer als wahr angenommen wird, hat allerdings mehrere Bedenklichkeiten, und bedarf großer Vorsicht. Dennoch ist sie keineswegs so verwerflich, als sie Vielen erscheint, und auch diese werden wahrscheinlich, wenn sie die Sache etwas genauer untersuchen wollen, eingestehen müssen, daß ihnen selbst in unzähligen Fällen Nichts anderes übrig bleibt. Es ist schlechthin unmöglich, daß Jeder Alles, was zur Prüfung seines Denkens und Handelns nöthig ist, durch eigene Beobachtung und Untersuchung mit völliger Gewißheit erforschen könne. Auch da, wo eine absolute Unmöglichkeit nicht Statt findet, zeigen sich doch oft so große Schwierigkeiten, daß die Hinwegräumung aller nicht ohne große Unbilligkeit zu fordern ist. Fast alle sogenannten historischen Kenntnisse müssen auf der Auctorität beruhen, weil die Vorzeit so wenig als die Ferne von uns selbst beobachtet, erfahren und erforscht werden kann; aber auch diejenigen Zweige der Wissenschaften, welche eine bloße Frucht des Nachdenkens und Erfindungsgeistes gewesen sind, können deßwegen noch nicht von Jedem ohne Hülfe Anderer zur Einsicht gebracht werden. Was Tausende der ausgezeichnetsten Geister und Tausende von Jahren zur Erkenntniß gebracht haben, bloß durch eigene Forschung entdecken zu wollen, ist, zumal bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften, eine offenbare Thorheit, bei welcher auch der größte Geist seine Kräfte nutzlos vergeuden würde. Jeder muß erst das, was von Andern bereits gefunden ist, von ihnen zu erlernen suchen, bevor er hoffen darf, weiter als sie zu kommen. Ja! um dieses Alles mit allen seinen Gründen nur zu erlernen, reichen keine Geisteskräfte des Einzelnen aus; Jeder muß sich schon auf gewisse Fächer des menschlichen Wissens beschränken, und andere unerforscht lassen, oder wenigstens mit einigen Hauptresultaten sich begnügen, die dann doch für ihn nur Auctoritätssachen sind. Daher muß sich der Kranke auf seinen Arzt, der Actionär einer

Eisenbahn auf die redlichen Berechnungen und die praktische Geschicklichkeit des Ingenieurs, der Schüler auf die Einsicht des Lehrers verlassen; kurz, je beschränkter in irgend einem Fache unsere eigene Einsicht ist, desto unentbehrlicher wird uns die fremde Auctorität als Prüfungsmittel beim Denken und Handeln.

Daher ist denn auch beim Zweifel über die Richtigkeit unserer Urtheile die Vergleichung derselben mit den Urtheilen Anderer, zu deren Einsichten wir Zutrauen hegen, das erste und natürlichste Hülfsmittel. Gern fragen wir bei jeder befremdenden oder verdächtigen Wahrnehmung, ob Andere, die sich in den nämlichen oder ähnlichen Verhältnissen befinden, sie eben so wie wir gemacht haben. Auch sind wir mit Recht geneigt, die Schlüsse, welche wir aus unsern Wahrnehmungen ziehen, mit denen zu vergleichen, welche Andere aus den nämlichen oder ähnlichen abgeleitet haben, um die unsrigen bestätigt oder berichtiget zu sehen.

Es gibt also Keinen, der nicht in irgend einem Gegenstande, zu dessen Prüfung es ihm selbst an Fähigkeit, Vorkenntnissen, Gelegenheit oder Zeit fehlt, sich durch das Urtheil derer leiten lassen müßte, welche die Sache besser verstehen. Die wunderliche Anmaßung, alle historische Auctorität überflüssig zu machen, und Geschichte nebst Erfahrung a priori zu construiren, kann nur todtgeborne Kinder erzeugen. Ja, wer auch in andern Gegenständen des Wissens alle Auctorität verachtet, der weiß nicht, was er thut. Er bedenkt nicht, daß er selbst ihrer in tausend Fällen nicht entbehren kann; daß er den Schwächeren allen Anhalt entzieht, daß er den aufgeblasenen Hochmuth der Halbwisser nährt; und daß die Ordnung der ungebildeten Massen in hohem Grade gefährdet wird, wenn der Einfluß der Auctorität auf ihre Ueberzeugungen vernichtet wird. Denn was in den Massen die zu ihrem Bestehen nothwendige Ordnung erhält, das sind nicht Reflexionen und Philosopheme, sondern herkömmliche Maximen und die Sitte, welche wesentlich durch die Auctorität derer erhalten wird, welche als die Besseren und Einsichtsvolleren gelten.

Dieses ist der Auctoritätsglaube, der sich auf den

Glauben **an** Jemand stützt. Der letztere bezeichnet nämlich das Zutrauen zur Intelligenz und Redlichkeit einer Person, deren Urtheil als zuverlässig und maßgebend betrachtet wird. Daß ein solcher Glaube an Personen (eine Auctorität des Zutrauens) für Keinen ganz entbehrlich ist, folgt aus der obigen Erörterung; und wer möchte ohne ihn in der Welt leben; wie wäre ohne ihn ein wohlthuendes, ja nur ein erträgliches Verhältniß im häuslichen und im bürgerlichen Leben möglich?

Ist aber irgend Etwas ein Erzeugniß des Tacts, so ist es gerade der Glaube an Personen. So wenig wie das Zutrauen zur Identität einer Person, d. h. die Gewißheit, daß eine wahrgenommene Person die nämliche sei, welche ich aus einer frühern Wahrnehmung kenne, läßt sich das Zutrauen zu ihrer Intelligenz und noch weniger zu ihrer Redlichkeit aus einem eigentlichen Wissen ableiten. Es beruht fast immer auf einer großen Menge von Factoren, d. h. von einzelnen Wahrnehmungen, und daraus ohne Bewußtsein derselben abgeleiteten und ebenfalls unbewußt gebliebenen Urtheilen und Schlüssen, welche erst durch ihre Verbindung mit einander ihr Gewicht erhalten, vereinzelt aber selten jedem Zweifel unzugänglich sind, weßhalb sie auch nur vom Tact in ihrer Totalität zusammengefaßt und zu der Lebendigkeit der Ueberzeugung erhoben werden können, welche für denselben Alles aufs Spiel setzt.

So groß jedoch die Unentbehrlichkeit des Auctoritätsglaubens zur Erweiterung und Prüfung des Denkens mehr oder weniger für Alle ist, und so wohlthätig die Folgen desselben für die Wohlfahrt der Menschen sein können: so darf doch nicht verhehlt werden, daß er selbst auch einer sehr mannigfaltigen Prüfung bedarf, wenn seine Wirkungen nicht eben so nachtheilig werden sollen, als sie wohlthätig sein können. In vollem Maaße gilt hier das bekannte Sprüchwort: „Trau! Schau: Wem?" — Diese Prüfung aber bezieht sich auf drei Hauptpuncte.

1. Der erste dieser Puncte enthält nämlich die allgemeine Frage, ob die Person, an welche als an eine zuverlässige Auctorität geglaubt wird, dieses Zutrauen auch wirk-

lich verdiene? Denn thut sie dieses nicht, so kann ihre Aussage offenbar von keinem Werthe sein. Die Beantwortung dieser Frage hängt aber wiederum von der Art ab, wie die folgenden drei untergeordneten Fragen beantwortet werden können, nämlich:

a. Ob sie das Wahre und Richtige des betreffenden Gegenstandes kannte, folglich im Stande war, dasselbe mitzutheilen, also in dem betreffenden Puncte das Zutrauen zu ihrer Intelligenz verdiene.

b. Ob sie durch ihre Aussage das Wahre und Richtige (nicht etwa das Falsche) mittheilen wollte; daß also an ihrer Redlichkeit entweder überhaupt oder doch in dem betreffenden Puncte nicht gezweifelt werden darf. Denn wollte sie etwas Anderes, als ihre wirklichen Gedanken mittheilen, so könnte offenbar das Zutrauen zu ihrer Intelligenz nichts nützen, weil das Mitgetheilte dann nicht das Product ihrer Intelligenz, sondern etwas ganz Anderes enthielte. — Dazu kommt aber noch die Frage:

c. Ob die mittheilende Person der Sprache, deren sie sich bedient, hinreichend mächtig sei, um in derselben den Gedanken, welchen sie mittheilen wollte, auf eine angemessene Weise darstellen zu können.

Daß aber schon der erste Hauptpunct, nämlich die befriedigende Beantwortung der obigen drei Fragen, nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden hat, ist leicht einzusehen. Kaum wird es Jemandem gelingen, die eigene Intelligenz, in welcher so Vieles dem Bewußtsein verborgen bleibt, so genau auszumessen, daß er selbst das Maaß des verdienten Zutrauens zu seiner Einsicht genau bestimmen könnte; wie dürfte er also bei einem fremden, ihm weit unbekannteren Geiste sich eine solche Kunde anmaßen! Und nun gar der redliche Wille! Ist er nicht das Geheimste der menschlichen Natur? Wie wenig kennen wir unser eigenes Herz; und wie oft sehen wir uns getäuscht, wenn wir ein fremdes ergründet zu haben meinen! Leichter ist es freilich, eigentliche Fehler im Gebrauch einer Sprache zu

entdecken, aber Schwierigkeiten genug zeigen sich, wenn im Einzelnen mit Bestimmtheit angegeben werden soll, ob der Redende den passendsten Ausdruck für seine Gedanken zu finden wußte.

Doch wie groß auch alle diese Schwierigkeiten sind, so weiß dennoch der Tact dieselben schnell und meistens nicht unglücklich zu beseitigen. In ihm concentriren sich alle wahrgenommenen Züge zu einem Gesammtbilde, nach welchem sich die Beantwortung jener Fragen richtet. Auch ist dasselbe nicht selten ein richtiges, wenn nämlich die einzelnen Hauptzüge charakteristisch genug und richtig aufgefaßt waren. Aber oft sind sie beides nicht; Vorliebe oder Abneigung drängen sich in den Vorgrund, und das Tacturtheil wird oft schon in der Entscheidung jenes ersten Hauptpuncts einseitig und verfälscht; es kann also das Bedürfniß der Prüfung nicht ablehnen.

Wenn es aber auch völlig richtig ist, so wird dadurch der Gebrauch der Auctorität zur Prüfung zweifelhafter Gedanken noch lange nicht gesichert. Es muß nämlich

2. noch ein anderer Hauptpunct entschieden werden durch die Beantwortung der Frage: Ob der Ausspruch einer solchen Auctorität unverändert an den gelangt ist, der ihn anwenden soll, oder, ob er authentisch ist.

Denn schon bei der unmittelbaren Auffassung von Mund zu Ohr kann letzteres die Töne falsch auffassen, wie der unglückliche Führer Hannibals, der wegen der punischen Aussprache des Letzteren statt Casinum die Stadt Casilinum gehört zu haben meinte, wodurch aber der Zweck der Mittheilung gänzlich verfehlt ward. Sogar eigentliche Schreib- und Druckfehler aus bloßer Unachtsamkeit sind schwer zu vermeiden; und wie sehr nicht bloß ein falscher Buchstabe, sondern sogar ein falsches Interpunctionszeichen den beabsichtigten Sinn in das gerade Gegentheil verwandeln kann, beweist der unglückliche Abt, von dem es heißt: Martin pour un point a perdu son abbaye. Doch auch absichtliche Veränderungen aus guter oder schlimmer Absicht sind nicht bloß denkbar, sondern sie finden sich auch in allen Schriften, welche als entscheidende Auctoritäten benutzt zu werden pflegen.

Nur der kritische Tact vermag es, die zahllosen Factoren, welche zur Entdeckung und Verbesserung solcher Textverfälschungen leiten können, zu combiniren und zu vergleichen; aber je größer die Menge derselben ist, desto leichter können sich falsche einmischen, oder doch einzelne derselben, wenn sie auch an sich nicht unrichtig sind, ein zu großes Gewicht für die Entscheidung erhalten. Auch zeigt die Erfahrung oft und deutlich genug, zu welchen Irrthümern die raschen Kritiker, welche ihrem Tact blindlings folgen, hingerissen zu werden pflegen. Eine besonnene Prüfung, welche die einzelnen Factoren und deren Verhältniß sowohl zu einander als zu dem wahrscheinlichen Gedanken des Urhebers sich deutlich bewußt zu machen sucht, kann also auch in dieser Hinsicht nicht entbehrt werden.

So groß aber auch die Wichtigkeit einer richtigen Beantwortung der eben erörterten beiden Hauptfragen für die Auctoritätsentscheidung in Ansehung zweifelhafter Gedanken ist: so bleibt sie doch ohne allen Nutzen, wenn nicht endlich noch

3. ein richtiges Verstehen dieser Aussprüche der Auctorität hinzu kommt. Denn werden diese Aussprüche gar nicht verstanden, so ist auch der in ihnen enthaltene Gedanke nicht gefunden, kann also auf das Denken dessen, dem er mitgetheilt wurde, nicht den geringsten Einfluß haben. Werden sie aber falsch verstanden oder mißverstanden: so wird ein ganz anderer Gedanke in den Aussprüchen gefunden, als die Auctorität mittheilen wollte; folglich wird der Einfluß auf das Denken ein ganz anderer, als der beabsichtigte, wohl gar ein entgegengesetzter werden.

Nun scheint freilich dem Tact nichts leichter, als das richtige Verstehen des Gesagten, sobald er nur die Sprache kennt. Durch nothgedrungene und ununterbrochene Uebung von frühster Jugend an hat er in der Auslegung seiner Muttersprache sich eine solche Fertigkeit erworben, daß er mit den Worten eben so augenblicklich den darin gefundenen Gedanken verbindet, als mit dem Sehen das Erkennen der sichtbaren Objecte. Beides hält er daher fälschlich für etwas unmittelbar Gegebenes, weil die vermittelnden Factoren nicht zu

seinem Bewußtsein kommen, ungeachtet doch eben so wenig der mitgetheilte Gedanke, als das Erkennen der sichtbaren Gegenstände, sondern nur die Mittel, zu ihnen zu gelangen, gegeben sind. Eben so bereit, als die oben erwähnten Zeugen gegen Lesurque für die Identität der Person, sind daher auch gewöhnlich die Menschen, bei Allem, was ihnen heilig ist, zu betheuern: „Dieses oder Jenes habe Jemand gesagt", ohne dabei an die Worte zu denken, die ihnen meistens längst entfallen, oder wenigstens nicht mehr mit diplomatischer Genauigkeit gegenwärtig sind; sondern sie wollen mit jener Aeußerung nur den Gedanken bezeichnen, welchen sie in den Worten des Andern, vielleicht aber auch mit großem Unrecht, gefunden haben.

Daß nun eine solche Verwechslung wesentlich verschiedener Begriffe tagtäglich bei denen Statt findet, welche nichts Anderes als ihren Tact kennen, und zu kennen vermögen, darf nicht befremden. Daß sie aber eben so häufig bei wissenschaftlich gebildeten, folglich ans Prüfen gewöhnten Männern angetroffen wird, indem diese ohne alles Bedenken stets von gegebenen Gedanken reden, also von der ungeheuren Kluft zwischen den gegebenen Worten und den darin erst zu findenden Gedanken so wenig eine Ahnung haben, daß sie dieselbe nicht einmal wahrzunehmen vermögen, wenn sie ihnen deutlich gezeigt wird: dieses würde unbegreiflich sein, wenn es nicht bisher gänzlich vernachlässigt wäre, die so nothwendige Untersuchung über den Tact, seine Natur und Wirkungsweise, so wie über die Grenzen seiner Berechtigung auf eine wissenschaftliche Weise anzustellen.

Um nämlich zu begreifen, daß man ohne Sprachkunde den durch Worte mitgetheilten Gedanken nicht verstehen kann, dazu bedarf es keines größeren Scharfsinns, als zu der Entdeckung, daß man ohne Licht und Augen keine Farben zu erkennen vermag. Nicht viel schwerer ist es, zu bemerken, daß viele Mißverständnisse durch eine mangelhafte Sprachkunde verursacht, und jene durch Verbesserung der Sprachkunde vermindert werden. Zu dieser Erkenntniß wurde man bei der Auslegung fremder, besonders der antiken Sprachen,

von selbst getrieben. Mit Recht wendete sich daher der erste Eifer auf eine wissenschaftliche Erforschung des wunderbaren Baues, den der Sprachtact lange vor der Einmischung solcher Forschungen aufgeführt hat. Auch ist der glänzende Erfolg, mit dem dieses schwierige und mühsame Geschäft betrieben ist, ein schlagender Beweis, wie weit die menschliche Reflexion bei anhaltender Verfolgung einer richtigen Methode es in der Aufgabe bringen kann, die geheimen Factoren des Sprachtacts aufzufinden und zu einer ergiebigen Prüfung zu benutzen.

Doch war man in großem Irrthum, wenn man sich einbildete, dadurch allein die Quellen der Mißverständnisse verstopft und die große Brücke vollendet zu haben, welche der Tact mit Blitzesschnelligkeit über die weite Kluft zwischen Wort und Gedanken baut und überschreitet. Denn mit aller jener Arbeit war man doch bei den fremden Sprachen schwerlich weiter gekommen, als wohin ohne dieselbe der Tact in der Muttersprache schon längst gelangt ist. Denn auch die größten Kenner fremder Sprachen werden kaum zu behaupten wagen, daß sie dieselben eben so gut oder gar besser verstehen, als ihre Muttersprache. Wenigstens findet Dr. David Schulz in seiner Schrift: „Die Geistesgaben der ersten Christen, Breslau 1836", kein Bedenken, S. 109 zu sagen: „Wie weit auch unsere besten Philologen im Studium der alten Sprachen mögen gekommen sein; wäre es möglich, sie plötzlich in die Mitte der alten Griechen, Römer und Hebräer zu versetzen: sie würden in der Unterredung mit ihnen, wir zweifeln keinen Augenblick, übel fortkommen, und fürs erste schlecht bestehen."

Wie steht es denn nun aber mit der Muttersprache selbst? Gehören in dieser etwa die Mißverständnisse und zweifelhaften Interpretationen zu den Seltenheiten? Wer hat nicht in den gemeinsten Erfahrungen des täglichen Lebens Gelegenheit, sie in größter Fülle anzutreffen? Wer kann die gelehrten Recensionen der ihm genau bekannten Schriften lesen, ohne zu bemerken, wie oft der Beurtheiler den Verfasser gänzlich mißversteht, und, statt diesen, wie er meint, zu widerlegen, nur gegen die Windmühlen seiner eigenen Mißverständnisse ankämpft? Ja, ungeachtet man annehmen muß, daß

Testamente, Contracte, Gesetze und Staatsverträge mit vorzüglicher Vorsicht und Besonnenheit abgefaßt werden, um jedes Mißverständniß zu verhüten, wird doch unaufhörlich über den Sinn derselben gestritten, processirt, wohl gar ein blutiger Krieg geführt. Wenn man die Probe machen wollte, irgend einen bisher unbekannten sinnlichen Gegenstand (z. B. einen Menschen, ein Thier oder eine Pflanze) nach allen seinen Merkmalen (nur nicht durch Vergleichungen mit sehr ähnlichen Gegenständen) so sorgfältig als möglich zu beschreiben, und mehrere zuhörende oder lesende tüchtige Maler auffordern, denselben darzustellen: so würden ihre Bilder schwerlich eine große Aehnlichkeit zeigen. Wie wäre aber dieses Alles möglich, wenn zum richtigen Verstehen Nichts anderes erforderlich wäre, als die bloße Sprachkunde?

Wenn nun aber auch die Unzulänglichkeit derselben, weil sie sich schlechthin nicht ableugnen läßt, nothgedrungen zugegeben und bald Dieses, bald Jenes, als nebenbei erforderlich, anerkannt wird: so sind doch solche Zugeständnisse im nächsten Augenblicke wieder vergessen und man stößt sogleich wieder auf die Behauptung des gegebenen Gedankens, und auf die Forderung, daß die Beurtheilung des vermeintlich gegebenen Gedankens erst nach der Interpretation Statt finden solle. Dieses heißt aber, wenn die heimliche Hülfe des Tacts ausgeschlossen wird, eine reine Unmöglichkeit fordern, obgleich diese eben durch jene Hülfe leicht beseitigt wird. Da es nämlich schlechthin unmöglich ist, durch die bloße Sprachkunde den wirklich beabsichtigten Sinn einer Rede zu ermitteln, ohne zugleich die vermittelst der Sachkunde beurtheilte Richtigkeit oder Unrichtigkeit des gefundenen Gedankens, und dessen Verhältniß zum Auctor (ob er nämlich desselben würdig, d. h. der Intelligenz und sittlichen Beschaffenheit desselben angemessen ist oder nicht) festgestellt zu haben (wie gut oder schlecht dieß auch gelungen sein mag): so kann der Tact bei der von ihm vollführten Interpretation die Kluft zwischen Wort und Gedanken unmöglich überschritten haben, ohne, obgleich völlig bewußtlos, aus den zur Bestimmung jenes Verhältnisses erforderlichen Materialien die nöthige Brücke zu bauen. Wer also ohne ihre Hülfe ein

richtiges Verstehen für möglich hält, der beweist nur, daß er von der eigentlichen Aufgabe der Interpretation und der Beseitigung ihrer Schwierigkeiten noch keine deutliche Vorstellung hat. Denn, wie Herr Professor H. Ritter in seiner Schrift: „Die Erkenntniß Gottes in der Welt 1839", sehr richtig bemerkt, so ist es auch: „Nicht, was Jemand sagt, sollen wir verstehen, sondern was Jemand sagen will, den innersten Sinn seiner Rede." — Die Brücke aber, welche dahin führt, ist die unaufhörliche, durch den Tact vermittelte Wechselwirkung der Interpretationsmittel, welche in dem zweiten Abschnitt meines „Beitrags zur allgemeinen Hermeneutik, Altona 1828", ausführlich dargestellt ist.

Weil aber das Wesen des Tacts darin besteht, daß er nur das Resultat der Vergleichung, nicht die einzelnen Factoren zum Bewußtsein bringt: so bleiben die letztern dem Interpreten völlig verborgen; er glaubt ohne ihre Hülfe sein Geschäft durch bloße Sprachkunde ausgerichtet zu haben, ungeachtet nicht sowohl aus dieser, als vielmehr gerade aus der Combination jener unbewußten Factoren die Entscheidung der Frage hervorgegangen ist, welchen bestimmten Gedanken der Auctor durch die von ihm selbst gebrauchten Wörter mittheilen wollte, die nicht selten undeutlich, oder durch die Tradition sehr verfälscht worden sind.

So lange jedoch das aus der Verkennung des exegetischen Tacts leicht erklärliche und tief eingewurzelte, aber höchst schädliche Vorurtheil, als wären die Gedanken gegeben, fortdauert, ist es schlechthin unmöglich, zu einer klaren Einsicht in die Erfordernisse einer richtigen Auslegung zu gelangen. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, ja, ich möchte sagen, von absoluter Nothwendigkeit, sich stets gegenwärtig zu erhalten, was wegen der heimlichen Einwirkung des Tacts gar zu leicht vergessen wird, daß die Gedanken selbst niemals gegeben sind, weil sie als rein geistige Producte nicht gegeben werden können, sondern nur die Worte oder andere Gedankenzeichen, aus denen der Gedankeninhalt erst durch eine richtige Auslegung gefunden werden soll; daß man daher in jedem zweifelhaften Falle alle die einzelnen Factoren zum

Bewußtsein bringen müsse, welche auf die bestimmte Auslegung einen entscheidenden Einfluß haben.

Bleiben nämlich jene Factoren im Dunkel, so ist es unmöglich, sie selbst und ihren Einfluß auf die Interpretation zu prüfen, also auch, die Fehler zu erkennen, welche durch sie in eine Interpretation gekommen sind, die sich zwar für unbefangen hält und ausgibt, aber nichts desto weniger durch die ärgsten Vorurtheile und Irrthümer entstellt sein kann. Wenn man aber durch solche Fehler dem Auctor ganz andere Gedanken aufbürdet, als er mittheilen wollte: ist es dann gerecht, ihn nach diesen vermeintlich gegebenen, in der That aber nur durch eine verkehrte Interpretation gefundenen zu beurtheilen, da doch dieselben nicht ihm, sondern den Mißdeutungen des Interpreten zugeschrieben werden müssen? Wie sehr ein solches Verfahren von den durch die gründlichsten Philologen längst anerkannten und beobachteten Maximen abweicht, zu welchen Inconsequenzen und Ungerechtigkeiten es verleitet: dieses ist in den beiden Schriftchen: „Die hermeneutischen Mängel der Tactinterpretation 1834" und „Kritik der modernen (d. h. der sogenannten rücksichtslosen) Exegese, Halle 1839", an den auffallendsten Beispielen anschaulich gemacht; daher hier darauf verwiesen werden darf.

Je leichter aber solche Fehler begangen werden können, desto vorsichtiger sollte namentlich die wissenschaftliche Theologie mit dem Ausdruck „Wort Gottes" sein, welcher die höchste Auctorität für die Prüfung der religiösen und sittlichen Vorstellungen bezeichnet. Unstreitig soll er den Gedankeninhalt der göttlichen Belehrungen in der heiligen Schrift andeuten; aber dieser ist keineswegs durch die Wörter selbst unmittelbar gegeben, sondern soll erst durch eine richtige Auslegung gefunden werden, daher auch Dr. Paulus (nach der trefflichen Lebensbeschreibung desselben vom Freiherrn Dr. von Reichlin-Meldegg II. S. 374) meint: „Es handelt sich im Streite nicht um das Wort Gottes, sondern um die Auslegungen desselben, welche um bestehender Auctoritäten, Präpotenzen und Convenienzen willen für Gottes Wort gehalten werden müssen." Das

Nämliche folgt aber ebenfalls aus dem Zugeständnisse des Dr. Tholuck, indem derselbe in der „Glaubwürdigkeit der Geschichte Jesu (gegen Dr. Strauß), Hamburg 1837", S. 439 sagt: „Wie viel dazu gehöre, so zu schreiben, daß sich mit der Willenserklärung nur ein einziger Sinn verbinden läßt, zeigen die Testamente; ja, wo die Rede über die allerdürrsten assertorischen Sätze hinaus geht, möchte es sogar schlechthin unmöglich sein, durch äußere Redemittel das Mißverständniß auszuschließen; und mehr noch ist dieß bei alten Schriftstellern der Fall, die nicht für uns, sondern für ihre Zeitgenossen geschrieben haben, die Manches wußten, was uns unbekannt ist." Folglich verdient nur der unbezweifelt richtig gefundene Gedankeninhalt jenen Namen; jeder andere aus den gemißdeuteten Wörtern hervorgegangene kann unmöglich auf denselben Anspruch machen.

Dennoch beruft sich Jeder im Streit mit seinen Gegnern auf seine Interpretation der Schrift, als wäre sie das Wort Gottes selbst, d. h. der unstreitige Gedankeninhalt der göttlichen Belehrung, ohne dem Gegner für dessen abweichende Interpretation das nämliche Recht zuzugestehen, und ohne überzeugende Gründe für die Richtigkeit der seinigen anzugeben, welches freilich unmöglich ist, so lange es keine wissenschaftliche Hermeneutik gibt, durch welche die geheimen Factoren des exegetischen Tacts ans Licht gezogen und der Prüfung zugänglich gemacht werden müssen. Könnte diesem Unfug, der aus einer Verwechslung der heterogensten Dinge entsteht, endlich einmal durch wissenschaftliche Forschungen Einhalt geschehen, so wäre die Hauptquelle aller Sectirerei und Verketzerung, und der anstößigen theologischen Behauptungen und Streitigkeiten verstopft, durch welche das Christenthum verachtet und verhaßt gemacht wird. — Selbst im populären Vortrage, wo der Ausdruck weniger bedenklich ist, und wegen seiner Kürze sich kaum vermeiden läßt, sollte man doch im Gebrauche desselben vorsichtiger sein und ihn nicht auf so viele zweifelhafte Auslegungen anwenden, als häufig zum großen Schaden für die Ehre der geoffenbarten Religion geschieht. Denn Nichts untergräbt sie mehr, als wenn Etwas für ein Wort Gottes ausgegeben wird,

welches mit dem, was ein Zeitalter als entschieden wahr, recht und gut erkannt hat, in Widerspruch steht.

Damit völlig übereinstimmend sagt Herr Dr. Joh. v. Gumpach in seinen „Alttestamentlichen Studien, Heidelberg 1852", und zwar S. 144 in der gelehrten Untersuchung über das im 10. Kapitel des Buchs Josua gefundene Wunder: „Von welchem Gesichtspuncte aus wir denn auch das Wunder betrachten, stets muß seinem Verständniß das Verständniß der Schrift vorangehen. Das ist die erste und wichtigste Aufgabe des biblischen Forschers; denn so lange der wahre Sinn der Schrift einem gegründeten Zweifel unterliegt, kann nur von einem Annehmen oder Verwerfen ihrer menschlichen Deutung, nicht aber von einem Glauben oder Unglauben an das Wort Gottes die Rede sein; beide Begriffe aber als gleichbedeutend zu beanspruchen, ist eine Anmaßung jenes grenzenlosen und, wenn auch manchmal sich selbst verkennenden, nichtswürdigen frevelhaften Dünkels, welcher nur zu oft im Gewande gläubigfrömmelnder Demuth auftritt."

Das Gesagte wird hinreichen, zu beweisen, daß die unverwerflichste Auctorität nur dann zur Prüfung zweifelhafter Urtheile brauchbar ist, wenn man sie richtig verstanden hat, und daß dieses richtige Verstehen keineswegs von der bloßen Sprachkunde abhängt, sondern eben so sehr von dem Verhältniß des gefundenen Gedankens zur Wahrheit, weil die Auctorität nur dann eine unverwerfliche sein kann, wenn sie wahre Gedanken mittheilt; daß also der in ihrem Ausspruche gefundene unwahre Gedanke entweder nicht in den von ihr selbst gebrauchten (unverfälschten) Wörtern wirklich enthalten ist, oder sie selbst aufhört, in dem betreffenden Puncte eine unverwerfliche Auctorität zu sein. Daraus folgt aber auch, daß die Auctorität, ungeachtet ihrer Unentbehrlichkeit, um theils den Mangel eigener Wahrnehmungen und Einsichten zu ersetzen, theils das schon glaublich Erscheinende zu bestätigen, dennoch niemals eine von ihr unabhängige Prüfung überflüssig mache, weil ohne dieselbe weder die Zuverlässigkeit der Auctorität erkannt, noch

der wahre Sinn ihrer Aussprüche richtig verstanden werden kann. So lange nämlich von einer Auctorität behauptet wird, daß sie dasjenige, was der Wahrheit und Sittlichkeit gemäß ist, kenne und mittheilen wolle, kann ein mit diesen beiden streitendes Resultat der Interpretation unmöglich für den wahren Sinn ihrer Aussprüche gehalten werden.

Ueberhaupt aber ist in Sachen der Wahrheit und Sittlichkeit nur die freie, d. h. auf dem eigenen Zutrauen beruhende Wirksamkeit der Auctorität zulässig und wohlthätig, wie sie auch sogar nach dem oben Erwiesenen mehr oder weniger für jeden unentbehrlich, und daher eine Emancipation von jeder Auctorität unmöglich ist. Doch darf letztere nicht mit der eigenen Ueberzeugung im Widerspruch stehen. Denn eben aus dem Zutrauen zur Wahrheit der Auctorität folgt, daß diese nur richtig verstanden sein kann, wenn der in ihren Aeußerungen gefundene Gedanke mit der erkannten Wahrheit übereinstimmt. Wo aber ein Widerspruch gegen dieselbe zum Bewußtsein kommt, da kann die Ursache zwar in dem eigenen Irrthum, aber auch in einer Mißdeutung der Worte der Auctorität, oder in der Mangelhaftigkeit der letztern liegen. Bis also der wahre Grund jenes Widerspruchs aufgefunden ist, muß die Entscheidung über den Gedankeninhalt der Auctorität suspendirt bleiben, und dieser, eben als ein zweifelhafter, weder angenommen noch verworfen werden. Dann aber hängt es von der Wichtigkeit der Sache ab, wie viele Mühe auf die Lösung jenes Widerspruchs verwendet werden soll, um zu einer vernünftigen Ueberzeugung zu kommen, von der eigenen Sachkunde und Fähigkeit aber, wie weit eine solche Mühe zum Ziel führen kann. Der bekannte Ausspruch des Apelles „Ne sutor ultra crepidam" muß auch hier zur Warnung vor der nur zu sehr gewöhnlichen Anmaßung dienen.

Daß dieses richtig und allgemein anerkannt werde, ist eine Sache von der höchsten Wichtigkeit. Denn den Auctoritätsglauben überhaupt aus der Welt schaffen zu wollen, ist ein eben so thörichtes als schädliches Unternehmen. Es ist oben erwiesen, daß kein Mensch desselben in jeder Hinsicht entbehren kann, und daß er für Jeden um

so nothwendiger wird, je mangelhafter die eigene Einsicht ist. Weil aber bei keinem Sterblichen, sondern nur bei Gott dem unbeschränkt Vollkommenen absolute Unfehlbarkeit zu finden ist, und auch die vollkommenste Auctorität durch Mißdeutung in Irrthum verkehrt wird: so kann der an sich mehr oder weniger unentbehrliche Auctoritätsglaube nur auf die angegebene Weise nützlich gemacht und vor den verderblichen Folgen gesichert werden, welche er bis auf den heutigen Tag für jede Art der menschlichen Erkenntnisse, besonders aber für die religiösen, gehabt hat. Nur darin kann nämlich ein wirksames Mittel gefunden werden, den traurigen Zustand zu beseitigen, den der Geh. Rath Dr. Bunsen in seinem „Hippolytus S. 795" beklagt, indem er ausruft: „Wie früh beginnt der christliche Kampf der evangelischen und hierarchischen Elemente! wie früh der Gegensatz der Freiheit und der Auctorität, an dessen Lösung auch wir noch immer arbeiten; an dessen ungelöstem, vergeblich abgeleugneten Widerspruch gerade unsere evangelische Kirche krankt!"

Jede Zwangsauctorität hingegen ist in Sachen der Ueberzeugung von Wahrheit und Sittlichkeit durchaus verwerflich. Sie fordert nämlich nicht bloß etwas Unmögliches, weil Nichts zur Ueberzeugung werden kann, dessen Widerspruch gegen andere bereits vorhandene vom Tact wahrgenommen wird; sondern sie muß auch eine gerechte Erbitterung gegen eine solche das Unmögliche fordernde, also eine bloße Heuchelei befehlende Zumuthung erregen. Daraus entsteht das natürliche Bestreben, die Unrichtigkeit der geforderten Ansicht darzuthun, aber auch die Feindseligkeit, mit welcher selbst die so aufgedrungene Wahrheit verkannt und verworfen wird. Die Wahrheit selbst schadet sich also, wenn sie durch eine Zwangsauctorität sich geltend machen will. Denn sie empört eben durch den widersinnigen Zwang alle Diejenigen, welche die Wahrheit noch nicht zu erkennen vermögen, und befestigt sie dadurch nur in ihrem Irrthum.

Dieses wird auch von Herrn Professor Dr. Julius Müller in dessen Aufsatz der deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft ꝛc., Februar 1852: „Ueber den evangelischen Oberkirchenrath", bestätigt.

Obgleich nämlich die Union der protestantischen Gemeinden in Preußen und vielen andern deutschen Ländern als eine der erfreulichsten kirchlichen Begebenheiten unseres Jahrhunderts betrachtet werden muß, so trägt er doch kein Bedenken zu sagen: „Dennoch würden Alle, die in diesem ernsten Momente berufen sind, in Sachen der kirchlichen Organisation zu reden und zu rathen, sich hochverantwortlich vor Gott und der Kirche machen, wenn sie nicht Alles thäten, um die Wiederkehr so schwerer Unbilden zu verhüten, wie die Art der Einführung der Agende und Union damals über die preußische Landeskirche gebracht; der Bedrückung der in ihrem Gewissen gebundenen „„renitenten"" Geistlichen, der Verlockung schwächerer Männer zur Untreue gegen die innere Mahnung, der tief entsittlichenden Einflüsse durch Beförderungen, Ordensverleihungen u. dgl., um feile Stimmen zu gewinnen und zu obligatem Eifer anzuschüren."

Wenn nun aber gar eine Zwangsauctorität Dinge zu glauben befiehlt, welche nach der ganzen Bildung des Zeitalters unmöglich als wahr betrachtet werden können, z. B. daß das ganze Firmament mit allen Gestirnen sich täglich um die Erde drehe: so vernichtet sie sich selbst gänzlich; denn unfehlbar muß jede Auctorität zu Grunde gehen, welche von der Wissenschaft Lügen gestraft wird. Daher muß Jeder, der seine Auctorität in Sachen der Wahrheit behaupten will, sich wohl vorsehen, daß ihm nicht etwas Aehnliches begegne; er darf also niemals Etwas behaupten, was sich nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften nicht rechtfertigen läßt. Er muß daher diesem stets folgen, und allmälig aufgeben, was diesem nicht mehr angemessen ist. So machen es alle Wissenschaften, und wenn die theologischen es verschmähen, ihnen darin nachzuahmen, ohne deßwegen jeder ungeprüften Neuerung zu huldigen: so empören sie zuerst alle Gebildeten, denen bald auch die Ungebildeten nachfolgen.

Ganz anders verhält es sich freilich mit dem b l o ß ä u ß e r l i c h e n G e h o r s a m g e g e n d i e Z w a n g s a u c t o r i t ä t i m S t a a t e. Unmöglich kann der Staat bestehen, wenn die einzelnen Mitglieder nicht den bestehenden Gesetzen, Obrigkeiten, Befehlshabern Folge leisten wollen. Aber auch hier ist ein r i c h t i g e s V e r s t e h e n

der Gesetze und Befehle durchaus nothwendig, wenn nicht etwas ganz Anderes, wohl gar das Gegentheil von dem geschehen soll, was der Befehlende wollte; auch hier muß die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit der Gesetze und Befehle möglichst gefördert werden, wenn nicht ihre Wirksamkeit gelähmt werden soll. Sogar für einen gesetzlichen Recurs gegen ungerechte Befehle muß gesorgt sein, wenn man nicht zuletzt den ganzen Staat in Gefahr bringen will. — Alles dieses ist aber nicht möglich, ohne neben der Auctorität auch auf ein von derselben unabhängiges Denken und Prüfen zurück zu gehen.

Kapitel III.

Die von der Auctorität unabhängige Prüfung.

Fragt man nun, wie eine solche von der Auctorität unabhängige Prüfung zu Stande kommen könne, so zeigt sich ein zwiefacher Weg. Da nämlich jede Prüfung eine Vergleichung des bezweifelten Urtheils mit einem gewissen oder zweifelfreien ist: so kann das letztere entweder ein unbezweifeltes sein (was nicht bezweifelt wird), oder ein unbezweifelbares (was nicht bezweifelt werden kann). Die beiden daraus entstehenden Methoden der Prüfung verdienen jede eine eigene Betrachtung.

A. Prüfung durch unbezweifelte Urtheile.

Vergleicht man die beiden angegebenen Arten der unabhängigen Prüfung in Hinsicht ihres Erfolgs, so muß vielleicht zugestanden werden, daß nur die erstere, nämlich die Prüfung der Tacturtheile durch Vergleichung mit andern unbezweifelten Urtheilen, bisher von einem glücklichen Erfolg gewesen ist. Auch läßt sich schwerlich leugnen, daß sie bei weitem die allgemeinste Anwendung findet, indem sie nicht bloß im gemeinen Leben, sondern auch in den Wissenschaften die vorherrschende ist. Doch in beiden

nicht auf die nämliche Weise, daher auch diese Verschiedenheit nicht unbeachtet bleiben darf.

Im gemeinen Leben begnügt sich nämlich die Prüfung damit, das zweifelhafte Tacturtheil an irgend ein verwandtes für unzweifelhaft geltendes zu halten, und nach der Harmonie mit dem letztern für wahr, im Gegentheil aber für falsch zu erklären, ohne sich darum zu bekümmern, ob das letztere wirklich verdiene, für ein unbezweifeltes zu gelten. Es ist genug, daß es nun einmal dafür gilt, und es kommt nur darauf an, daß bei der Vergleichung die Uebereinstimmung oder der Widerspruch möglichst deutlich in die Augen falle.

Je näher nun das als unbezweifelt anerkannte Urtheil mit dem bezweifelten verwandt ist, desto wirksamer wird das Ergebniß der Vergleichung für die Ueberzeugung. Wer also diese, zumal bei großen Massen, hervorbringen will, der muß gerade solche Urtheile anwenden; auch darf ihm dieses nicht zum Vorwurf gereichen, wenn sie wirklich wahr sind, oder wenigstens ihm selbst als Wahrheit gelten. Da aber ihre Wirkung nicht von ihrer objectiven Wahrheit, sondern davon abhängt, daß sie in einem gewissen Kreise und Zeitalter als wahr gelten: so werden gewissenlose Volksredner und Rabulisten die herrschenden Vorurtheile, ungeachtet sie deren Falschheit recht gut einsehen, doch begierig ausbeuten, um ihre Zwecke zu erreichen; auch wird es ihnen so lange nicht an Erfolg fehlen, bis etwa die Falschheit der von ihnen gebrauchten Urtheile ans Licht gekommen ist.

Ein anderes noch wirksameres, aber auch noch gefährlicheres Mittel für die populäre Prüfung der Tacturtheile ist die Vergleichung des bezweifelten Urtheils mit den Folgen, welche die Anwendung desselben für das subjective Begehrungsvermögen (als Wirkung des Gefühls für Lust und Unlust) hervorbringen muß. Dieß ist es, was man mit dem Ausdruck „zum Gefühl oder zum Herzen reden" bezeichnet, während man die obige Art „ein Reden zum Tact" nennen könnte. Unter dem bildlichen Worte „Herz" wird nämlich der Inbegriff aller Triebe verstanden, welche eine Folge des Gefühls der Lust und Unlust, d. h. der Empfindung des Ange-

nehmen (Wohlgefälligen), oder des Unangenehmen (Mißfälligen) ist. Aber dieses Gefühl kann von zwiefacher Art sein. Es bezieht sich nämlich entweder auf die angenehmen oder unangenehmen leiblichen Empfindungen, und heißt dann ein sinnliches, oder auf die Vorstellungen von wahr und unwahr, recht und unrecht, und wird daher ein sittliches genannt. Sind nun die letztern Vorstellungen untadelhaft, so wird diejenige Rede zum Herzen, welche sich an das sittliche Gefühl wendet, nicht bloß eben so untadelhaft sein, sondern den höchsten Beifall verdienen. Wer sich aber an das sinnliche Gefühl wendet, der macht eine sehr mißliche und gefährliche Instanz zum Richter. Nicht als ob es an sich ein Feind des Wahren, Guten und Gerechten sei; es ist vielmehr zu den weisesten Zwecken uns verliehen, zu unserer Subsistenz schlechthin nothwendig, und sogar ein vorläufiger Führer zum Wahren, Rechten und Guten. Aber Jeder weiß auch, wie oft es mit dem Letztern in einen traurigen Conflict geräth, und dadurch ein Verführer zum Unwahren, Ungerechten und Bösen wird, wodurch eben Viele verleitet sind, es für etwas an sich Böses, der ursprünglichen menschlichen Natur Fremdes zu halten. Daher handeln Diejenigen unverantwortlich, welche es auf den Richterstuhl erheben wollen, und Jeder, der zu dem Herzen in dem Sinne redet, daß er die sinnlichen Gefühle zur Prüfung der Tacturtheile anwendet, thut der Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit einen schlechten Dienst, obgleich die überwiegende Wirksamkeit eines solchen Mittels nicht zu leugnen ist.

Es darf also nicht befremden, daß die wissenschaftliche Prüfung dem Gefühl und Herzen (im angegebenen Sinne) in Sachen der Wahrheit keinen Einfluß gestattet. Doch hat sie mit der populären Prüfung das Gemeinschaftliche, daß auch sie zu ihren Prüfungen sich der unbezweifelten Tacturtheile bedient; aber sie unterscheidet sich von ihr wesentlich dadurch, daß sie nicht, wie jene, dieselben mit den unbezweifelbaren verwechselt, sondern vielmehr bei denselben die Möglichkeit des Irrthums einräumt, und daher die bisher nicht bezweifelten Urtheile selbst, sobald durch eine wahrgenommene Disharmonie ein Verdacht auftaucht, wie-

der einer neuen Prüfung unterwirft, indem sie immer einfachere und eben deßhalb dem Irrthume weniger ausgesetzte Factoren der zusammengesetzten Urtheile zum deutlichen Bewußtsein zu bringen sucht. Diese nennt sie dann Grundsätze oder Axiome, und sucht die Prüfung ihrer verwickelten Lehrsätze dadurch möglich zu machen, daß sie von den einfachsten allmälig zu den zusammengesetzteren fortschreitet, und dadurch sich die Möglichkeit offen erhält, auch bei den zusammengesetztesten ihre Verbindung mit den einfachsten Factoren stets deutlich erkennen und nachweisen zu können.

Das vollkommenste Beispiel dieser wissenschaftlichen Methode ist unstreitig die Mathematik, und dieser Methode hat sie es großentheils zu verdanken, daß sie es zu einer Gewißheit und Klarheit ihrer Lehrsätze gebracht hat, wie keine andere, obgleich ihr die Anwendung derselben auch dadurch sehr erleichtert wird, daß sie nur eine einzige und zwar sehr einfache Beziehung der Objecte zu dem Vorstellungsvermögen, nämlich die Größe derselben, sowohl hinsichtlich der Menge als der Ausdehnung, zu ihrem Gegenstande hat. Auch darf nicht übersehen werden, daß sie die Zahlen und deren Verhältniß durch sehr bestimmte, leicht übersehbare Zeichen, und die Formen der Ausdehnung durch bildliche Darstellungen weit leichter vor Mißdeutungen schützen kann, als dieses in den übrigen, namentlich in den discursiven Wissenschaften, durch bloße Worte möglich ist. Zwar ist es auch ihr noch nicht gelungen, alle ihre Grundbegriffe und Elemente auf die einfachsten Factoren in völlig befriedigender Weise zurückzuführen, wie die stets erneuerten Versuche zu einer befriedigenden Theorie der Parallelen beweisen. Aber obgleich dieses, so lange es fortdauert, als ein nicht unbedeutender Mangel betrachtet werden muß, so schadet er doch der Wissenschaft in ihrem Fortschreiten nicht, weil die Natur der Parallelen sich dem Tacte mit gleicher Nothwendigkeit aufdrängt, wie für andere Wissenschaften die Realität der Objecte.

Denn daß die Realität der Objecte ein bloßes Tacturtheil ist, welches sich bis jetzt nicht in seine einfachsten Factoren auflösen, und daher nicht streng beweisen lasse, muß auch die Natur-

kunde zugeben, obgleich die ganze Wissenschaft eine Seifenblase wäre, wenn es keine realen Objecte gäbe. Dieses macht sie aber nicht irre in ihren Bestrebungen, indem sie sich dabei beruhigt, daß die Unwahrheit dieses unbezweifeltsten aller Tacturtheile nicht gedacht werden kann, ohne das ganze menschliche Leben und Handeln nach allen Seiten hin in die absolutesten Widersprüche zu verwickeln.

Dessen ungeachtet verkennt sie aber nicht, daß die sinnlichen Wahrnehmungen der Objecte vielen Täuschungen unterworfen sind. Daher fordert sie oft wiederholte, unter den verschiedensten Umständen und mit verschiedenen genau geprüften Werkzeugen angestellte Beobachtungen, um durch die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit der Wahrnehmungen im Nachdenken über die Ursachen der Erscheinungen geleitet und dadurch der Wahrheit allmälig näher gebracht zu werden.

Besonders mißtrauisch ist sie aber gegen diese Schlüsse von den Erscheinungen auf die Ursachen derselben. Sie kann derselben nicht entbehren, weil die Entdeckung dieser Ursachen und der Art ihrer Wirkungen das Endziel der Wissenschaft ist. Aber sie vergißt nie der Leichtigkeit des Irrthums bei den Schlüssen, durch welche jene gefunden werden müssen. Daher erlaubt sie denselben nur, vorläufig als Hypothesen oder Vermuthungen aufzutreten, bis sie allmälig durch die Uebereinstimmung mit allen fortgesetzten Beobachtungen und Untersuchungen sich der Panharmonie nähern, und sich dadurch zu einer Stufe der Gewißheit erheben, welche mit Recht für unbezweifelte Wahrheit gelten darf. Dennoch schließt sie die Möglichkeit einer mehr oder minder eingreifenden Berichtigung nicht aus; daher auch jede neue Wahrnehmung, welche mit den unbezweifeltsten Urtheilen in Widerspruch zu treten scheint, sie zu neuer strenger Prüfung auffordert. Denn zu keiner Zeit hat es ihr an Erfahrungen gefehlt, daß Urtheile, die lange unbezweifelt waren, sich doch zuletzt mehr oder weniger als Irrthümer auswiesen. So ging es der ältern Astronomie mit dem Stillstande der Erde, so der Jahrhunderte hindurch dem Aristoteles nachgesprochenen und von Niemand bezweifelten Behauptung von der verschiedenen Fallgeschwindigkeit der Körper; so wird es aber auch den neuern Physikern mit vielen Schlüssen

über das Verhalten der Fluth und Ebbe gehen, die aus einer an sich richtigen Theorie falsch abgeleitet sind, weil man die nothwendigen Bedingungen dieser Theorie vergessen hat.

Solche Erfahrungen sind zwar nicht angenehm, aber die Wissenschaft schämt sich derselben nicht. Sie weiß, daß nur Gott, der Unbeschränktvollkommene, über jeden Irrthum erhaben, der menschliche Geist dagegen, wie das ganze Universum, an das ewige Gesetz der allmäligen Entwickelung gebunden ist. Aus der Nacht durch die Dämmerung zum Tageslichte gelangen zu müssen, und auch das letztere meistens nicht ungetrübt zu erblicken, dieses findet sie daher ganz naturgemäß, und sieht gerade darin den Sporn zu einer niemals ermüdenden Thätigkeit, an deren Erfolge zu einer stets wachsenden Einsicht sie nicht verzweifelt. Denn mit freudigem Erstaunen nimmt sie wahr, wie bei der treuen Befolgung dieser Methode mit jedem Jahre die Summe solcher Urtheile anwächst, die dadurch, daß sie bei jeder neuen Wahrnehmung sich bestätigen, die Ueberzeugung befestigen, daß keine Folgezeit sie hinsichtlich der Hauptsache eines Irrthums überführen werde, wenn auch einzelne Berichtigungen in Nebendingen Statt finden mögen.

Doch nicht von je her hat die Naturforschung dieser Methode der Prüfung gehuldigt. Auch für sie gab es eine Zeit, in welcher einseitige Vermuthungen über die Ursachen der Erscheinungen ihr nicht bloß als unbezweifelte, sondern sogar als unbezweifelbare Wahrheiten galten, und eine Reihe daraus abgeleiteter Schlüsse (Speculationen) sich immer weiter von der Wahrheit entfernten, je länger und consequenter die Schlüsse aus entweder ganz falschen oder mit Irrthümern vermengten Grundsätzen fortgesponnen wurden. Daher waren auch die Fortschritte der Naturkunde lange nur unbedeutend. Erst in den letzten Jahrhunderten verbesserte sie ihre Methode, und erst mit deren Befolgung und Entwickelung beginnen die Riesenfortschritte jener Wissenschaft, durch welche die Gegenwart alle früheren Zeitalter so unermeßlich überflügelt hat.

Allmälig haben denn auch die meisten übrigen Wissenschaften eine ähnliche Methode der Prüfung auf ihre Fächer anzuwenden gesucht; und je mehr sie an derselben festhielten, desto größere Fortschritte zur

Annäherung an die Wahrheit wurden bei ihnen sichtbar. Dieses darf wohl berechtigen, die Art der Prüfung, welche der eben beschriebenen Methode folgt, die *wissenschaftliche* zu nennen.

B. Prüfung durch unbezweifelbare Urtheile.

Mit jener Methode der Induction ist aber die Philosophie für ihre Wissenschaft bisher nicht zufrieden gewesen. Sie macht die Erfahrung geltend, daß Urtheile, welche Jahrtausende hindurch unbezweifelt waren (z. B. die oben erwähnten), sich so irrig erwiesen haben, daß jetzt gerade das Gegentheil von keinem Sachkundigen bezweifelt wird. Sie will auf geradem Wege zur reinen, ungetrübten Wahrheit gelangen und verlangt daher als Grundlage das *Unbezweifelbare* (das Allgemeingültige im Gegensatz zu dem Allgemeingeltenden), um aus diesem Alles, was zur Prüfung der Tacturtheile nöthig ist, durch reine Schlußfolgerungen (Speculation) abzuleiten. Diese Methode der Prüfung kann man daher die *philosophische* oder *speculative* nennen; und sie scheint offenbar vor der oben erwähnten wissenschaftlichen den Vorzug zu haben, daß sie schnellere und sicherere Erfolge verspricht.

Daher darf es nicht befremden, daß das Bestreben, eine solche unbezweifelbare Grundlage (den letzten Grund des menschlichen Denkens) zu finden, bis auf unsere Tage unermüdet fortgesetzt wird, ungeachtet alle Versuche, diesen Stein der Weisen zu entdecken, bisher gänzlich mißlungen sind. Denn schon die Menge derselben beweist, daß keiner befriedigend war, und bei jedem neuen Anlauf wurde überzeugend dargethan, daß der Vorgänger sich geirrt hatte, weil die von ihm als unbezweifelbar dargestellten Grundsätze entweder gerechten Zweifeln unterlagen, oder nur durch sophistische Künste den Schein ihrer Anwendbarkeit auf die Prüfung der verschiedenen Tacturtheile sich verschaffen konnten, und namentlich an der Prüfung des allgemeinsten Tacturtheils über die Realität der Objecte stets scheiterten. So erfuhr denn jeder neue Versuch nach kurzer Vergötterung das nämliche Schicksal.

Schon dieses ist für die bisherige Methode der Philosophie nicht

sehr empfehlend; aber es kommen noch andere Uebelstände hinzu, welche die Sicherheit, der sie sich rühmt, sehr zweifelhaft machen. Wenn die Messung eines Winkels nur um den kleinsten, unmerklichsten Theil vom richtigen Maße abweicht, so geht der Schenkel desselben, je länger er wird, desto weiter vor dem Ziele vorbei, welches er treffen sollte. Ebenso müssen selbst die richtigsten Schlußfolgerungen sich in ihren Fortsetzungen immer weiter von der Wahrheit entfernen, wenn nur der kleinste, unmerklichste Irrthum, oder auch nur eine geringe Unvollständigkeit in dem Grundbegriffe selbst oder in der Auffassung desselben vorhanden ist, wie dieses aus den angeführten Fehlschlüssen der Naturforscher deutlich hervortritt. Eine falsche Auffassung ist aber um so unvermeidlicher, je abstracter der Grundbegriff ist, weil alle Mittel fehlen, welche der Mathematik gegen dieselbe zu Gebote stehen, die bloßen Worte aber den Begriff weder der Qualität noch der Quantität nach mit absoluter Schärfe darzustellen vermögen. Daher wird für Jeden, der ein solches System darstellen will, die Gefahr, gar nicht verstanden oder wenigstens mißverstanden zu werden, nebst den unzähligen Folgen, welche daraus entstehen, noch weit größer, als sie es bei jeder andern sprachlichen Mittheilung ist. Beweis genug, daß es sich wirklich so verhält, dürften die unaufhörlichen Klagen der speculativen Philosophen sein, daß sie sogar von ihren Anhängern, die es doch wahrscheinlich an Fleiß und Anstrengung nicht fehlen lassen, entweder gar nicht, oder selbst im besten Falle falsch verstanden wären.

Traurig ist allerdings für jeden Freund der Wahrheit das klägliche Mißlingen aller bisherigen philosophischen Systeme, und noch betrübender die verderbliche Anwendung, welche davon gemacht wird, um jede unabhängige menschliche Forschung zu verdächtigen, und ihre Ergebnisse sämmtlich als eitel und nichtig darzustellen. Dadurch hofft man nämlich einem b l i n d e n Auctoritätsglauben in Sachen der Wahrheit und des Rechts am leichtesten Eingang verschaffen zu können. Man vergißt aber, zu bedenken, daß der blinde Auctoritätsglaube bloß von dem zufälligen Umstande abhängt, wem es zuerst gelingt, denselben aufzudringen, und daß er denen, die einen gewissen Gegenstand desselben begünstigen, eben so gefährlich werden kann, als denen,

welche für das Gegentheil schwärmen. Kommt es aber zwischen beiden zum Conflict, so kann die Frage nicht umgangen werden, welcher der wahre und richtige, also der vernünftige sei. Diese aber drängt unwiderstehlich zu derjenigen Prüfung, deren Schwierigkeiten oben geschildert und die wenigstens eben so groß sind, wie bei jedem von der Auctorität unabhängigen Urtheile. Warum also Alles, was von dem letztern durch die vielseitigste wissenschaftliche Prüfung zur Zeit als unumstößliche Wahrheit erwiesen ist, von einem ungeprüften Auctoritätsglauben ohne Weiteres für eitel und nichtig erklärt werden darf, weil die Philosophie durch ihre bisherigen Bemühungen ihre schwierige Aufgabe nicht vollständig lösen konnte: diese Frage wird schwerlich Jemand befriedigend beantworten können.

Vielleicht wäre jedoch auch die Philosophie ihrem Ziele bereits näher gekommen, wenn dieses selbst bestimmter ins Auge gefaßt, das Verhältniß von Tact und Prüfung weniger vernachlässigt, und die reine Philosophie von der angewendeten genauer unterschieden wäre. Denn eben in dieser Unterlassung dürfte die Ursache zu finden sein, daß es bisher nicht gelingen wollte, eine befriedigende Definition derselben aufzustellen, wodurch eben ihre Aufgabe unbestimmt blieb. Betrachtet man sie dagegen als allgemeine Prüfungswissenschaft, so gehört es gar nicht zu ihrer Aufgabe, neue bis dahin unerhörte Gedanken von zweifelhafter Wahrheit zu entdecken, und de omni scibili et quibusdam aliis zu reden. Das ist eben die Sache des Tacts, der Alles, was die Menschen wissen und zu wissen meinen, erfunden und verbreitet hat, auch darin noch unermüdet fortfährt. Die reine Philosophie dagegen, als allgemeine Prüfungswissenschaft, hat nur wissenschaftlich darzuthun, wie und durch welche Mittel die schon vorhandenen Gedanken der Menschen geprüft, d. h. als richtig oder unrichtig erkannt werden können. Sie hat also nicht bloß die Kräfte des menschlichen Geistes und die Gesetze, nach welchen er wirkt, zu erforschen, weil diese als ein Hauptmittel zur Prüfung ihrer normalen Wirkung auf das menschliche Denken betrachtet werden müssen, sondern auch die Bedingungen festzustellen, unter welchen Erfahrung, Beobachtung und Auctoritätsglaube, diese Producte des Tacts, zur

Erkenntniß der Wahrheit brauchbar sind; sie hat die Methode anzugeben, wie die einzelnen geheimen Factoren des Tacts aufzufinden, und deren Richtigkeit an sich, so wie deren Verknüpfung zum Hauptresultat des Tacts zu beurtheilen ist, indem sie die allgemeinsten und wichtigsten dieser Resultate bis zu ihrem Ursprunge aus solchen Factoren verfolgt. Sie hat aber auch den Grad der Sicherheit kenntlich zu machen, auf welchen die angemessene Prüfung der Tacturtheile Anspruch machen darf, um auch diese vor ungebührlicher Anmaßung zu warnen. Dagegen gehört aber die Anwendung jener Prüfungsmittel auf die einzelnen Zweige der menschlichen Erkenntniß nicht in die reine, sondern in die angewendete Philosophie.

Ist aber die Philosophie die allgemeine Prüfungswissenschaft, so muß sie schon um ihres Zieles willen jedem Freunde der Wahrheit willkommen und ehrwürdig sein und bleiben, wenn sie auch jenes Ziel noch nicht erreicht und manche Fehlgriffe gemacht, wohl gar zuweilen zum Dienste der Sophisterei sich erniedrigt hat; sie muß ihm um so nothwendiger erscheinen, je mehr Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und Recht, ja sogar ungescheute Verletzung derselben die vorherrschende Krankheit unsers Zeitalters geworden zu sein scheint. Sie verdient also keineswegs die Verachtung, welche nach der Versicherung des Herrn Dr. Homberger gegenwärtig ihr Loos geworden ist, indem er zur Empfehlung der Bender'schen Schriften sagt: „Es habe keine Zeit gegeben, in welcher die Philosophie einer so entschiedenen Nichtachtung, ja einer eigentlichen Verachtung ausgesetzt war, als es gegenwärtig der Fall sei. Der Theolog, der Jurist, der Mediciner rechne es sich ordentlich als ein Verdienst an, derselben recht geringschätzig den Rücken zuzuwenden. — — Es sei aber keine Frage, daß diesem Verderben, welches der philosophische Formalismus verschuldet habe, so viel als immer möglich durch wahre Philosophie entgegengewirkt werden müsse. Diese müsse aber 1. sich nicht in bloßen Abstractionen bewegen, 2. nicht bloß die Schule angehen, 3. in keinem Puncte mit der äußern und innern Erfahrung in Widerspruch stehen. — — Lege man diesen Maßstab an die vorhandenen Systeme, so werde der Kenner gerade in den herrschendsten die wenigste Befriedigung fin-

den, ja in denselben und deren Consequenzen zum Theil die Ursache der schweren Zerrüttung nicht verkennen, von welcher die europäische Menschheit ergriffen sei." — Auch meint das Theolog. Litt. Bl. zur A. K. Z. 1852 Nr. 116: „Die Zeitschrift des Dr. Wirth zur Reform der Philosophie werde zu einer Zeit, in welcher akademische Behörden für nothwendig halten, die Theologie Studirenden vor Vernachlässigung der Philosophie zu warnen, willkommen und nützlich sein."

Zwar reicht nun die oben geschilderte wissenschaftliche Prüfung, wenn sie ernstlich und redlich angewendet wird, in den meisten Gegenständen des menschlichen Erkennens zu, um die Wahrheit so weit zu erkennen, als sie zur Zeit dem menschlichen Geiste zugänglich ist; aber wünschenswerth bleibt es dennoch, es möchten die nicht abzuleugnenden Lücken jener Prüfungsweise dadurch ausgefüllt werden, daß es der Philosophie gelänge, eine solche unbezweifelbare Grundlage zu finden, von welcher Hülfe zu erwarten wäre. Da nun das bisherige Mißlingen kein Beweis der Unmöglichkeit des Gelingens ist, so müssen die Versuche fortgesetzt werden; und wer einen solchen wagt, ohne das Ziel zu erreichen, der darf sich damit trösten, daß er redlich nach dem gestrebt hat, was er als richtig erkannte, und daß es vielen großen Geistern, denen er sich nicht gleich stellen will, bei gleichem Streben nicht besser ergangen ist.

Daß nämlich die bisherigen philosophischen Systeme zu keinem befriedigenden Resultate geführt haben, bezeugt auch der rühmlich bekannte Herr Professor Chalybäus am Schlusse seiner „Historischen Entwickelung der speculativen Philosophie von Kant bis Hegel. 1839", indem er S. 419 sagt: „Gleich im Anfange habe ich die Systeme in zwei von Kant aus divergirende Reihen gestellt, so daß einerseits Jacobi und entschiedener noch Herbart, andrerseits Fichte, Schelling und Hegel zu stehen kommen. Der Grund der Dichotomie lag nach meiner Ansicht darin, daß diese beiden Parteien das Absolute, d. h. gleich das erste unentwickelte Princip der Philosophie, jede von einer andern Seite faßte. Sehe ich recht, so hat sich einerseits in Herbart, andererseits in Hegel durch eine diesen Denkern nicht genug zu dan-

kende Consequenz das Resultat dieser Einseitigkeiten so deutlich herausgestellt, daß man eben darin die Einseitigkeit erst recht erkennt, und in ihr zugleich den Grund, warum keine von beiden Richtungen zu einem befriedigenden Resultate führen konnte."

Wenn aber bereits angesehene Philosophen ihre Unzufriedenheit mit den bisherigen Systemen nicht zurückhalten, so darf man sich um so weniger wundern, daß die berühmtesten Naturforscher geradezu einer Philosophie, welche durch bloße Speculation alle Erscheinungen und Gesetzmäßigkeiten der Natur aufzufinden und zu erklären wähnte, den Rücken zukehrten und sie gänzlich ignorirten, ohne sich in Streitigkeiten mit derselben einzulassen. Denn ein Kampf zwischen beiden war, wie Schleiden sagt, eben so unmöglich, als ein Krieg zwischen Spaniern und Mexicanern vor der Entdeckung Americas.

Wie sie nämlich über eine solche Philosophie, welche sich Naturphilosophie nannte, urtheilen, ersieht man aus Dr. Schödlers Chemie der Gegenwart 1854; denn daselbst heißt es S. 185: „Es ist die deutsche Naturphilosophie — sagt Liebig —, die ihren Namen mit so großem Unrecht führt, welche die Kunst verbreitet hat, ohne gründliche Forschung und Beobachtung sich Rechenschaft von den Erscheinungen zu geben, eine Kunst, der es an Jüngern nicht fehlen wird, so lange Arbeiten ohne Mühe und Anstrengung Ermunterung und Anerkennung finden; sie zeugte die blinden und taubstummen Kinder der Unwissenheit und des Mangels aller Beobachtungsgabe; sie ist es, die in den vergangenen Jahren alle Fortschritte in ihrem Keim erstickte. Lehmann in der Vorrede zu seinem ausgezeichneten Lehrbuche der physiologischen Chemie sagt: Wenn wir in der Anwendung der Chemie auf die Wissenschaft des generellen Lebens noch hie und da den durchgreifenden Einfluß einer wahrhaften Naturphilosophie vermissen, so verstehen wir darunter nicht etwa eins jener nun ziemlich verschollenen Systeme, die mehr einer schönen Dichtung gleichen, und fast zum Spott der Nachkommen geworden sind, sondern jene Newton'sche Naturanschauung, welche die Astronomie zu ihrer Vollendung und die Physik zu den glänzendsten Entdeckungen führte."

Nachdem Dr. Schödler hierauf mehrere Beispiele nichtssagender und erweislich falscher Resultate von Schellings und Hegels Naturphilosophie angeführt hat, wird auch noch des berühmten Physikers Oerstedt Urtheil hinzugefügt, welcher sagt: „Uebrigens hat das Weltbild, das selbst die höchsten Philosophen sich gebildet haben, durch den Mangel an Naturauffassung gelitten. Daß eine Weltanschauung ein Grundbestandtheil der Philosophie ist, brauche ich wohl nicht erst zu beweisen; aber daß diese theils leer, theils vielfältig falsch sein muß, wenn sie nicht das Wesentliche der Wahrheiten aufnimmt, welche die Naturwissenschaft uns lehrt, ist nicht minder gewiß. Ungeachtet die Philosophen der Gegenwart mit den Ergebnissen der Naturwissenschaften nicht unbekannt sind, sehen sie doch so sehr davon ab, daß diese so gut wie keinen Einfluß auf ihre Forschung haben."

Doch fügt Herr Dr. S. Seite 189 hinzu: „Es kann aber nicht anders als in hohem Grade wünschenswerth erscheinen, daß zwischen Philosophie und exacter Naturforschung, die Chemie hierin eingeschlossen, ein inniges Band geschlossen werde zu gegenseitiger Befestigung und Erweiterung." — Dieses Urtheil gilt aber nicht bloß von der Naturforschung, sondern von allen Wissenschaften, und mag auch dem Verfasser der vorliegenden Schrift zur Rechtfertigung dienen, daß er im dritten Theil derselben von dem Versuche, zur Erfüllung jenes Wunsches beizutragen, sich nicht abschrecken läßt, weil er eben (sei es mit Recht oder Unrecht) meint, daß seine Ansicht vom Tact dieselbe zu erleichtern oder wenigstens für Andere die Bahn zu ebenen vermöge.

Vorher muß aber noch in diesem Theile das Verhältniß von Tact und Prüfung zum Glauben und Wissen und von diesen beiden zu einander dargestellt werden; daher ich jetzt zu dieser Aufgabe übergehe. Dann erst wird sich der Einfluß ins Licht stellen lassen, den die Auffassung dieser vier Begriffe auf die Ansicht und Behandlung der meisten Wissenschaften haben müsse, wodurch sich eine häufige Veranlassung darbieten wird, die Begriffe selbst und ihre Anwendung zu erläutern.

Dritter Abschnitt.

Verhältniß von Glauben und Wissen zu einander, so wie zu Tact und Prüfung.

Kapitel I.

Kritik der Begriffe: Glauben und Wissen.

Der allgemeine Sprachgebrauch unterscheidet nicht bloß das Glauben vom Wissen, sondern setzt sogar beide einander entgegen. Dennoch sind beide Begriffe von ihm so unbestimmt aufgefaßt, daß sie sehr häufig verwechselt werden, und es der Reflexion schwer wird, den specifischen Unterschied von beiden anzugeben, wenn auch ihr Gemeinschaftliches sich leichter deutlich machen läßt. Denn daß beide das Bewußtsein der Wahrheit eines Urtheils oder Gedankens, also eine Gewißheit oder Ueberzeugung von derselben ausdrücken sollen, kann keinem Zweifel unterworfen sein. Aber das Unterscheidende ist vom Tact, der eben den Sprachgebrauch bildet, so unklar gelassen, daß in der Anwendung auf die einzelnen Fälle sich nur mit Mühe die Regel entdecken läßt.

In der Lebhaftigkeit der Gewißheit kann nämlich der Unterschied nicht gefunden werden. Denn obgleich das Glauben sehr oft nichts anderes ausdrückt, als ein Meinen oder Vermuthen, also einen schwächeren Grad des Fürwahrhaltens: so spricht man doch auch von einem festen, unerschütterlichen Glauben, der also in der Stärke dem Wissen unmöglich nachstehen kann. Auch die Richtigkeit des Gedankens unterscheidet das Wissen nicht vom Glauben, denn dadurch, daß dem wahren Glauben der falsche entgegengesetzt wird, zeigt man an, daß man auch die vollkommenste Richtigkeit mit dem Glauben verbinden zu können versichert ist, obgleich man die Möglichkeit des Gegentheils zugleich anerkennt.

Der Unterschied scheint vielmehr in nichts Anderem zu liegen, als in der Entstehungsart des Bewußtseins von der Wahrheit des Gedachten. Ist dieses Bewußtsein durch den Tact, folglich ohne Bewußtsein der Factoren oder Gründe, durch welche es vermittelt ward, entstanden: so heißt es ein Glauben; zum Wissen aber wird es erst dadurch erhoben, daß jene Factoren zum Bewußtsein gekommen sind.

Wenn nämlich zwei Menschen urtheilen, daß der Gegenstand ihres Sehens ein Eichbaum sei, so kann dieses Urtheil bei dem Einen dadurch entstehen, daß er bloß vermittelst des Tacts sich der Uebereinstimmung der Totalauffassung mit frühern Totalauffassungen, die er mit dem Namen Eichbaum belegte, bewußt wird; und dann ist sein Urtheil eine Tactüberzeugung, ein Glauben. Wird aber von dem Andern das nämliche Urtheil deßwegen gefällt, weil er die Uebereinstimmung der Blätter, Blüthen, Früchte, so wie des Wuchses von Stamm und Zweigen, nebst der Beschaffenheit der Rinde, mit den von ihm früher erkannten Factoren oder Merkmalen des Begriffes Eichbaum wahrnimmt, so ist seine Ueberzeugung ein Wissen. Je mehr nun bei dem Letztern, der die einzelnen Factoren des Begriffes kennt, die Wahrnehmung derselben in größerer Entfernung geschwächt oder gar unmöglich gemacht wird, desto mehr sieht er sich auf die einer solchen Entfernung angemessene Totalansicht beschränkt, die sich nur durch den Tact auffassen läßt, und in eben dem Grade tritt auch bei ihm an die Stelle des Wissens ein Glauben, und in noch größerer Entfernung die schwächeren Grade der Tactüberzeugung, ein Meinen oder Vermuthen bis zur völligen Unentschiedenheit. Daher rührt es denn, daß das Glauben als ein geringerer Grad der Gewißheit oder der Ueberzeugung betrachtet wird; an sich aber ist es durchaus kein Unterscheidungszeichen zwischen dem Wissen und Glauben. Denn für den, der viele Eichen gesehen hat, kann die Gewißheit von der Wahrheit seines bloßen Tacturtheils eben so fest und eben so richtig sein, als bei dem, der alle Merkmale des Begriffes genau anzugeben weiß. Weil aber Jener sein Urtheil nicht zu rechtfertigen vermag, so erscheint es diesem um Nichts besser als das Urtheil dessen,

der wegen einer zu großen Entfernung die einzelnen Merkmale nicht mehr wahrnehmen kann, folglich als ein Meinen oder Vermuthen, welches mehr oder weniger einer völligen Unentschiedenheit ähnlich wird. Umgekehrt wird aber auch das Glauben gar oft ein Wissen genannt, wenn man die vermeintliche Unmöglichkeit eines Irrthums ausdrücken will. So trägt man kein Bedenken, zu versichern, man wisse, daß eine gewisse Person an einem bestimmten Orte gewesen sei, ungeachtet man nicht im Stande ist, die schwierige Aufgabe zu lösen, daß entscheidende Merkmale der betreffenden Person angegeben werden sollen. Das Schwankende des Sprachgebrauchs bei der Anwendung der Wörter „Glauben und Wissen" darf also nicht befremden, aber aus der Vergleichung derselben in den verschiedenen Fällen erhellet, daß die Kritik der Begriffe nicht irren werde, wenn sie das Glauben als das Resultat des Tacts, das Wissen hingegen als Resultat der Reflexion betrachtet. Wenn also Augustinus sagt: „Der Glaube geht dem Verstande voraus", und Anselmus: „Ich suche nicht zu verstehen, um dann erst zu glauben, sondern ich glaube, um dann erst zum Verständniß zu gelangen": so liegt darin ein sehr wahrer Gedanke, obgleich dieser nicht immer richtig verstanden und noch weniger richtig angewendet ist.

Kapitel II.

Verhältniß des Glaubens und Wissens zu einander.

Da alle Geistesthätigkeit mit der Wirksamkeit des Tacts beginnt, so ist aller Anfang des Bewußtseins der Wahrheit eines Urtheils ein bloßes Glauben. Erst die Wahrnehmung der in demselben befindlichen Irrthümer und der Conflict mit Andersdenkenden, der zu einer Rechtfertigung des eigenen Glaubens nöthigt, weckt das Streben nach einem Wissen, dessen Umfang nur allmälig sich erweitern läßt, dessen allgemeine Vollständigkeit aber niemals dem einzelnen Menschen, wahrscheinlich sogar nicht einmal der ganzen Menschheit erreichbar sein wird. Nur Annäherung zu jener Voll-

ständigkeit darf also ihr Ziel sein, und diese wird auch hier, wie bei der Vervollkommnung der Industrie durch Theilung der Arbeit, befördert, indem man die Gegenstände der Tactüberzeugungen (des Glaubens) nach ihrer Verwandtschaft in gewisse Kreise zusammenfaßt, und so einzelne Wissenschaften (Erkenntnißkreise) bildet, so daß einige Forscher innerhalb eines solchen Kreises ihr Ziel verfolgen, andere aber in andern Kreisen das nämliche Geschäft verrichten.

Durch dieses Verfahren sind in allen Kreisen des menschlichen Wissens große Fortschritte gemacht, nirgends aber die Lücken gänzlich ausgefüllt. Denn je weiter die Wissenschaft fortschreitet, desto rascher eilt der Tact mit neuen, eben durch jenes Fortschreiten möglich gemachten Beobachtungen und Combinationen ihr voraus, und legt ihr die Prüfung derselben und die Auflösung neuer Probleme vor. Niemals wird daher eine Zeit erscheinen, wo die Wissenschaft des Tacts entbehren könnte, weil dieser ihr stets das Material zum Prüfen und Ordnen herbeischaffen muß; aber eben so wenig kann der Tact die Wissenschaft überflüssig machen, weil er ohne diese den gröbsten Irrthümern preisgegeben ist, und sich in dem Chaos seines Materials nicht zurecht zu finden weiß. Zwar waren z. B. die meisten Begriffe der Naturkunde längst vom Tact gebildet, bevor sie selbst als Wissenschaft existirte; aber zahllose Irrthümer und Verwechslungen waren unvermeidlich, bis sie anfing, die eigentlichen Factoren, aus denen der Tact ohne Bewußtsein derselben die Begriffe gebildet hatte, aufzusuchen und zur Prüfung und Ordnung derselben anzuwenden.

Doch ist auch gerade in dieser Wissenschaft die Schwierigkeit ihres Geschäfts sehr deutlich wahrzunehmen. Schon vor Jahrtausenden hatte der Tact Mineralien, Pflanzen und Thiere unterschieden und für die einzelnen Reiche, Classen, Ordnungen und Arten Namen erfunden, bevor sie selbst als Wissenschaft existirte; aber zahllose Irrthümer und Verwechslungen waren unvermeidlich, bis sie anfing, die eigentlichen Factoren, aus denen der Tact ohne Bewußtsein derselben die Begriffe gebildet hatte, einigermaßen befriedigend ans Licht zu ziehen. Auch jetzt noch zeigt es sich oft genug, daß die mühsame Arbeit nicht überall völlig gelungen ist; daß man vielmehr zu-

fällige Merkmale für wesentliche gehalten und dagegen wesentliche übersehen hatte; daß also der Tact, ungeachtet er oft irrt, doch auch zuweilen mehr Recht hatte, als die Wissenschaft. Wie solches möglich ist, und worin die Ursachen liegen, dieses wird nur klar, wenn man sich die Art, wie beide verfahren, deutlich vorstellt.

Ungeachtet nämlich die Sinnesempfindungen bei der Wahrnehmung jedes verschiedenen Objects sowohl der Art als dem Grade nach verschieden sein müssen, weil die Objecte sonst nicht als verschiedene erkannt werden könnten: so findet sich doch in jenen irgend etwas Gemeinschaftliches, nämlich eine größere oder geringere Uebereinstimmung eines Theils jener Sinnesempfindungen, also eine Aehnlichkeit. Sobald der Tact diese wahrnimmt, faßt er die ähnlichen Individuen in einen Begriff zusammen, wie er dieses früher schon bei den unter sich ähnlichen Empfindungen gethan hat. So werden z. B. die Empfindungen des Auges und des Ohrs von einander unterschieden, aber auch jede Art derselben, ungeachtet sie wiederum unter sich nach der Stärke und eigenthümlichen Beschaffenheit unendlich verschieden ist, unter die Begriffe der Gesichts- oder Licht- und der Gehör- oder Schall-Empfindungen zusammengefaßt. Dann entstehen abermals aus der Aehnlichkeit der Lichtempfindungen in Ansehung ihrer Stärke die Begriffe des Glanzes, der Helligkeit, Dunkelheit, und in Ansehung der Zeitdauer die Begriffe des Blitzes, Schimmers u. s. w.; in Ansehung ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit aber die Begriffe der Farben, ungeachtet in jedem dieser Begriffe wiederum eine Menge von Verschiedenheiten wahrgenommen werden.

So wie nun der Tact jeden gemeinschaftlichen Begriff der Sinnesempfindungen mit einem besondern Namen belegt, so thut er das Nämliche auch bei den Begriffen der Objecte, welche er aus den Wahrnehmungen der Sinnesempfindungen als etwas unabhängig von denselben Bestehendes (als reale Objecte) kennen gelernt, oder erschlossen hat. Indem er nun den Namen des Begriffes irgend eines realen Objects Anderen hörbar macht, bemerken diese in den verschiedenen Individuen der Objecte, auf welche der Name des Begriffes angewendet wird, das Gemeinschaftliche oder die Aehnlichkeit, welche dem

Begriff zum Grunde liegt, und bilden auf diese Weise den Begriff nach, ohne jedoch des Gemeinschaftlichen (der Merkmale des Begriffes) sich deutlich bewußt zu werden.

Auf diese Weise gehen die Namen der Begriffe als Tradition auf alle dieser Tradition fähigen Menschen über, jedoch nicht ohne Selbstthätigkeit ihres eigenen Tacts, durch welchen der Begriff zwar nicht selten verfälscht, jedoch im Ganzen immer mehr ausgebildet und berichtigt wird. Denn je mehr verschiedene Objecte des nämlichen Begriffes angeschaut werden, desto mehr stellt sich auch für den Tact das wesentlich Gemeinschaftliche von allen übrigen Verschiedenheiten heraus, ungeachtet es nie deutlich gedacht wird, und so reinigt und befestigt sich das Totalbild des Gemeinschaftlichen in dem Verschiedenen.

Dieses ist offenbar der Weg, auf welchem der Mensch in seinem Verkehr mit andern Menschen und mit den Dingen zu seinen Begriffen und den daraus hervorgehenden Urtheilen, so wie zu der davon abhängigen Sprache gelangt. Alles ist hier Product des Tacts, sowohl die Begriffbildung selbst, als das Zutrauen, daß die gehörte Begriffsbezeichnung die in der Sprache übliche sei, wie auch die Wahrnehmung, daß das Gemeinschaftliche des Begriffes sich in den verschiedenen mit dem Namen des Begriffes bezeichneten Objecten finde. Daher wird an die Frage: „Was denn eigentlich das durch den Begriff Bezeichnete sei, und wodurch er von andern Begriffen sich unterscheide?" gar nicht gedacht, ohne deßwegen zweifelhaft zu sein, wo er angewendet werden dürfe. Das Urtheil, daß ein wahrgenommenes Object ein Tisch, Haus, Baum u. s. w. sei, ist also bei den meisten Menschen ein bloßer Glaube, und bei manchen Specialbegriffen, welche auf einer unübersehlichen Menge von Merkmalen beruhen, z. B. bei dem Urtheil über die Identität einer Person, kann es schwerlich etwas Anderes sein und werden.

Aber in allen den Fällen, in denen die Begriffe nahe an einander grenzen, indem sie nur durch Verschiedenheiten getrennt sind, welche dem Tact sich nicht leicht bemerklich machen, ist die Kenntniß derselben durch den bloßen Tact mißlich, und den größten Irrthümern durch Verwechselung des Verschiedenartigen ausgesetzt, wenn nicht die Re-

flexion der wissenschaftlichen Erkenntniß ihr zu Hülfe kommt. Nur sie macht es dadurch, daß sie die zu dem Begriffe gehörigen Merkmale, und zwar sowohl das Gemeinsame (das genus), als das Unterscheidende (die differentia specifica) zum deutlichen Bewußtsein bringt, möglich, zu entscheiden, ob ein wahrgenommenes Object unter einen gewissen Begriff subsumirt werden kann und darf, oder nicht. Wer wäre z. B. im Stande, so ähnliche Mineralien, wie Granit, Gneuß, Graisen u. dgl. mit Sicherheit zu unterscheiden, besonders aber sein Urtheil gegen abweichende Urtheile Anderer zu rechtfertigen, wenn er nicht die wesentlichen Merkmale, welche jeden jener Begriffe constituiren, durch wissenschaftliche Forschungen erkannt hat und nachzuweisen vermag?

Aber diese wesentlichen Merkmale vollständig genug zu einer durchaus sicheren Entscheidung aufzufinden, dieses ist eine so schwierige Aufgabe, daß sogar diejenigen Wissenschaften, welche sich auf sinnliche Wahrnehmungen beziehen, ihr Ziel nicht immer erreicht haben; und in solchen Fällen leitet der geübte Tact, in dessen Totalbilde sich alle Bestandtheile des Begriffes, wenn gleich ohne Bewußtsein der einzelnen, gesammelt haben, nicht selten sicherer, als das deutliche Bewußtsein der unvollständigen und daher einseitig aufgefaßten Merkmale, welche die Wissenschaft darbietet. Noch größer aber wird die Schwierigkeit bei den discursiven Begriffen, weil weder sie selbst noch ihre Merkmale sich zur sinnlichen Wahrnehmung bringen lassen. Bei ihnen soll das ganze Verständniß durch die unvollkommenen, meistens vieldeutigen Gedankenzeichen der Sprache bewirkt werden, deren verschiedene Auffassung fast nicht zu vermeiden ist. Zwar scheinen hier alle Begriffe schärfer ausgeprägt zu sein, weil sie gewöhnlich aus ihren Merkmalen construirt sind; aber sie leiden dennoch an einer größeren Unbestimmtheit, als diejenigen, welche der Tact aus den sinnlichen Wahrnehmungen sich gebildet hat; theils weil die Merkmale selbst durch die Sprache nicht bestimmt genug dargestellt werden können, theils weil sie selten ganz vollständig sind, und daher oft solche fehlen, die einen bedeutenden Einfluß auf die Auffassung des Begriffes haben; theils weil auch ihre Verbindung und ihr gegenseiti-

ges Verhältniß leicht falsch aufgefaßt werden kann. Wenn dann die Folgen weniger augenfällig sind, als bei Zeichnungen unbekannter, sinnlich wahrnehmbarer Objecte nach einer bloßen Beschreibung: so liegt die Ursache bloß darin, daß bei jenen eine solche Probe nicht anzustellen ist.

So irrig also auch die Meinung ist, daß die Tacturtheile (das Glauben) der wissenschaftlichen Prüfung vermittelst der Auflösung in ihre Factoren nicht nöthig hätten, um sich vor Irrthümern zu schützen, oder von denselben zu reinigen: so ist es doch eine eben so große Thorheit, jedes Wissen für untrüglich zu halten. Es bleibt bei dem paulinischen Ausspruche, daß, so wie unser Weissagen (das Resultat des Tacts) Stückwerk ist, es mit unserm Wissen (dem Resultate der Reflexion) nicht viel besser stehe, da dem Menschen nun einmal kein anderer Weg zur Wahrheit, als die Bahn des allmäligen Fortschrittes vorgezeichnet ist.

Kapitel III.

Nothwendigkeit der gegenseitigen Controle.

Diese Bahn des allmäligen Fortschrittes wird jedoch nur der mit Glück verfolgen, welcher Tact und Prüfung, und deren Resultate, das Glauben und Wissen, in einer unaufhörlichen Wechselwirkung erhält, und dafür sorgt, daß beide sich gegenseitig controliren. Weil nämlich der Tact die Uebereinstimmung des Urtheils mit dem gegenwärtigen Gesammtzustande des Ich zu erkennen gibt, wie es theils durch seine Organisation (körperliche und geistige Anlagen), theils durch den ganzen Gang seiner Bildung ist, so beweist jedes Urtheil, dem der Tact seine Zustimmung versagt, einen Conflict mit dem Ich, und kann, so lange derselbe nicht gelöst ist, nicht zur Ueberzeugung werden; es muß vielmehr als unwahr erscheinen, wenigstens vorläufig verdächtig sein, und darf folglich das Handeln nicht bestimmen. Aber nicht jeder Gesammtzustand ist ein

normaler; vielmehr ist fast immer in demselben das Normale mit dem Abnormen gemischt.

Es liegt nämlich in der Natur des Tacts, daß er auf mancherlei Weise verunreinigt werden kann, und mehr oder weniger verunreinigt ist. Der Grund davon ist theils in der allmäligen Entwickelung des Menschen zu suchen, wodurch manche einflußreiche Factoren eine Zeitlang ohne alle Entwickelung bleiben, oder doch nur zu einem schwachen Antheil an derselben gelangen; theils in den äußern Einwirkungen, durch welche vermittelst der Tradition falsche Factoren sich festgesetzt haben; theils in der Gewalt der Neigungen, welche eben so bereit als fähig sind, die ihnen günstigen Factoren in den Vordergrund zu ziehen, als die ungünstigen zurückzudrängen. Da nun unsere Ueberzeugung nicht bloß eine wirkliche (d. h. durch den Tact zum Bewußtsein gebrachte), sondern auch eine objectiv richtige (d. h. der Anordnung Gottes in der Welt angemessene) sein soll: so muß es unser immerwährendes Bestreben sein, den Tact durch möglichste Ausscheidung aller falschen Factoren und durch wahrheitsliebende Beherrschung der Neigungen zu reinigen, dadurch aber in Harmonie mit unserm Gesammt-Ich, nicht bloß, wie es gerade ist, sondern wie es sein soll, fortzuschreiten, also zur vernünftigen Ueberzeugung zu kommen.

Jene Ausscheidung und Berichtigung des Abnormen kann nun offenbar nicht anders, als durch Aufsuchung der Factoren und durch deren Vergleichung mit den verwandten, als unbezweifelt anerkannten Wahrheiten geschehen, also durch Prüfung. Aber auch diese muß, weil auch sie nicht über jeden Irrthum erhaben ist, eine vorsichtige sein, d. h. eine solche, welche bei der Aufsuchung der Factoren das Ganze nicht aus dem Auge verliert. Da aber dieses nur von dem Tact aufgefaßt werden kann, so muß die Einrede desselben gegen das Resultat der Prüfung so lange Mißtrauen gegen das letztere erwecken, bis die Unrichtigkeit der Factoren, welche jene Einrede verursachen, erkannt ist. Weil nämlich die Reflexion bei der Prüfung genöthigt ist, ihre Aufmerksamkeit den einzelnen Factoren des Tacturtheils zuzuwenden, um deren Beschaffenheit (ob sie richtig oder unrichtig sind) zu

erkennen: so kann sie leicht einseitig werden, indem sie einige, welche auf das Resultat einen entscheidenden Einfluß haben sollten, ganz übersieht, und dagegen andern einen größern Einfluß gestattet, als ihnen gebührt.

Um diesen höchst wichtigen, aber nicht wenig schwierigen und ungebührlich vernachlässigten Punct in ein möglichst helles Licht zu stellen, weiß ich wiederum kein passenderes und lehrreicheres Beispiel zu wählen, als ein aus der Wissenschaft der Perspective entlehntes, worin das ganze Verhältniß des Tacts zur Prüfung und des Glaubens zum Wissen, so wie die Nothwendigkeit einer gegenseitigen Controle sich sehr anschaulich machen läßt.

Daß der perspectivische Tact sich bei Menschen und Thieren allmälig, und eben daher in verschiedenem Grade und in eben so verschiedener Zuverlässigkeit entwickelt, und daß daraus ihre Urtheile über Entfernung und Größe der wahrgenommenen Objecte, so wie über ihre Abweichung von der Vertical- und Horizontalfläche hervorgehen, ist schon oben erwähnt. Dieses wird durch die Erfahrung bestätigt, daß Blindgeborne, welche ihr Gesicht erhalten, alle jene Urtheile sich erst allmälig durch längere Uebung erwerben müssen. Die Urtheile selbst aber sind offenbar reine Producte des Tacts, also nichts anders als ein Glauben, denn alle zu ihnen erforderlichen, meistens sehr verwickelten Combinationen und Vergleichungen bleiben dem Bewußtsein verborgen. Eben deßwegen hält der Tact sie für ein unmittelbares Resultat des Sehens, welches aus der eben so gewöhnlichen als wunderlichen Frage: „Wie groß Jemand den Mond sehe?" deutlich erhellet. Ja, er nennt solche Tacturtheile oft wegen der Gewißheit, mit welcher sie sich meistens ankündigen, ein Wissen, obgleich seine Unfähigkeit, die Gründe der Gewißheit anzugeben, hinreichend beweisen, daß sie einen solchen Namen nicht verdienen können. Dessen ungeachtet sind sie gewöhnlich nicht sonderlich unrichtig und meistens für den Gebrauch hinreichend.

Sollen aber Unrichtigkeiten in ihnen erkannt und aufgedeckt, sollen Zeichner in ihren Arbeiten geleitet, vor Fehlern geschützt, oder zur Erkenntniß derselben gebracht werden, dann ist mit dem bloßen perspec-

tivischen Tact nichts anzufangen. Dazu bedarf es durchaus einer wissenschaftlichen Kenntniß der Perspective, durch welche die Factoren des perspectivischen Tacts aufgesucht und ihr Verhältniß zu dem perspectivischen Tacturtheile zum deutlichen Bewußtsein gebracht werden, damit eine Prüfung möglich sei.

Wie sehr nämlich der bloße Tact ein schlechter Führer für den Künstler ist, dieses beweisen die meistens aus architektonischen Darstellungen bestehenden Landschaften der herculanischen Gemälde augenscheinlich genug. Denn ungeachtet in den übrigen Darstellungen derselben Kunst und Geschmack unverkennbar ist, so sind doch die perspectivischen so voll der gröbsten Fehler, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, die Fehler wären bei ihnen die Regel. Auch jetzt noch geht es den Malern nicht viel besser, wenn sie sich mit perspectivischen Darstellungen befassen, ohne die Wissenschaft zu kennen. Ist sie ihnen aber einmal bekannt, dann ist es freilich nicht mehr nöthig, jede Linie in den kleinsten Theilen durch eine perspectivische Construction zu bestimmen. Denn ist einmal der Tact durch die Wissenschaft aufgeklärt und gereinigt, dann ersetzt er die letztere in vielen, ja sogar in den meisten Fällen, zu großer Beschleunigung der praktischen Thätigkeit, und nur für die schwierigeren und streitigen Fälle wird die Wissenschaft zu Hülfe gerufen.

Aber auch die Wissenschaft kann leicht auf Irrwege gerathen, sobald sie einen einzigen einflußreichen Factor übersieht, und sich nicht durch die Controle des Tacts warnen läßt. So ging es z. B. Horstig in seinen Briefen über malerische Perspective S. 53. Ihn verleitete nämlich das unleugbare optische Gesetz der scheinbaren Verkleinerung gleicher Gegenstände in größerer Entfernung zu der ganz falschen und durch eine hinzugefügte Zeichnung vor aller Mißdeutung gesicherten Behauptung: „weil bei einem sehr langen Gebäude, vor dessen Mitte der Zuschauer stehe, die Seitenwände unstreitig kleiner erscheinen müßten als die Höhe der Mitte, so müßten die oberen und untern horizontalen Grenzen der Mauer durch eine unterwärts und aufwärts gekrümmte Curve dargestellt werden". Also müßten auch die Seitenkanten eines hohen Thurms convergirend gezeichnet werden, weil ihr

oberer Abstand nothwendig kleiner gesehen wird als der untere. Nun warnte ihn zwar der Tact, der eine solche Darstellung unnatürlich findet, aber vergeblich. Denn da dieser keine Gründe kennt, so war er mit dem Vorwurfe, daß er nur aus langer Verwöhnung so urtheile, leicht abzufertigen. Dennoch hatte dieser vollkommen Recht; der Verfasser aber hatte aus einem ganz richtigen Princip einen argen Fehlschluß gezogen, weil er einen einzigen Umstand übersah, der die ganze Sache durchaus verändert. Er hatte nämlich nicht bedacht, daß die perspectivische Tafel nicht eine durchsichtige Hohlkugel ist, in deren Mitte das Auge steht, sondern eine durchsichtige Ebene, gerade wie die Fläche, auf welcher die Darstellung stehen soll, und über deren Mitte das Auge in einem der wirklichen Entfernung proportionirten Abstande gedacht wird; daß also die Grenzen dieser Ebene sich für das Auge in gleichem Verhältnisse verkleinern, wie die gesehenen Objecte. — Dieses würde nun vielleicht auch Horstig entdeckt haben, wenn er nicht in übermüthigem Vertrauen auf seine Speculation aus optischen Gesetzen, die zwar an sich richtig sind, aber von ihm einseitig (d. h. mit Vernachlässigung der übrigen Factoren) angewendet wurden, die Warnung des Tacts verachtet und verhöhnt, vielmehr, statt diesen schnöde abzufertigen, sich bemüht hätte, den übersehenen Factor aufzufinden und dadurch sein rein speculatives Product zu berichtigen.

Sogar der große Mathematiker Lambert, der Gründer der freien, aus rein geometrischen Grundsätzen abgeleiteten Perspective, gibt in seinem Lehrbuch dieser Wissenschaft eine nach ihren Grundsätzen richtig construirte Landschaft, welche dennoch jedem geübten perspectivischen Tact nothwendig und mit Recht unnatürlich erscheinen muß. Der Grund davon liegt darin, daß er nicht bloß überhaupt einen großen Sehwinkel von 90° wählte, der schwerlich ein überall deutliches Sehfeld erlaubt, sondern dieses noch überdieß für ein so kleines Format that, daß die für solche Ausdehnung besonders nothwendige, bestimmte Entfernung des Gesichtspuncts näher rückte, als daß ein gesundes Auge noch etwas deutlich wahrnehmen kann. Ungeachtet also die Zeichnung an sich keineswegs falsch construirt ist,

wie der Tact aus der richtigen Bemerkung, daß sie unnatürlich erscheint, leicht übereilter Weise folgern dürfte: so hat dieser doch darin vollkommen Recht, daß sie für die gegebene Größe unpassend ist. Wenn nun Lambert durch einen geübten perspectivischen Tact auf die Unnatürlichkeit der Darstellung aufmerksam gemacht wäre, so würde sein großer Scharfsinn wahrscheinlich bald den Grund aufgefunden und den Uebelstand vermieden haben.

Aus diesen beiden Beispielen oder vielmehr erweislichen Thatsachen dürfte nun unwidersprechlich hervorgehen, daß sowohl der Tact, als die wissenschaftliche Reflexion (jede allein genommen) eben so wenig auf unbedingtes Vertrauen zu ihrer absoluten Richtigkeit Anspruch machen, als verachtet werden dürfen; daß vielmehr beide einander controliren müssen, und daß man, zumal bei complicirten Factoren, nur da, wo jene beiden einander bestätigen und unterstützen, zu einer vernünftigen Ueberzeugung gelangt, und hoffen darf, die Wahrheit nicht zu verfehlen; daß aber da, wo beide mit einander in Widerspruch stehen, das entscheidende Urtheil vorläufig suspendirt werden soll, bis der Grund des Widerspruchs aufgefunden und als ungültig erkannt ist. Dieses scheint auch Hamann vorgeschwebt zu haben, wenn er sagt: „Was man glaubt, hat erst nöthig, bewiesen zu werden, und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen sein, ohne deßwegen geglaubt zu werden. Es gibt Beweise von Wahrheiten, die so wenig taugen, als die Anwendung, die man von den Wahrheiten selbst machen kann."

Das nämliche Verhältniß zwischen Tact und Prüfung, Glauben und Wissen, welches so eben an perspectivischen Beispielen erläutert und nachgewiesen ist, auch ohne Mühe sich noch weiter bei den geringsten Einzelheiten verfolgen ließe, findet sich nun aber ebenfalls bei allen übrigen Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, kurz bei der gesammten menschlichen Geistesthätigkeit und bei allen einzelnen Kreisen derselben, den Wissenschaften. Dieses scheint jedoch bisher wenig beachtet zu sein, und noch weniger eine fruchtbare Anwendung

gefunden zu haben. Beides zu befördern, ist daher der Zweck der beiden folgenden Theile, und in diesen wird sich häufig Veranlassung finden, die bisher erörterten Begriffe durch ihre Anwendung näher zu beleuchten.

Zweiter Theil.

Tact und Prüfung, Glauben und Wissen,

in ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Wissenschaften.

Erster Abschnitt.

Verhältniß zur Sprachkunde.

Wie alle übrigen Wissenschaften, so verdankt auch die Sprachkunde ihr Material dem Tact, und zwar diese dem Sprachtact. Denn alle Sprachen waren längst vorhanden, bevor an eine Theorie derselben, eine Grammatik, nur irgend gedacht ward. Doch sind sie nichts weniger als ein anerschaffenes Gut, sondern sie haben sich aus der allerdings anerschaffenen Anlage, articulirte Töne hervorzubringen und dadurch die verschiedenen Vorstellungen, Begriffe und Urtheile hörbar zu machen, allmälig durch den Tact auf eine sehr verschiedene, und dennoch auf eine die bewunderungswürdigste Regelmäßigkeit zeigende Weise entwickelt. Sobald nämlich der Tact aus den Empfindungen seine Vorstellungen gebildet hat, treibt das Bedürfniß der Mittheilung an Andere zur Anwendung articulirter Töne, die nun wiederum bei der Wahrnehmung der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der einzelnen Vorstellungen sich zu Begriffszeichen erheben. Indem der Tact nun aber auch die Verhältnisse der Begriffe zu einander, so wie zu den eigenen Zuständen und Thätigkeiten wahrnimmt, sieht er sich ebenfalls genöthigt, diese Verhältnisse entweder durch besondere Wörter, oder durch Veränderung und Zusammensetzung der schon vorhandenen anzudeuten. So arbeitet jeder Einzelne mit allen seinen Nachkommen und Sprachgenossen, den gegenseitig mitgetheilten Sprachschatz nach der Analogie des vorhandenen vollständiger und consequenter auszubilden, ohne dieser Analogie sich deutlich bewußt zu werden. Denn das Wesen des Tacts besteht ja eben darin, die Harmonie oder Disharmonie jedes Neuhinzukommenden mit Allem, was im Ich schon vorhanden ist, augenblicklich wahrzunehmen, ohne von Letzterem eine deutliche Kunde zu haben. Auf diese Weise fließt nun die Arbeit des Tacts von Tausenden und Millionen zusammen, welche alle mehr oder

weniger zur Erhaltung, Erweiterung und Reinigung des erworbenen Sprachschatzes beitragen, dadurch aber ein im Ganzen erstaunenswürdig regelmäßiges Ganzes bilden, bevor noch die bewußte Reflexion irgend Etwas dazu beigetragen hat.

Doch nicht bloß die Entstehung der Sprache wird durch den Sprachtact bewirkt, sondern auch die Erlernung derselben. Auf die leichteste und sicherste Weise erlangen unzählige Menschen bloß durchs Gehör (welches das eigentliche Eingangsthor für die Sprachen ist) und durch eigene Versuche im Sprechen den Besitz der Sprache, und nicht bloß die fertigste, sondern oft auch die richtige Anwendung derselben; ja sie wissen nicht selten, sogar in schwierigen Fällen, das Richtige vom Falschen sehr gut und gewiß zu unterscheiden, weil der Tact die Analogie wahrnimmt, ohne sie deutlich zu kennen. Eben deßwegen vermögen sie aber nicht, die Gründe jener Unterscheidung anzugeben, so lange sie von einer wissenschaftlichen Grammatik keine Kunde haben. Ihre ganze Sprachkunde ist eine Wirkung des Tacts, folglich eine Glaubenssache.

Weil aber die Analogie sich verschieden auffassen läßt, so entstehen verschiedene Ausdrucksweisen, z. B. ich versichere Dich dieser Sache (d. h. ich mache Dich sicher oder gewiß in Ansehung dieser Sache), und: ich versichere Dir diese Sache (d. h. ich mache Dir, oder für Dich diese Sache gewiß). Ferner sind die nämlichen Begriffs- und Gedankenzeichen gar häufig vom Tact nach einer zufälligen, entfernten, wenigstens versteckten Analogie auf sehr verschiedene Begriffe und Gedanken übertragen worden, für welche sich nach einer andern Analogie auch andere Bezeichnungen vorfinden. Es wird also zweifelhaft, welcher Ausdruck beim Sprechen, welche Bedeutung beim Verstehen gewählt werden soll. Endlich kann auch der Tact durch Aufnahme des mitgetheilten Falschen oder des von ihm falsch Aufgefaßten verbildet sein, und dadurch zur Anwendung falscher Wörter und falscher Analogieen, also zu Sprachfehlern verleitet werden, die entweder den richtig gebildeten Tact beleidigen, oder gar den Sinn verderben, wenigstens zweifelhaft machen. Dann entsteht nothwendig die Frage: „Welche der verschiedenen Ausdrucksweisen ist

die richtige?" Diese Frage vermag aber der bloße Sprachtact schlechthin nicht zu beantworten.

So wird also die Prüfung durch Reflexion nöthig; und dieses Bedürfniß gibt der wissenschaftlichen Sprachkunde oder Grammatik ihr Dasein. Was thut aber diese, um ihren Zweck zu erreichen? Im Wesentlichen nichts Anderes, als daß sie die Analogieen, nach denen der Sprachtact gehandelt hat, aufsucht, und zum deutlichen Bewußtsein zu bringen strebt. Die aufgefundenen Analogieen nennt sie dann Sprachregeln oder Sprachgesetze, und indem sie mit denselben die fraglichen Ausdrucksweisen vergleicht, schließt sie aus ihrer Uebereinstimmung mit jenen auf die Richtigkeit, aus dem Widerspruch gegen dieselben auf die Falschheit der letztern. Indem die Grammatik auf diese Weise sich der Factoren ihres Urtheils bewußt wird, erhebt sie den Glauben des Sprachtacts zu einem Wissen, und erlangt dadurch nicht bloß eine größere Sicherheit in der Anwendung der Sprache, sondern vorzüglich das einzige Mittel, dieselbe gegen den abweichenden Glauben Anderer zu rechtfertigen und zu vertheidigen.

Doch irrt sie sehr, wenn sie mit diesem Wissen sogleich die Untrüglichkeit zu besitzen wähnt. Sie kann aus einzelnen Redensarten Sprachanalogieen abstrahiren, die es im Allgemeinen nicht sind, und umgekehrt allgemeine Analogieen finden, die sich auf einzelne Redensarten nicht anwenden lassen. Daher der bekannte Spruch: Nulla regula sine exceptione. Denn die allgemeinen Analogieen werden oft durch besondere modificirt, und manche besondere wollen sich unter keine allgemeine fügen. Thöricht wäre es also, wenn eine speculative Grammatik durch bloße Schlüsse aus gewissen aufgefundenen Sprachgesetzen ihr ganzes grammatisches Gebäude construiren wollte, ohne der Controle des Sprachtacts ihr Recht zuzugestehen, da doch dieser die Quelle des Sprachgebrauchs ist, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi. Auch hier müssen also Tact und Prüfung, Glauben und Wissen Hand in Hand gehen, und sich gegenseitig unterstützen. Der Tact muß der Wissenschaft die Materialien liefern, und sie bei der Aufsuchung der Analogieen leiten, besonders aber in der Praxis,

wo zum Prüfen und Untersuchen keine Zeit ist, bei Jedem die Stelle des Wissens vertreten; die Wissenschaft dagegen soll den Tact reinigen, schärfen, und in zweifelhaften und schwierigen Fällen die Gründe zur Entscheidung darbieten.

Hieraus dürften sich für die Erlernung der Sprachen nicht unwichtige Folgerungen ergeben. Auf dem natürlichen Wege wird jede Sprache durch den Sprachtact erlernt. Erst hinterher kommt die Grammatik als Kritik der Sprache, um den Sprachtact zu reinigen, und in zweifelhaften Fällen die Entscheidung möglich zu machen und zu sichern. Dagegen pflegt man bei der Erlernung fremder, besonders der alten Sprachen, gewöhnlich den umgekehrten Weg zu gehen, und sich in die geringsten Einzelheiten der Grammatik zu vertiefen, bevor der Sprachtact einigermaßen ausgebildet ist, ja wohl gar, bevor noch an der schon bekannten Muttersprache die Regeln der Grammatik und ihr Nutzen klar geworden sind. Sollte nicht vielleicht darin die gewöhnliche Langsamkeit und Unvollständigkeit des Erfolgs ihre Hauptursache zu suchen haben?

Dazu kommt aber auch noch ein zweites Hinderniß des Erfolgs. Auf dem natürlichen Wege wird der Sprachtact durch Hören und Sprechen, also durchs Ohr und die Thätigkeit der Sprachorgaue hervorgebracht; bei den fremden Sprachen hingegen durch Auge und Hand, nämlich durch Lesen und Schreiben. Auch dieser Tausch der Organe möchte nicht wenig dazu beitragen, den Erfolg zu erschweren, und es wäre zu wünschen, daß man auch in dieser Hinsicht mehr der Natur sich annähern könnte. Freilich hat dieses für den Lehrer eine bedeutende Schwierigkeit, weil es viel leichter ist, eine Sprache, welche nicht die Muttersprache ist, zu verstehen, als sie fertig und richtig zu sprechen. Doch ließe sich auch von diesen wenigstens Etwas dadurch thun, daß sie den Schülern oft das den Fähigkeiten derselben Angemessene mit der gehörigen Betonung vorlesen, und sie gewöhnen, den Sinn durchs Ohr aufzufassen, demnächst aber in der nämlichen Sprache, so gut sie es vermögen, mündlich und schriftlich wieder zu geben. Nur dadurch kommt, wie aus Erfahrung bezeugt werden kann, der Genius der Sprache in Ohr und Geist,

während es durch die sogenannten Exercitien nur sehr langsam, meistens gar nicht bewirkt wird. Damit stimmt auch die Aeußerung des berühmten Polyglotten, des Cardinals Mezzofanti, überein, der in 58 Sprachen sich mit Leichtigkeit unterhalten konnte. Als dieser nämlich gefragt wurde: Wie er es angefangen habe, so viele Sprachen so correct und gründlich zu erlernen? erwiederte er: „Durchs Ohr".

Erst wenn der Sprachtact bis zu einem gewissen Grade entwickelt ist, wird es nützlich, die Grammatik, oder die Kritik der Sprache, ernstlich zu treiben, nicht sowohl um bei der Anwendung der Sprache selbst durch ein deutliches Bewußtsein der Regeln Sprachfehler zu vermeiden (denn dazu ist, wenigstens beim Sprechen, selten die Möglichkeit, daher hier der Sprachtact Alles thun muß), als vielmehr um den Tact zu reinigen, und erforderlichen Falls seine eigene Sprachweise vertheidigen oder eine abweichende widerlegen zu können. Alsdann verschafft sie aber auch eine treffliche Uebung des Scharfsinns in der logischen Subsumtion der einzelnen Fälle unter die allgemeinen Regeln, und in der Beurtheilung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der vorkommenden Fälle.

So viel ist wenigstens aus dem Obigen klar, daß zur vollständigen Kenntniß einer Sprache sowohl die Bildung des Sprachtacts als die genaue Bekanntschaft mit der Grammatik gehört. Fehlt aber eins von beiden, so wird der entwickelte Sprachtact ohne alle Kenntniß der Grammatik noch für die gewöhnliche Anwendung der Sprache vollkommen genügen, obgleich er in zweifelhaften Fällen leicht irren kann und für seine Entscheidung keine Gründe anzugeben vermag. Dagegen wird die bloße grammatische Kenntniß ohne Bildung des Sprachtacts zum Gebrauch völlig unfähig sein, und sogar für die Entscheidung zweifelhafter Fälle die Regeln nicht einmal anzuwenden wissen.

Zweiter Abschnitt.

Verhältniß zur Hermeneutik und Kritik.

Wozu bei hinreichender Sprachkunde die Hermeneutik, oder die Wissenschaft der Auslegung, dienen solle, dieses vermag der Tact schlechthin nicht zu begreifen. Mit jener ist ihm, so meint er, das Verstehen des in der bekannten Sprache Mitgetheilten eben so unmittelbar gegeben, wie dem gesunden Auge die Erkennung der sichtbaren Gegenstände durch das Sehen. Bei dieser Aeußerung ist zwar die Vergleichung wegen der wirklichen Aehnlichkeit beider Erkenntnißarten sehr richtig; aber die Meinung von der Unmittelbarkeit derselben bei der einen eben so falsch, als bei der andern.

Der Gesichtstact glaubt nämlich die sichtbaren Gegenstände selbst und deren Beschaffenheit zu sehen; aber das Sehen besteht in nichts Anderem, als in der Wahrnehmung der verschiedenen Gesichtsempfindungen rücksichtlich der verschiedenen Helligkeit und der eigenthümlichen Beschaffenheit (der Farbe) des Lichts; alles Uebrige, nämlich die Beschaffenheit, Größe, Richtung u. s. w. des sichtbaren Gegenstandes sind bloß Urtheile und Schlüsse, oft sehr complicirter Art, welche der Tact ohne Bewußtsein der zahlreichen Factoren mit Blitzesschnelligkeit vollführt, und eben deßwegen für unmittelbare hält, ungeachtet sie nichts weniger als dieses wirklich sind, gerade so, wie es bereits oben von den perspectivischen Tacturtheilen erwiesen ist. Daß es sich aber mit dem Verstehen des durch die Sprache Mitgetheilten genau eben so verhält, wird sich bald zeigen.

Mag auch die Meinung, daß mit der Sprachkunde das Verstehen des durch die Rede Mitgetheilten unmittelbar gegeben, also die Hermeneutik eine ganz überflüssige Wissenschaft sei, es nicht immer wagen, sich geradezu auszusprechen: so

beweist doch die stets zunehmende Vernachlässigung jener Wissenschaft in Schriften und auf Lehrstühlen deutlich genug, wie herrschend und weitverbreitet sie ist. Auch darf man dieses dem Tact als solchem nicht übel nehmen. Denn von Allem, was außer der Sprachkunde noch zum richtigen Verstehen nöthig ist, hat er eben so wenig die schwächste Ahnung, als von Allem dem, was vorgehen muß, bevor aus den reinen Gesichtsempfindungen des gesunden Auges ein richtiges Erkennen der sichtbaren Objecte hervorgehen kann.

Zwar nöthigt ihn zuweilen die handgreifliche Unzulänglichkeit der bloßen Sprachkunde, einzugestehen, daß auch noch allerlei Anderes, und besonders ein exegetischer Tact nöthig sei. Was aber dieser sei, aus welchen Factoren er seine Urtheile ableite, und wie die Richtigkeit derselben zu prüfen sei: dieses Alles liegt völlig außer dem Bereiche des Tacts. Und wird er wegen der übrigen Erfordernisse in die Enge getrieben, so hilft er sich mit der Ausrede: „Es verstehe sich ja von selbst, daß noch Dieses und Jenes, z. B. Geschichte, Sachkunde, Logik u. s. w. ebenfalls angewendet werden müsse"; aber das Wie? und Warum? kümmert ihn nicht, obgleich eben darauf Alles ankommt; und die Anwendung wird wiederum als selbstverständlich dem Tact überlassen. Da ist sie dann freilich in guten Händen, wenn der Tact etwas taugt, sonst aber kann sie in sehr schlechte Hände gerathen. Weil aber der eigene Tact selbstverständlich ein guter, und Alles, was zu demselben nicht paßt, tactlos heißt, folglich seine Resultate immer als die einzig richtigen, wohl gar als die einzig möglichen erscheinen, so wird jede Prüfung, d. h. jede Untersuchung der Factoren, von denen man keine Ahnung hat, für eben so überflüssig als unmöglich gehalten.

Wer möchte es auch leugnen, daß Resultate des bloßen exegetischen Tacts, ohne alle Reflexion der Hermeneutik und deren Prüfung, eben so untadelhaft und richtig sein können, als die Resultate des Sprachtacts ohne alle Kenntniß der Grammatik, und die Ergebnisse des Gesichtstacts, ohne von Optik und Perspective die kleinste Ahnung zu haben; ja sogar, daß ohne jenen exegetischen Tact alles Verstehen eben so unmöglich ist, als ohne die beiden letzten Arten das Sprechen

und Sehen. Daß aber nicht alle Resultate des exegetischen Tacts richtig sind, dieses beweisen die Abweichungen der exegetischen Tacturtheile über die nämlichen Interpretationsgegenstände bei verschiedenen Menschen von gleicher Sprachkunde und in der eigenen Muttersprache eben so unwiderleglich, als bei den sichtbaren Gegenständen die verschiedenen Urtheile von Personen mit gleich gesunden Augen, deren contradictorische Urtheile unmöglich beide wahr sein können, wenn nicht den ersten Grundsätzen der Logik Hohn gesprochen werden soll. In solchen Fällen ist also eine Entscheidung aus erkennbaren und überzeugenden Gründen ein unabweisliches Bedürfniß, welches jedoch vom Tact unmöglich befriedigt werden kann, weil er sich keiner Gründe bewußt ist. Diese können also nur durch wissenschaftliche Reflexion gefunden werden, und diese aufzusuchen, darin liegt eben die Aufgabe und Nothwendigkeit der Hermeneutik.

Daher hat also die Hermeneutik mit der Sprachkunde als solcher gar Nichts zu schaffen, denn was durch diese entschieden werden kann, gehört der Grammatik und Linguistik an. Die Functionen der Hermeneutik beginnen erst da, wo jene Wissenschaften den Sinn zweifelhaft lassen, welches weit häufiger der Fall ist, als man gewöhnlich glaubt, weil der in völliger Bewußtlosigkeit wirkende exegetische Tact die ihm angehörigen, aber völlig unbekannten Factoren fälschlich in der durch die Grammatik mehr aufgeklärten Sprachkunde sucht, obgleich sie in dieser nicht zu finden sind. Die Hermeneutik soll also diejenigen Factoren ans Licht ziehen, welche in solchen Fällen unbekannterweise die Entscheidung des exegetischen Tacts motiviren, um zu prüfen, ob sie theils an sich richtig sind, theils nach dem Maße ihrer Wesentlichkeit oder Zufälligkeit in das gehörige Verhältniß zur Entscheidung gebracht werden. Daraus erhellet aber auch, daß jede Hermeneutik, welche sich um den exegetischen Tact nicht bekümmert und, weil sie den Tact überhaupt nicht kennt, auch vom exegetischen nichts Gründliches zu sagen weiß, ihre eigentliche Aufgabe gänzlich verfehlen muß, woraus die Verachtung derselben sich leicht erklären läßt.

Vergeblich hat man versucht, durch allerlei Beiwörter, welche von

verschiedenen Wissenschaften, z. B. von Grammatik, Geschichte, Logik, Psychologie u. a. m. hergenommen sind, die richtige Interpretationsweise zu bezeichnen. Denn je nachdem der Gegenstand der Rede beschaffen ist, kann jede Wissenschaft zur Anwendung kommen. Aber jede derselben kann auch verkehrt angewendet werden. Daher kommt Alles darauf an, zu wissen: Wie, und zu welchem Zwecke sie gebraucht werden sollen? Dieser Zweck kann aber kein anderer sein, als zu entscheiden, welchen Gedanken der Auctor (der eigentliche Urheber des mitgetheilten Gedankens, nicht etwa bloß der Referent desselben) durch die von ihm selbst gebrauchten Worte mittheilen wollte. Es fragt sich also, wie die von den verschiedenen Wissenschaften ermittelten und geprüften Wahrheiten zu jenem Zwecke gebraucht werden sollen?

Dazu kann es nun aber offenbar nicht hinreichen, aus den verschiedenen Wissenschaften zu erfahren, welcher der verschiedenen Gedanken, die durch die Sprachkunde in den vorliegenden Worten gefunden werden können, der wahre ist. Denn der Fall ist allerdings sehr wohl denkbar, daß der Auctor einen unwahren Gedanken mittheilen wollte, entweder weil er ironisch eben durch die Andeutung des unwahren Gedankens das Gegentheil desselben, den wahren, in ein helleres Licht stellen wollte (in welchem Falle eben dieses Gegentheil eigentlich der vom Verfasser beabsichtigte Gedanke ist, der unwahre aber nur als Mittel zur Darstellung des wahren betrachtet werden muß); oder aus Selbsttäuschung, weil Unkunde ihn verleitete, den unwahren Gedanken für den wahren zu halten; oder endlich, weil er Andere täuschen wollte, entweder als Dichter bloß zu Belustigung und Unterhaltung derer, welche wissen, daß sie von ihm keine eigentliche Wahrheit zu erwarten haben, oder als Lügner, um Andere irre zu leiten. In allen diesen Fällen aber muß der Interpret vor aller Entscheidung selbst wissen, welcher der grammatisch möglichen Gedanken der wahre, welcher dagegen der unwahre ist. Dieses ist die zwar nicht geleugnete, aber auch nie gehörig motivirte und festgehaltene Nothwendigkeit der Sachkunde, ohne welche eine Entscheidung schlechthin unmöglich ist.

Nun erst kann die zweite Frage zur Beantwortung kommen: Ob der Auctor den wahren oder den unwahren dieser grammatisch möglichen Gedanken mittheilen wollte. Die Entscheidung derselben hängt aber offenbar von der Vorstellung ab, welche der Interpret von der Intelligenz und dem Willen des Auctors hegt. Denn vermag der Auctor nicht, in dem betreffenden Puncte das Wahre zu wissen, ist also in Ansehung desselben seine Intelligenz mangelhaft oder gar irrig: so kann er bei dem redlichsten Willen, das Wahre mitzutheilen, doch nur das Mangelhafte oder Falsche aussagen. Ist dagegen die Intelligenz nicht zu bezweifeln, so kann er das Wahre mittheilen, und ist man zugleich überzeugt, daß er dieses thun will, so läßt sich nicht daran zweifeln, daß unter den grammatisch möglichen Gedanken nur der wahre als der von ihm beabsichtigte betrachtet werden darf. Ist dagegen der Wille des Auctors auf das Unwahre gerichtet, so hilft es nichts, daß er das Wahre wissen kann; es muß dennoch zugegeben werden, daß von den verschiedenen grammatisch möglichen Gedanken der unwahre derjenige sei, den der Auctor mittheilen wollte.

Will man Alles dieses kurz zusammenfassen, so kann man sagen: Die bewußtlosen Motive für die Entscheidungen des exegetischen Tacts, durch deren Verdeutlichung eine wissenschaftliche Prüfung in zweifelhaften Fällen möglich gemacht wird, liegen sämmtlich in dem Verhältnisse, in welchem die wahrgenommene Wahrheit oder Falschheit des gefundenen Gedankens zum Auctor steht; oder, mit andern Worten, in der Beantwortung der Frage: Welcher der möglichen Gedanken des Auctors würdig sei? In so fern nämlich über die Redlichkeit und Intelligenz des Auctors in dem betreffenden Puncte kein Zweifel Statt findet, darf nur ein wahrer Gedanke als des Auctors würdig, d. h. als derjenige betrachtet werden, den er mittheilen wollte, jeder unwahre dagegen ist seiner unwürdig. Im entgegengesetzten Falle dagegen kann ein unwahrer Gedanke allerdings desselben würdig sein, d. h. mit vollem Rechte

als derjenige betrachtet werden, den er mittheilen wollte. Analog dem Spruche: Duo cum *faciunt* idem, non est idem, gilt auch dieser: Duo cum *dicunt* idem, non est idem. Sind also jene beiden Puncte, oder ist auch nur einer derselben zweifelhaft, so wird die Entscheidung zwischen mehreren grammatisch möglichen Gedanken zweifelhaft, oft sogar unmöglich werden müssen.

Weil jedoch der Dichter, außer etwa im Lehrgedicht, auf die reale Wahrheit seiner Darstellungen keinen Anspruch macht, so kann bei ihm nur die logische Wahrheit, d. h. die Uebereinstimmung der Gedanken unter einander (das aptum, im Gegensatze zu dem ineptum) in Betracht kommen. Das aptum kann aber oft etwas real Unwahres sein.

Bei der Anwendung jener, wie es scheint, eben so einfachen als unleugbaren und allgemeingültigen Regel finden also in jedem betreffenden Falle zwei Hauptfragen Statt, bei deren Beantwortung Tact und Prüfung wiederum, wie bei allen Gegenständen des menschlichen Denkens, einander gegenseitig unterstützen müssen. Jedoch hat bei der ersten: Welcher der wählbaren Gedanken der wahre sei? der Tact am wenigsten zu thun, und den geringsten Anspruch auf die Entscheidung. Denn hier helfen alle Wissenschaften, in deren Fach der Gedanke einschlägt, so weit sie es vermögen, und wo ihre Entscheidung aufhört, da wird man sie auch nicht von dem Interpreten verlangen dürfen. Will aber dieser sie dann durch seinen Tact suppliren, so wird er auf objective Gültigkeit verzichten müssen.

Weit schwieriger wird aber für die wissenschaftliche Prüfung die Beantwortung der zweiten Frage: In wiefern, oder in welchem Grade die Intelligenz und Redlichkeit des Auctors keinem Zweifel unterworfen sei? Diese bezieht sich nämlich auf das geheimste Innere des Menschen, dessen genaue Kunde ihm selbst theils sich entzieht, theils durch zahlreiche Selbsttäuschungen verfälscht wird. Für Andere wird aber das Urtheil darüber noch schwieriger. Denn selten geht es aus einzelnen bestimmten, einer wissenschaftlichen Prüfung fähigen Kennzeichen so

charakteristisch hervor, daß jeder Zweifel völlig ausgeschlossen würde. Gewöhnlich beruht vielmehr die Antwort auf einer langen und verwickelten Combination von Schlüssen, die von dem Tact nach seiner Weise schnell, aber ohne Bewußtsein der Factoren verglichen werden. Aber alle diese Factoren ans Licht zu ziehen, dieses gelingt nur selten; vielmehr muß man meistens froh sein, wenn man nur einige der einflußreichsten entdecken und zur Prüfung bringen kann. Hier wird daher, wie bei jedem Zutrauen zu einer Person, oder dem Glauben an dieselbe, der Tact oft das Uebergewicht behaupten müssen, und dieser nicht weiter zu bringen sein, als daß er genöthigt werde, sein Urtheil über die Intelligenz und Redlichkeit des Auctors bestimmt auszusprechen, damit dem gemäß die Consequenz seiner Interpretation geprüft werde. Läßt sich aber durch Auffindung hervortretender und entscheidender Factoren jenes Urtheils und durch deren Prüfung etwas Entscheidendes über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit desselben ermitteln: so wird dadurch auch über die Richtigkeit oder Falschheit der Interpretation entschieden.

Aus der unleugbaren Schwierigkeit, über die Intelligenz und Redlichkeit des Auctors zu einer objectiv gültigen Entscheidung zu gelangen, folgt nun von selbst, daß manche Interpretationen auch deßwegen von zweifelhafter Richtigkeit sein müssen, weil nicht immer die Gefahr vermieden werden kann, dem Auctor entweder ein zu großes oder ein zu geringes Zutrauen zu schenken. Es fragt sich also, wie der Interpret, wo er in dieser Gefahr sich befindet, sich zu verhalten habe?

Das erste, was er als redlicher Mann zu thun hat, ist offenbar, eine zweifelhafte Interpretation nicht für eine gewiß richtige auszugeben, vielmehr sein Non liquet ehrlich zu gestehen. Wo dieses nicht befriedigt, darf nur von einer größern oder geringeren Wahrscheinlichkeit die Rede sein. In diesem Sinne sagt Neander mit Recht in einem Briefe an Bernhard Jacobi: „Ich bin der Meinung Ihres Großvaters und Stammträgers, daß wir in diesem Leben nicht dazu kommen, etwas Rechtes zu wissen. Ich lasse lieber eine bewußte Unwissenheit durchblicken,

als den Riß zu verkleistern. — — Gott verleihe uns, an der Rechtgläubigkeit der Demuth fest zu halten. Lassen Sie uns mit Gottes Hülfe immer eingedenk sein der goldenen Worte Ihres Großvaters Jacobi: „„Mehr und immer mehr Einfalt und Wahrheit!““ Diese Losung befolgend, welche in unserer Zeit so viel vergessen wird, wird Ihre Zeitschrift gewiß zu großem Segen werden. Nur gegen das geistreich gespickte Wesen, gegen geistreiche Frömmigkeit, habe ich einen entsetzlichen Widerwillen.“

Demnächst handelt es sich darum: Ob der Interpret bei einem zu geringen oder bei einem zu großen Zutrauen (oder Glauben an den Auctor) mehr Wahrscheinlichkeit zu einem glücklichen Erfolge habe? — Diese möchte sich aber eher bei dem letztern als bei dem erstern finden. Denn hat der Ausleger ein zu geringes Zutrauen, so ist er nur zu sehr geneigt, den ersten besten aufgefundenen Gedanken, wie verkehrt und unrichtig derselbe auch sein mag, unbedenklich dem Auctor zuzuschreiben; er wird also sich der Gefahr aussetzen, nicht bloß die größte Ungerechtigkeit gegen jenen zu verüben, sondern auch zu der unverantwortlichen Leichtfertigkeit verführt zu werden, die jede Mühe scheut, ernstlich und gewissenhaft zu untersuchen, ob nicht in den vorliegenden Worten ein wahrer Gedanke gefunden werden könne, also auch beabsichtigt sein möge. Ein zu großes Zutrauen dagegen treibt ihn jedenfalls zu exegetischen Anstrengungen und schützt ihn vor der Gefahr, ungerecht zu werden; nur kann es ihn freilich verleiten, vergebliche Mühe aufzuwenden, oder wohl gar einen grammatisch unmöglichen Sinn den vorliegenden Worten unterzuschieben. Letzteres verdient allerdings und mit vollem Rechte Tadel, ersteres jedoch nur bei ganz unwichtigen Gegenständen.

Vortrefflich und ganz nach meinem Sinne sagt darüber Lessing im 38. Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie: „Eines offenbaren Widerspruchs macht sich ein Aristoteles nicht leicht schuldig. Wo ich dergleichen bei so einem Manne zu finden glaube, setze ich das größte Mißtrauen lieber in meinen als in seinen Verstand. Ich verdopple meine Aufmerksamkeit; ich überlese die Stelle zehn Mal, und glaube nicht eher, daß er sich widersprochen, als bis ich aus dem

Zusammenhange seines Systems ersehe, wie und wodurch er zu diesem Widerspruch verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu hat verleiten können, was ihm diesen Widerspruch gewissermaßen unvermeidlich machen mußte: so bin ich überzeugt, daß er nur anscheinend ist. Denn sonst würde er dem Verfasser, der seine Materie so oft hat überdenken müssen, gewiß am ersten aufgefallen sein, und nicht mir, ungeübtem Leser, der ich ihn zu meinem Unterricht in die Hand nehme. Ich bleibe also stehen, verfolge den Faden seiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und sage mir immer: Aristoteles kann irren und hat sich oft geirrt; aber daß er hier Etwas behaupten sollte, wovon er auf der nächsten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Aristoteles nicht. Endlich findet sichs auch."

Alle diese Reflexionen nützen übrigens, wie schon oben erwähnt ist, der Praxis nur dadurch, daß sie den Tact, durch welchen allein eine praktische Thätigkeit gefördert werden kann, warnen, bilden, läutern und vor Extravaganzen schützen. Bei der Prüfung zweifelhafter Fälle dagegen sind sie recht eigentlich an ihrem Platze und zu einer vernünftigen Entscheidung unentbehrlich. Diese ist hier, wie überall, der eigentliche Zweck der wissenschaftlichen Prüfung.

Indeß ist noch eine Schwierigkeit der richtigen Interpretation übrig, welche durch die Nothwendigkeit einer Kritik des Textes veranlaßt wird, und hier nicht übergangen werden darf, da sie in der Ueberschrift mit der Hermeneutik verbunden ist, weil sie mit dieser in der engsten Wechselwirkung steht.

Bisher ist nämlich von den dem Interpreten vorliegenden Wörtern so geredet, als ob sie die vom Auctor selbst gebrauchten wären; welches aber nur beim directen Hören und beim Autographon zutrifft. Denn die mündliche Tradition verändert die Worte nur zu leicht, weil sie gewöhnlich nicht die Wörter selbst im Gedächtnisse behält, sondern nur den aus denselben gut oder schlecht aufgefaßten Gedanken, den sie alsdann nach ihrer Auffassung durch ähnliche oder andere Wörter mittheilt. Eben so bekannt ist es, daß auch die schriftlichen Traditionen, zumal wenn sie lange durch Abschriften fortgepflanzt sind, von zahlreichen Verän-

derungen und Corruptionen des Textes wimmeln, ja sogar, daß nicht einmal alle Autographa von Schreibfehlern frei sind. Soll nun der Gedanke, den der Auctor mittheilen wollte, richtig aufgefunden werden, so müssen offenbar die Corruptionen des Textes berichtigt sein.

Am leichtesten freilich wird dieser Zweck erreicht, wenn man die vorliegenden Worte mit einem Autographon des Auctors vergleichen kann; denn dann ergibt sich die Verbesserung ohne vieles Nachdenken, wiewohl es nicht unmöglich ist, daß auch dieses nicht ganz frei von zufälligen Schreibfehlern sei. Findet sich aber kein Autographon, so lassen sich zwar ohne alle Interpretation die verschiedenen Exemplare und Abschriften mit einander vergleichen, nach der Nähe der Abstammung, so wie nach der in ihnen bemerkbaren Sorgfalt classificiren und würdigen; auch ergibt sich daraus eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die ursprünglichen Wörter. Aber alle diese reinhistorischen Untersuchungen leiden an großer Unsicherheit; auch sind sie schlechthin unanwendbar, sobald nur ein einziges undeutliches oder fehlerhaftes Exemplar existirt oder wenigstens zugänglich ist. Dann müssen Hermeneutik und Kritik des Textes sich aufs engste verbinden.

In diesem Falle erregt nämlich der exegetische Tact den ersten Verdacht einer Corruption des Textes, wenn nämlich der von ihm gefundene Gedanke nicht mit seiner Vorstellung von der Wahrheit desselben und des Verhältnisses von dieser zur Intelligenz und Absicht des Auctors harmonirt; worauf dann der kritische Tact Versuche macht, durch wahrscheinliche Veränderungen des Textes die Harmonie wieder herzustellen. Bei diesem auf den verschlungensten Wechselwirkungen beruhenden Geschäfte ist ohne einen geübten Tact Nichts auszurichten; aber den V e r i r r u n g e n, in welche dieser eben wegen der vielfachen Schwierigkeiten sehr leicht geräth, ist nur durch das Bestreben vorzubeugen, so viele der einflußreichsten Factoren, als sich auffinden lassen, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, und zur Prüfung anzuwenden; dadurch aber wiederum sowohl den exegetischen als den kritischen Tact immer mehr zu läutern und zu schärfen. Jedenfalls ist nur durch eine solche Prüfung eine Rechtfertigung der kritischen Entscheidung möglich.

Damit stimmt auch Herr A. Matthiä in seiner Encyclopädie und Methodologie der Philologie, Leipzig 1835, genau überein, indem er S. 87 sagt: „Was das Verhältniß beider Zweige des praktischen Theils der Hermeneutik und Kritik betrifft, so sind sie zwar in ihrem Gegenstande und Zwecke von einander verschieden, greifen aber so vielfältig in einander ein, daß der eine ohne den andern immer mangelhaft bleiben muß. — — Zwar theilen sich die Gelehrten gewöhnlich in beiden Geschäften, aber beide werden nie in den gehörigen Einklang kommen, wenn nicht ein und derselbe Gelehrte beide besorgt." — Dann fügt er S. 139 in Betreff der Conjecturalkritik hinzu: „Man glaubt durch ein Gefühl dabei geleitet zu werden, aber es ist kein Gefühl im eigentlichen Verstande, d. h. ein Innewerden des angenehmen oder unangenehmen Eindrucks, den ein Gegenstand auf den Beobachtenden macht, sondern das Resultat einer Reihe von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, die an und für sich nicht augenblicklich zum Bewußtsein kommen, aber von der Einbildungskraft, in einen Brennpunct gesammelt, wie Blitze des Geistes hervorbrechen, so daß wer sie hat, selbst nicht angeben kann, wie er dazu gekommen ist." — Hier findet man genau die Schilderung des Tacts, wie er oben in der Kritik des Begriffes angegeben ist; nur mit dem Unterschiede, daß er vom Verfasser Einbildungskraft genannt wird; auch ist der Begriff des Gefühls eben so aufgefaßt, wie oben.

Besser, als durch viele Worte, wird übrigens das kritische Verfahren dadurch klar werden, wenn man sich selbst beobachtet, wie man es anfängt, einen sehr undeutlich, nachlässig und sogar fehlerhaft geschriebenen Brief zu entziffern. Kennt man nämlich den Verfasser, seine Denkart, die Züge seiner Handschrift und den Hauptzweck seines Briefes, so wie die Beschaffenheit der Sache, auf welche derselbe sich bezieht, schon im Voraus: so wird das Geschäft dadurch sehr erleichtert. Ist aber dieses Alles unbekannt, so bleibt nichts Anderes übrig, als aus den leichter erkennbaren und verständlichen Wörtern vermittelst des

Tacts eine vorläufige Hypothese über den Gegenstand des Briefes und über die Absicht des Verfassers zu bilden. Ist dann der Gegenstand dem Interpreten durch dessen eigene Sachkunde bekannt, so wird es ihm dadurch sehr erleichtert, neue Vermuthungen über das Verhältniß der undeutlichen Wörter zu dem Gegenstande des Briefes aufzustellen; dadurch wiederum jene undeutlichen Wörter zu errathen, durch die Analogie der in denselben enthaltenen Buchstaben mit den bisher noch nicht erkennbaren Zügen der Handschrift in der Entzifferung weiter fortzuschreiten, und so allmälig zu einem vorläufigen Tacturtheil über die Sachkunde des Verfassers zu gelangen. Stimmen nun die bisher gefundenen Gedanken mit der Sachkunde des Lesers überein, so wird er vorläufig annehmen, daß auch das Uebrige, wenn es gehörig enträthselt wird, mit der wahren Beschaffenheit der Sache übereinstimmen werde, und in dieser Erwartung macht er neue Versuche, die Schwierigkeiten, welche sich noch in den undeutlichen Zügen oder in den scheinbar unpassenden Ausdrücken finden, zu beseitigen, bis er zur Panharmonie, d. h. zur völligen Uebereinstimmung alles Einzelnen gelangt.

In diesem Sinne billigt auch der ehrwürdige Dr. Paulus in der Recension des dritten Theils von Niebuhrs Reisen nach Arabien (Heidelberger Jahrbücher 1838, Anm.), neben einer freundlichen Anerkennung meiner hermeneutischen Bestrebungen die von jenem Ausdruck entlehnte Bezeichnung der Interpretation als des Ideals derselben, wie jener Name auch bereits früher von mir selbst theils ausdrücklich, theils durch die Forderung, das Non liquet offen einzugestehen, erklärt ist. Nur darin weicht er von mir ab, daß er der Rücksicht auf die gangbaren Irrthümer einen größeren Einfluß auf die Interpretation, als einer historischen, einzuräumen scheint, wie ich derselben (Beitrag zur allg. Hermeneutik § 274) gestatten zu dürfen glaube; weil ich nämlich zur ächthistorischen Rücksicht auch die Erkenntniß fordere, wie weit ein Auctor sich über die Vorurtheile und Irrthümer seiner Zeit und Umgebung erhoben habe, ohne dieß an die Bedingung zu knüpfen, daß er sich denselben überall direct opponire, wenn gleich es

uns wegen der Folgen scheint, daß dieses besser gewesen wäre. Doch zeigt seine vortreffliche Recension von Dr. Strauß' Leben Jesu im „Theolog. Litteraturblatt 1837 Nr. 33—35, daß er auch in diesem Puncte die Billigkeit nicht verletzt wissen wollte.

Findet aber der Leser gleich anfangs Widersprüche gegen seine eigene Sachkunde, dann wird das Geschäft schwieriger, denn die Ursache kann in der irrthümlichen Ansicht des Briefstellers von der Sache, oder in dessen Absicht zu täuschen, aber auch in des Lesers falscher Auffassung der Schriftzüge und Ausdrücke, ja sogar in des Lesers falscher Vorstellung von der Sache liegen. Nur einer wiederholten Vergleichung nach allen Seiten hin wird es gelingen, in diesem Falle die häkelige Aufgabe zu lösen, indem bald das Eine, bald das Andere zuerst durch den Tact errathen, und dann durch die Reflexion geprüft wird. Dieses verwickelte Verhältniß von Tact und Prüfung zur Auslegung, und die verschlungene Wechselwirkung beider zu den Ergebnissen derselben findet sich ausführlicher entwickelt in der Schrift: „Beitrag zur allgemeinen Hermeneutik u. s. w., Altona 1828." Auch sehe ich aus des Dr. J. L. S. Lutz, Professor in Bern, nach dessen Tode von Ad. Lutz 1849 herausgegebenen „Biblischen Hermeneutik" S. 58 Anm., daß ich nicht ganz vergeblich gearbeitet habe. Er erklärt nämlich daselbst: „daß mit der von mir vorgetragenen allgemeinen Theorie der Hermeneutik die seinige im Wesentlichen übereinstimme. Doch scheint er nicht mit allen zur Erläuterung und Vertheidigung derselben aus dem Hallischen „Journal für Prediger" der Jahre 1834, 1837 und 1839 besonders abgedruckten kleinen Schriften bekannt geworden, auch eben so wenig mit der Natur des Tacts überhaupt und des exegetischen insbesondere völlig ins Klare gekommen zu sein.

Doch wird es auch der vollkommensten Hermeneutik, eben wegen der erwähnten Schwierigkeiten, nicht gelingen, den Interpreten allenthalben über jeden Zweifel zu erheben, und jedes ehrliche Non liquet unnöthig zu machen. So viel aber geht aus den obigen Untersuchungen als negatives Resultat mit völliger Evidenz hervor, daß Jeder, welcher völligen Glauben an den Auctor, d. h.

unbeschränktes Zutrauen zu dessen Intelligenz und Redlichkeit, zu haben behauptet, schlechthin mit sich selbst in Widerspruch geräth, wenn er einen in dessen Worten gefundenen unwahren Gedanken für den von demselben beabsichtigten ausgibt. Entweder muß er jenen Glauben aufgeben, wenigstens beschränken, oder den Versuch fortsetzen, einen andern, mit der Wahrheit übereinstimmenden, also vernünftigen Gedankeninhalt zu finden. Vorzüglich wichtig ist dieser Punct für die Ausleger göttlicher Offenbarungen. So lange und so weit sie den Glauben an dieselben nicht aufgegeben oder beschränkt haben, dürfen sie nicht zugeben, daß ein der entschiedenen Wahrheit und Sittlichkeit widersprechender Gedanke der von der göttlichen Offenbarung beabsichtigte sei; sie dürfen es also auch niemals ablehnen, die Einwendungen befriedigend zu wiederlegen, welche den von ihnen aufgefundenen Gedanken in jener Hinsicht gemacht werden können. Wo auch immer die Ursache liegen mag, sei es in einer fehlerhaften Interpretation, oder in der Corruption des Textes, oder in einem Irrthum des Referenten: so kann doch kein Gedanke, welcher der Wahrheit und Sittlichkeit wirklich widerspricht, eine Offenbarung des Gottes der Wahrheit und Sittlichkeit sein. Diese Regel ist auch bei der Parabel vom ungerechten Haushalter von allen Exegeten befolgt; also müssen sie dieselbe auch in allen ähnlichen Fällen anwenden; auch liegt sie schon der Forderung der Kirchenväter, *θεοπρεπῶς* zu interpretiren, zum Grunde.

Daher sagte auch der sehr gelehrte Freund und Beschützer meiner hermeneutischen Bestrebungen, der ehrwürdige Dr. Schultheß in Zürich, in seiner Epistola dedicatoria an Herrn Dr. David Schulz: „Quos (auctores, qui nobis et populo nostro sacri adeoque divini habentur) si in rebus maximis et gravissimis errasse, *communi,* non meæ tuæve rationi parum consentanea, sed a veritate aliena, secum pugnantia, falsa dixisse concesseris: *sacros esse non re, sed nomine tantum, eos judicaveris, suoque ordine moveris.* Utrumvis ergo fiat necesse est: *sive* evincas, quæ divino scriptore quopiam *indigna videntur,* modo subtilius ea quis explorata habeat, prorsus digna

esse; *sive,* quum unus alterve locus libri justis argumentis excusari nequeat, et vestigium aliquod vel umbra saltem piæ fraudis obveniat, authentiam addubites potius, quam virum divinum falsorum auctorem esse credas. id est, divinitate sua mulctes.“

Dritter Abschnitt.

Verhältniß zu den historischen Wissenschaften.

Die historischen Wissenschaften beziehen sich sämmtlich auf solche Wahrnehmungen und Erkenntnisse, welche wegen der Entfernung der Zeit und des Orts nicht Allen direct (d. h. durch eigene Empfindungen) zugänglich sind, und deßwegen nur aus den Wahrnehmungen Anderer und deren Mittheilungen durch die Sprache erkannt werden können. Sie beruhen folglich auf der Auctorität dieser Anderen. Daher gilt von ihnen Alles, was im ersten Theile von der Prüfung des Auctoritätsglaubens, und so eben von der Hermeneutik und Textkritik gesagt ist. Nur muß hier noch besonders vor einem wegen der Bewußtlosigkeit, mit welcher der Tact wirkt, leicht erklärlichen, aber sehr großen und nachtheiligen Irrthum gewarnt werden, nämlich diesem: daß über die Glaubwürdigkeit der Auctorität und über den von ihr beabsichtigten Sinn ihrer Mittheilungen successiv und unabhängig von einander entschieden werden könne, oder gar müsse.

Freilich wird eine vorläufige Vermuthung, daß die Auctorität eine zuverlässige sei, vorausgehen müssen, wenn es der Mühe werth scheinen soll, sich mit ihrer Aussage zu befassen, weil ohne dieselbe alle Mühe, sie zu verstehen, als eine unnütze Kraftverschwendung erscheinen müßte. Doch auch die größte Zuverlässigkeit nützt nichts, wenn die Aussage der Auctorität gar nicht verstanden, und schadet sogar, wenn sie mißverstanden wird, durch Verleitung zum Irrthum. Folglich ist das zweite, nämlich daß die Auctorität richtig verstanden werde, eben so wichtig als das Zutrauen zu ihrer Zuverlässigkeit.

Aber dieses erste und zweite folgt in den meisten Fällen nicht auf einander; und das eine kann nicht unabhängig von dem andern erkannt werden; beide stehen vielmehr in solcher unzertrennlichen Wechselwirkung, daß beide nur durch einander entstehen, wachsen, und gerechtfertigt werden können. Beruht nämlich der Glaube an die Auctorität auf dem Zeugnisse eines Andern, so muß dieser dieselbe richtig verstanden haben, um ein gültiges Zeugniß ablegen zu können; und, gäbe es kein anderes Mittel, die Glaubwürdigkeit einer Auctorität zu erkennen, als fremdes Zeugniß, so würde jeder Zeuge wiederum einen neuen Zeugen für die Gültigkeit seiner Auctorität, und so ins Unendliche fort, bedürfen. Auch sind in den wenigsten Fällen äußere Zeugnisse herbeizuschaffen, und die historischen Wissenschaften würden um den größten Theil ihres Materials kommen, wenn sie nicht die innern Zeugnisse gelten lassen wollten, die nirgends anders, als in der Mittheilung selbst gefunden werden können. Bei diesen liegt aber die Unmöglichkeit, daß die Entscheidung über den wahren Sinn der Mittheilung und über die Glaubwürdigkeit ihres Auctors auf einander folgen sollen, klar vor Augen. Denn nur die richtig verstandene Mittheilung kann zu einem Urtheile über die Glaubwürdigkeit des Mittheilenden berechtigen. Aber bei der Unzulänglichkeit der bloßen Sprachkunde hängt, wie die allgemeine Hermeneutik beweist, das richtige Verstehen wiederum großentheils von dem Zutrauen zum Auctor ab. Ist nämlich der Glaube an ihn zu schwach oder gar nicht vorhanden, so entsteht bei dem Interpreten die Unlust, sich Mühe zu geben, und die Neigung, jeden beim ersten Anlauf vielleicht mit dem größten Unrecht gefundenen Gedanken, wie thöricht er auch sein mag, für den mitgetheilten Gedanken zu halten und auszugeben, wodurch die trefflichste Auctorität zu Grunde gerichtet werden muß, während ein starker Glaube an den Auctor keine Mühe scheut, um den beabsichtigten richtigen Gedanken auch da aufzufinden, wo die bloße Sprachkunde ihn zweifelhaft läßt, und Corruptionen des Textes ihn unkenntlich machen. Ist endlich der Glaube an den Auctor zu stark, so wird der Interpret in zweifelhaften Fällen dem Auctor den richtigen Ge-

danken zuschreiben, ungeachtet dieser ihn nicht hatte, folglich auch nicht mittheilen konnte, oder auch, nicht diesen, sondern einen falschen in die Zweideutigkeit verstecken und dadurch täuschen wollte. Daß es jedenfalls an einem gewissen Grade der Sachkunde nicht fehlen dürfe, um den wahren Gedanken vom falschen unterscheiden zu können, versteht sich außerdem, so wie daß die Sprachkunde hier schon vorausgesetzt ist.

Durch eine so verwickelte Wechselwirkung zum Ziele zu gelangen, dieß würde nun aber der Reflexion unmöglich sein. Nur dem Tact ist es möglich, indem er die Menge vielfach verschlungener, bald vorwärts, bald rückwärts laufender Fäden mit wunderbarer Schnelligkeit, und, wenn er gehörig geübt ist, mit solcher Geschicklichkeit verbindet, daß an dem Gewebe selten viel auszusetzen ist. Erst wenn Zweifel und Streit über die Richtigkeit dieses Gewebes entsteht, muß die wissenschaftliche Prüfung mit ihrer Loupe hinzutreten, um die einzelnen Fäden und ihre Verbindung unter einander zu untersuchen, und die Entscheidung zu bringen, ob Alles regelrecht beschaffen und geordnet sei, oder wo etwa der Fehler stecke, und wie ihm abzuhelfen sein mag.

Sind nun aber auch die einzelnen Begebenheiten, Thatsachen und Beschaffenheiten vollkommen richtig aus ihren Quellen ermittelt, so ist damit die Aufgabe der historischen Wissenschaften keineswegs befriedigend gelöst. Das unermeßliche Chaos dieser Materialien ist weder faßlich und behaltbar, noch befriedigend und nützlich. Daher muß aus der zahllosen Menge Einiges zu einem bestimmten Zwecke ausgewählt, geordnet und verbunden werden. Besteht nun dieser Zweck bloß darin, die Neugierde zu unterhalten und zu befriedigen, dann dürfte zu der gewöhnlichen Forderung, es solle das Merkwürdige ausgewählt werden, der bloße Tact genügen. Denn alsdann würde man unter dem Merkwürdigen bloß das Ungewöhnliche, Seltsame und daher Auffallende, die Aufmerksamkeit Spannende verstehen, welches der Tact leicht herauszufinden vermöchte.

Damit wird aber der wahren Geschichte nicht genügt. Sie verlangt einen würdigeren und genau bestimmten Zweck, nach welchem

die Auswahl und Anordnung regulirt werden soll; daher stellt sie die Aufgabe: *zu zeigen, wie ein gewisser Zustand aus den vorhergegangenen Veränderungen entstanden ist.* Dieser Zustand kann aber ein gegenwärtiger oder vergangener, ein allgemeiner oder besonderer sein, und jeder derselben darf, wenn ihm gemäß die Auswahl getroffen werden soll, nicht in dem unbestimmten Bilde, worin der Tact sich denselben denkt, vorgestellt werden, sondern die Reflexion muß alle einzelnen Hauptfactoren aufsuchen, welche jenen Zustand, je nach dem vorliegenden Zwecke, im Allgemeinen oder Besondern constituiren; sie muß alsdann aus der Menge der Begebenheiten und Thatsachen diejenigen auswählen, welche durch allmälige Veränderungen jene Hauptfactoren des bestimmten Zustandes hervorgebracht haben, indem diese für sie das *Merkwürdige* sind; sie muß endlich die vorgefallenen Veränderungen also anordnen und verbinden, daß zuletzt der ganze Zustand als die Wirkung jener Ursachen erscheine.

Wer also eine *allgemeine Weltgeschichte* darstellen will, der muß zuerst von dem gegenwärtigen Zustande der Welt die Hauptfactoren, welche denselben wesentlich in den verschiedenen Rücksichten constituiren, sich so bestimmt als möglich und in der Ausdehnung vorstellen, welche der Zweck und Umfang seines Unternehmens verstattet, um dem gemäß aus der ganzen Reihe der Veränderungen dasjenige und nur dasjenige aufzusuchen, zu ordnen und zu verbinden, wodurch nach und nach dieser Zustand der Welt sich entwickelt hat. Bei der *Specialgeschichte* ist es demnach der Zustand eines einzelnen Volkes, Landes, Districts, Individuums; bei der *Geschichte einer Wissenschaft oder Kunst* der Zustand derselben in einem gewissen Zeitpuncte, wodurch die Auswahl und Zusammenstellung jenes Merkwürdigen bestimmt wird. Hier darf also die Reflexion nie vom Steuer weichen, obgleich der durch die Reflexion geläuterte Tact stets die Fahrt treiben und beschleunigen muß.

Vierter Abschnitt.

Verhältniß zu den Naturwissenschaften.

Längst, bevor an Naturwissenschaften gedacht ward, hatte der Tact nicht bloß von einzelnen Naturgegenständen sich vermittelst der Sinnesempfindungen gewisse Vorstellungen gebildet, sondern dieselben auch nach ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten in Begriffe zusammengefaßt und diese mit Namen bezeichnet, wie dieses schon bei der Sprachkunde erwähnt ist. Aber jene Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten waren nicht zum deutlichen Bewußtsein gekommen, auch nicht immer von wesentlichen und bleibenden, sondern oft von zufälligen Beschaffenheiten hergenommen. Daher fanden sich bei neuen Wahrnehmungen oft Verlegenheiten und streitige Urtheile über die Frage, unter welchen Begriff sie zu subsumiren wären; auch fehlte es nicht an Verwirrung bei der übersichtlichen Anordnung der zahllosen Menge neuer zum Bewußtsein der Menschen kommenden Naturgegenstände.

Dadurch entstand allmälig das Bedürfniß der wissenschaftlichen Prüfung durch die Reflexion, die auch hier darauf ausgehen mußte, die Analogieen aufzufinden, nach denen der Tact bewußtlos gearbeitet hatte. Nun kamen die bis dahin verborgenen Merkmale der Begriffe zum Bewußtsein, und konnten nach ihrer Beschaffenheit und nach ihrer Angemessenheit zur Abgrenzung gewisser Kreise von Objecten unter jene Begriffe, genauer beurtheilt werden. Aber dieser Fortschritt in der Deutlichkeit des Bewußtseins wirkte nun auch wiederum auf den Tact wohlthätig zurück, indem dieser, eben durch jene Deutlichkeit, bei seinen neuen Wahrnehmungen vielfach geleitet, verfeinert und berichtigt wurde.

Doch auch hier zeigte sich das allgemeine Gesetz der allmäligen, oft langsamen, oft rascheren Entwickelung deutlich genug. Denn die Veränderungen, zu denen die Reflexion sich oftmals in ganzen Systemen und einzelnen Theilen derselben genöthigt sah, bewiesen auch

hier, daß die Reflexion nicht untrüglich ist, und oft wieder den durch sie geläuterten Tact zu Rathe ziehen muß.

Noch deutlicher tritt jedoch diese Wechselwirkung zwischen Tact und Prüfung, Glauben und Wissen, bei der Kunde von den Kräften der Naturkörper hervor, ohne welche die Naturwissenschaft höchst unvollkommen ist. Denn, wie Herr Prof. Schleiden in seiner „Theorie der Pflanzencultur" sagt: „die Beobachtung einer vereinzelten Thatsache, eine Wahrnehmung zweier oder mehrerer, selbst in bestimmter Zeitfolge, ist durchaus keine Erfahrung, sondern eben nur eine Wahrnehmung, welche für sich nichts bedeutet, und aus welcher nichts folgt. — — Die Erfahrung in der Natur unterscheidet sich von der Wahrnehmung dadurch, daß ich mir bei der Erfahrung ihrer naturgesetzlichen Nothwendigkeit bewußt werde, daß ich mir nicht nur ihren äußern räumlichen oder zeitlichen Zusammenhang mit andern Erscheinungen, sondern ihre innere Verbindung nach Ursache und Wirkung klar mache."

Unsichtbar und unkörperlich, wie alle Kräfte an sich sind, konnten sie dem Tact nur durch ihre Wirkung auf die Körperwelt, welche selbst nichts Anderes ist, als die sinnlich wahrnehmbare Wirkung der Naturkräfte, zum Bewußtsein kommen, während jene Kräfte die unsichtbare Ursache dieser Wirkungen sind. Doch waren sie für die nie ruhende Thätigkeit des Tacts nicht unfruchtbar, denn der Begriff Kraft war für ihn die Brücke in die übersinnliche Welt. Mit ihrer Hülfe fand er viel Wahres, aber auch viel Irriges, und je rascher er nach seiner Weise, ohne Bewußtsein der Prämissen und Mittelglieder, von Schlüssen zu Schlüssen forteilte, die gerade in diesem Gebiete am wenigsten durch Wahrnehmungen controlirt und rectificirt werden können: desto größer ward die Zahl der Verirrungen, und die Schwierigkeit, von denselben zurückzukommen.

Um so schwieriger aber ward es auch der Reflexion, hier festen Fuß zu fassen und die Menge der irrigen Tacturtheile zu beseitigen, noch weit mehr aber, den Fehlern zu entgehen, denen sie selbst bei diesem Geschäft ausgesetzt ist. Denn übersieht sie bei der

Aufsuchung der Factoren, von denen die Wirkungen abhangen, nur einen einzigen, so ist sie in Gefahr, durch einseitige Speculation zu ganz falschen Schlüssen verleitet zu werden. Wie leicht solches geschehen kann, erhellet aus folgender Thatsache:

Der scharfsinnigste Denker und größte Naturforscher des Alterthums, Aristoteles, zog aus dem an sich untadelhaften Grundsatze, daß die Wirkungen sich verhalten wie die Ursachen, den scheinbar unwiderleglichen Schluß, daß die Fallgeschwindigkeiten sich verhielten, wie die Gewichte der fallenden Körper; unterließ es aber, vielleicht schon, weil er dieses bei einem so überzeugenden Schlusse für überflüssig hielt, mehr aber wohl, weil es ihm an den erst später erfundenen Prüfungsmitteln fehlte, sich durch sinnliche Wahrnehmungen des Tacts zu vergewissern, daß jener Schluß richtig sei; auch fand dieser Schluß, durch die Auctorität seines großen Urhebers unterstützt, fast zwei Jahrtausende hindurch als eine unbezweifelbare Wahrheit den unbedenklichsten Eingang in alle Köpfe, welche sich mit dem Gegenstande beschäftigten. Erst als Galilei (wie es heißt durch die sinnliche, also Tactwahrnehmung des Schwankens eines Kronleuchters) zum Zweifel an der Wahrheit jenes Schlusses bewogen eine Reihe von Beobachtungen durch sinnliche Wahrnehmungen anstellte, fand er, daß jene vermeintlich unbezweifelbare Wahrheit nichts als ein großer Irrthum war; und nun zeigte wiederum die Reflexion die Ursache desselben. Aristoteles hatte nämlich vergessen, zu beachten, daß z. B. das doppelte Gewicht auch der doppelten Masse die Bewegung mittheilen müsse, und daß bei dieser Vertheilung der Kraft über die Masse jedes einzelne Theilchen nicht mehr Geschwindigkeit erhält, als es ohne Verbindung mit den übrigen Theilchen besitzt; daß folglich das Resultat der Speculation des Aristoteles gerade eben so falsch ist, als wenn man behaupten wollte: Zwei Läufer neben einander könnten einen Weg in der Hälfte der Zeit zurücklegen, welche ein einzelner von ihnen nöthig hat.

Gleichzeitig mit Galilei machte Bacon auf die Mißlichkeit der Schlüsse von der Ursache auf die Wirkung, und von dieser auf jene aufmerksam, und zeigte, daß dieselben zwar unentbehrlich seien, um

die Naturerscheinungen zu erklären und die in ihnen zur Wahrnehmung kommenden Kräfte zu benutzen; daß sie aber nur eine vorläufige Wahrscheinlichkeit gewähren können, und daher als Hypothesen betrachtet werden müssen, die erst durch Uebereinstimmung mit allen verwandten Beobachtungen (Panharmonie) ihre Wahrheit zu beweisen haben. Denn die nämlichen Ursachen können unter verschiedenen Verhältnissen ganz verschiedene Wirkungen hervorbringen, und die nämlichen Erscheinungen von verschiedenen Ursachen herrühren. Je mehr diese Einsicht sich verbreitete, desto mißtrauischer ist die Naturforschung gegen allen Mißbrauch der Speculation geworden, und desto ernstlicher hat sie auch später sich den unglücklichen Versuchen einiger Philosophen widersetzt, welche sich mit denselben in die Naturwissenschaft eindrängen wollten. Auch ist sie dadurch zu der Höhe gestiegen, auf welcher sie jetzt alle frühern Zeitalter weit überragt, obgleich es auch ihr noch nicht gelungen ist, sich überall von den nachtheiligen Folgen solcher Speculationen frei zu machen. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art liefern die noch ziemlich allgemein angenommenen Behauptungen über das Verhalten der Fluth und Ebbe.

Aus den bewährten Gesetzen der Gravitation folgt nämlich allerdings, daß, wenn die Erde eine Wasserkugel, oder überall in gleicher Höhe mit Wasser bedeckt wäre, dann zwischen den Tropen täglich zwei Wasserhügel von Osten nach Westen um dieselbe ziehen würden. Aus diesen untadelhaften Prämissen zog man nun aber eine ganze Reihe falscher Schlüsse, nämlich: daß wirklich zwei solche Fluthhügel durch die Oceane wanderten; daß diese zwischen den Tropen am höchsten wären; daß ihre Spitzen erst nach drei Stunden der Culmination des Mondes folgten u. s. w. Dabei hatte man aber vergessen, daß die Bedingungen, welche die Theorie nothwendig aufstellen mußte, um die Sache an einem einfacheren Verhältnisse klar zu machen, auf der wirklichen Erde nicht vorhanden sind. Daher darf es denn nicht befremden, daß die großartigen, vom Professor Whewell in Cambridge in den Jahren 1834 und 1835 veranlaßten und gesammelten Beobachtungen jene Schlüsse so gründlich widerlegen, daß nicht ein wahres Wort von ihnen übrig bleibt. Doch darf zur Entschuldigung

jener Fehlschlüsse auch nicht unbemerkt bleiben, daß bis zu jenem Zeitpuncte die Beobachtungen nur auf wenige Puncte der Erde beschränkt waren, und daher keinen allgemeinen Ueberblick gewähren konnten; daß also eben deßwegen bei den Erklärungsversuchen, zu denen die Wichtigkeit der Sache drängte, Irrthümer sich nur schwer vermeiden ließen.

Von solchen Irrthümern befreit aber die Naturwissenschaft sich immer mehr, wenn sie der Methode folgt, welche Herr Al. v. Humboldt im Kosmos II. S. 399 folgendermaßen schildert: „Was die Fortschritte der Erkenntniß im 19ten Jahrhundert befördert, und den Hauptcharakter der Zeit gebildet hat, ist das allgemeine und erfolgreiche Bemühen, den Blick nicht auf das Neuerrungene zu beschränken, sondern alles früher Berührte nach Maß und Gewicht streng zu prüfen; das bloß aus Analogieen Geschlossene von dem Gewissen zu sondern, und so einer und derselben Methode alle Theile des Wissens zu unterwerfen. Die Allgemeinheit eines solchen kritischen Verfahrens hat besonders dazu beigetragen, die jedesmaligen Grenzen der einzelnen Wissenschaften kenntlich zu machen, und die Schwächen gewisser Disciplinen aufzudecken, in denen ungegründete Meinungen und Thatsachen, symbolisirende Mythen unter alten Firmen als ernste Theorieen auftreten.“

Alles dieses beweist, daß auch in den Naturwissenschaften Tact und Prüfung in unaufhörlicher Wechselwirkung neben einander gehen und sich gegenseitig unterstützen müssen, wenn sie der Wahrheit sich so sehr nähern wollen, als es unter den vorliegenden Umständen und Verhältnissen möglich ist. Der Tact muß die Erfahrungen und Beobachtungen machen, die Prüfung aber vor den Irrthümern warnen, welche dabei begangen werden können, und diejenigen entdecken und bloßlegen, welche schon begangen sind. Der Tact muß zuerst aus dem allgemeinen Ueberblick oder der Totalansicht, deren nur er fähig ist, die Systeme der Anordnung des gewonnenen Materials entwerfen; die Prüfung dagegen soll untersuchen, ob diese auch auf das Einzelne anwendbar ist, und

sich als probehaltig erweist. Der Tact muß aus den Wirkungen über die Kräfte, und aus den Kräften über die Wirkungen vorläufige Vermuthungen auffinden, wovon Professor Littrow in seinen „Wundern des Himmels" ein merkwürdiges Beispiel anführt. Er sagt nämlich: „Das Resultat der Beobachtung, daß Mars fast drei Mal so viel Zeit zum Umlauf brauche, als die Erde, veranlaßte Keppler zu dem Vorgefühl, daß zwischen der Umlaufszeit und der großen Axe der Bahn ein gewisses Verhältniß sein müsse. Er suchte, ohne zu ermüden, 17 Jahre lang, und fand es, nach vielen vergeblichen Versuchen mit den pythagorischen und platonischen Hypothesen, endlich den 15. Mai 1618, nämlich: daß sich die Quadrate der siderischen Umlaufszeiten verhalten, wie die Cubi der großen Axen ihrer Bahnen." — Denn die Prüfung jener Hypothesen durch Vergleichung der Beobachtungen und Rechnungen zeigte ihm die Unstatthaftigkeit jener Hypothesen; und so soll die Prüfung überhaupt untersuchen, ob die vom Tact aufgestellte Hypothese Beifall verdiene; ob nicht etwa ein post hoc für ein propter hoc gehalten ist; und ob nicht die Wirkung, oder wenigstens die bestimmte Art der Wirkung aus ganz andern Ursachen herrühre, als diejenigen sind, welche sich dem Tact bemerklich machen; wie z. B. der Tact Jahrtausende hindurch die Ursache der scheinbaren Bewegung des Himmels in dessen Umdrehung fand, statt sie in der Umdrehung der Erde zu finden.

Keiner von beiden darf sich daher stolz über den andern erheben; der Tact nicht, weil er ohne Prüfung in die Gefahr der gröbsten Irrthümer geräth; die Prüfung aber nicht, weil sie ohne den Tact weder ein Material besitzt, noch etwas damit anzufangen vermag, ja sogar bei ihrem eigenen Geschäft durch die Warnungen des Tacts sich vor Irrthümern sichern muß. Zwar hat sie bei den Naturwissenschaften eine mächtige Hülfe, welche vielen andern fehlt, nämlich die Mathematik; aber theils ist diese auch hier nicht überall anwendbar, theils kann sogar ihre Anwendung täuschen, wenn sie bei falschen Voraussetzungen Statt findet.

Fünfter Abschnitt.

Verhältniß zur Mathematik.

So schwer es der Hermeneutik wird, der Nothwendigkeit der Prüfung des exegetischen Tacts ihr Recht zu erkämpfen, eben so wenig dürften Viele geneigt sein, in der Mathematik dem Tact seinen gebührenden Antheil zuzugestehen. Die strenge und vollendete wissenschaftliche Form, in welcher sie sich darstellt, und die vollständige Reihe deutlich bewußter Factoren, aus denen sie allmälig ihre schwierigsten Lehrsätze ableitet, läßt gar nicht daran zweifeln, daß in ihr die Reflexion (das durch Prüfung sich der Gründe bewußte Denken) in einem ausgezeichneten Grade thätig gewesen sei.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man deßwegen dem mathematischen Tact seinen Antheil absprechen, und meinen wollte, die Wissenschaft habe ohne dessen Hülfe ihr Geschäft verrichtet, oder bedürfe wenigstens desselben ferner nicht.

Schon die Beschaffenheit der Grundbegriffe, deren sich die Wissenschaft bedient, beweist, daß sie nicht bloß dem Tact ihre Entstehung verdanken, sondern sogar, daß es bei einem Theile derselben der Wissenschaft noch nicht gelungen ist, ihre unterscheidenden Merkmale befriedigend ans Licht zu ziehen. Wenn sie z. B. noch jetzt in angesehenen Lehrbüchern den Punct so definirt: Er sei das, oder etwas, das gar keine Ausdehnung, gar keine Theile hat: so ist dieses eine bloße Negation, folglich = 0. Dann begreift man aber nicht, wie ein solches Nichts in Bewegung gerathen und dadurch eine Linie bilden kann, obgleich man wohl einsieht, daß jene Negation dazu dienen soll, dem Tactbegriff in so fern entgegen zu treten, als er sich den Punct als etwas isolirt vom Körper sinnlich Wahrnehmbares, oder wohl gar als einen Körper selbst vorstellt. Ebenso ist es mit der Fläche, die ebenfalls als etwas vom Körper Isolirtes nicht gedacht werden kann. Nur dadurch, daß man vom geometrischen Körper als

einem nach allen Richtungen begrenzten Raume ausgeht, und dann die Fläche als die Grenze des Körpers, die Linie als die Grenze der Fläche, und den Punct als die Grenze der Linie darstellt, wird man der Unbestimmtheit des Tactbegriffs und dem Mißgriff der wissenschaftlichen Definition entgehen.

Nicht besser steht es um den Begriff der geraden Linie, welche der Tact seit der Entstehung des Menschengeschlechts sehr gut von der krummen Linie zu unterscheiden weiß, während die Wissenschaft noch bis jetzt das unterscheidende Merkmal nicht befriedigend anzugeben vermag. Denn die gewöhnliche Erklärung: „sie sei eine Linie, deren Elemente sämmtlich in einerlei Richtung liegen", — ist ohne bestimmten Sinn, so lange die Begriffe von „Richtung" und „einerlei Richtung" nicht befriedigend aufgeklärt sind. Auch von der wissenschaftlichen Erklärung des uralten Tactbegriffs „Winkel" und einigen andern möchte sich Aehnliches beweisen lassen.

Vor Allen aber dürfte der wissenschaftliche Begriff der Parallelen unrichtiger sein als der Tactbegriff, von dem er gänzlich abweicht. Der letztere denkt sich nämlich offenbar den gleichen Abstand aller Elemente zweier Linien oder Flächen als Merkmal des Parallelismus, denn er spricht nicht bloß von Parallelkreisen, sondern sogar von parallelen Ufern eines vielfach gekrümmten Flusses. Dagegen sagt die Wissenschaft zu Gunsten des euklidischen Beweises: „gerade Parallelen sind gerade Linien in einer Ebene, welche unendlich verlängert sich nach keiner Seite schneiden." Dadurch verletzt sie aber zuerst das Gesetz der Logik, daß jede Definition zuerst das genus enthalten müsse (welches hier die Parallellinien überhaupt, also auch die krummen umfassen soll, bei dieser Definition aber unmöglich angegeben werden kann), dann aber erst die differentia specifica anzugeben hat. Zweitens ließe auch diese differentia specifica sich zu dem darauf gegründeten Beweise nur dann gebrauchen, wenn vorher erwiesen wäre, daß, unter der Voraussetzung, die Summe der beiden innern Winkel an der schneidenden Linie sei = 2 R, eben bei der unendlichen Verlängerung einer geraden Linie eine Schneidung

unmöglich sei. Denn wenn Linien, wie z. B. Curven, nach beiden Seiten in gleichen Abständen sich etwa wie die Brüche mit dem Zähler 1 näherten, so würden sie sich zwar immer näher kommen, aber dennoch niemals schneiden. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß gerade in dieser Abweichung vom Tactbegriff, verbunden mit den unbestimmten Begriffen der geraden Linie und des Winkels, die Ursache des Mißlingens der unzähligen Versuche, das Unbefriedigende des euklidischen Beweises zu beseitigen, liegen möge, und die Rückkehr zum Tactbegriff ein günstigeres Resultat gewähren könne, wie es von mir in Grunert's Archiv XV. Nr. XVII versucht ist.

Aber nicht bloß bei den Grundbegriffen hat der Tact dieser Wissenschaft vorgearbeitet, sondern auch bei der Erfindung der Lehrsätze und Beweise kann sie des Tacts nicht entbehren. Jeder, der mit solchen Erfindungen jemals beschäftigt war, wird es aus eigener Erfahrung wissen, wie bei denselben ihm schon zum Voraus sowohl der Lehrsatz als der Gang des Beweises dunkel vorschwebte, bevor es ihm gelang, die einzelnen Factoren, aus denen der mathematische Tact seine Resultate gebildet hatte, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, und sowohl an sich, als in ihrem Verhältnisse zum Ganzen zu prüfen und zu ordnen.

Nicht einmal zur Prüfung selbst kann sogar die reine Mathematik, ungeachtet der Strenge und Sicherheit ihres Verfahrens, der Warnung und Hülfe des Tacts entbehren. Dem geübten Rechner zeigt schon sein arithmetischer Tact die Fehlerhaftigkeit seiner Berechnung an, bevor er gefunden hat, wo und worin der Fehler stecken mag, den jetzt die Reflexion aufzusuchen hat, indem sie die einzelnen Factoren der Rechnung und deren Verbindung prüft. Auch der geometrische Tact entdeckt die Fehler einer Figur, ohne noch zu wissen, welcher Winkel oder welche Seite falsch construirt ist.

Noch weit mehr aber gilt dieses Alles von der angewendeten Mathematik. Von den Zweigen derselben ist bereits oben die Perspective als ein vorzüglich lehrreiches Beispiel benutzt; doch auch von der Mechanik ist es bekannt genug, daß sie manche ihrer bewundernswürdigsten Erfindungen Leuten verdankt, welche

ohne alle wissenschaftliche Bildung bloß von ihrem mechanischen Tacte geleitet wurden. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art bietet der berühmte Erbauer hölzerner Brücken, Ulrich Grubenmann aus Teufen, Cantons Appenzell, dar, von welchem Kohl in seinen „Alpenreisen" Folgendes erzählt: „Dieser merkwürdige Mann war ohne alle wissenschaftliche Bildung. Seine Schrift war die eines gewöhnlichen Bauern, und zu etwa nöthigen Rechnungen bediente er sich der ihm allein bekannten römischen Zahlen. Dessen ungeachtet zeigte er sich als einen in der Mechanik höchst erfinderischen Kopf. Seine Hauptwerke sind die Schaffhausener und Wettinger Brücke. Die erstere, welche oben 364 Fuß lang ist, besteht aus einem einzigen, nach oben gekrümmten Bogen, an welchem der Weg, wie bei den Ketten- und Drahtbrücken, hängt. Als er das Modell der Baucommission in Schaffhausen zeigte, zuckte man die Achseln, und fragte spottend, wie er glauben könne, daß eine solche Brücke nicht augenblicklich unter einer beträchtlichen Last einstürzen werde. Statt aller Antwort stellte er sich mit beiden Füßen auf sein kleines Modell, welches den großen und starken Mann vortrefflich trug."

Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß die Wissenschaft dem Mechaniker überflüssig sei. Zwar gibt es, wie überhaupt ohne Tact keine Erfindung, so auch ohne mechanischen Tact keine mechanische Erfindung; aber ohne mechanische Theorie gibt es auch keine zum Voraus zu bestimmende Sicherheit der Wirkung und keine Vermeidung von Kraftverschwendungen und überflüssigen Kosten. Daher werden durch letztere viele vergebliche, nicht bloß kostbare, sondern oft sogar gefährliche Versuche erspart.

Sechster Abschnitt.

Verhältniß zur Aesthetik.

Bei keiner Wissenschaft tritt das Verhältniß des Tacts und der Prüfung zur Wissenschaft unverkennbarer hervor, als bei der Theorie

der schönen Künste, welche erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen der Aesthetik als eine besondere Wissenschaft cultivirt ist.

Mit dem sichersten Kunsttact waren die schönsten, noch jetzt allgemein bewunderten Kunstwerke des Alterthums längst ausgeführt, bevor es Jemandem einfiel, zu fragen: Was denn das Schöne und Erhabene in ihnen sei? Der nämliche Tact, welcher dieses hervorgebracht hatte, lehrte auch, es in den Kunsterzeugnissen anzuerkennen, und die Unmittelbarkeit, welche man in dem Kunsttact wahrzunehmen glaubte, gab sich auch in dem Namen kund, mit dem man ihn bezeichnete. Denn indem man ihn Geschmack nannte, gab man zu erkennen, daß man ihn für eben so unmittelbar und unabgeleitet hielt, als die reinen Empfindungen der Zunge.

Durch eine solche Ansicht war aber jedes Mittel zur Entscheidung über streitige Urtheile abgeschnitten. Dann mußte nämlich der von jeder reinen Empfindung mit Recht gebrauchte Ausspruch: De gustibus non est disputandum, auch von dem Urtheile über die Producte der schönen Künste gelten, und die Bewunderer eines Chörilus eben so viel Recht behalten, als die Verehrer Homers. Daher sahen schon die Alten sich veranlaßt, die Factoren aufzusuchen, aus denen der Kunsttact seine Urtheile über das Schöne, Erhabene u. s. w. bildet; z. B. Aristoteles in seiner Poetik und Horaz in seinem Briefe an die Pisonen. Doch thaten sie dieses mehr durch Beispiele und Maximen, als in einer auf alle Zweige der schönen Künste anwendbaren wissenschaftlichen Form, wenigstens blieben sie meistens bei den nächsten Factoren stehen.

Erst seit etwa hundert Jahren machte man diese Untersuchungen zu einer eigenen Wissenschaft unter dem Namen Aesthetik; und nun häuften sich die Versuche, die Factoren des Kunsttacts tiefer und vollständiger zu ergründen, um sie zur Prüfung derjenigen Kunstproducte anzuwenden, welche der Tact bald mit Recht, bald mit Unrecht für schön erklärt. Denn daß auch der Geschmack oder Kunsttact dem Irrthum sehr unterworfen ist, beweisen die verschiedensten, ja entgegengesetztesten Urtheile über den nämlichen Gegenstand.

Aber die große Schwierigkeit, die verborgenen Factoren der Geschmacksurtheile zu entdecken, ward hier in einem hohen Grade sichtbar; und daß sie noch jetzt nicht ganz überwunden ist, möchte sich kaum bezweifeln lassen. Zwar sind die unermüdeten, von den scharfsinnigsten Geistern mit den größten Anstrengungen angestellten Forschungen nichts weniger als fruchtlos gewesen; sie haben vielmehr manche wichtige und einflußreiche Factoren aufgedeckt, welche zu einem gründlichen Urtheile über die Werke der schönen Künste einen bedeutenden Beitrag liefern, auch den Künstlern selbst für die Bildung und Läuterung ihres Geschmacks nicht geringen Nutzen schaffen können. Dennoch weichen die Definitionen des Schönen, Erhabenen u. s. w. so sehr von einander ab, und sind so wenig aller gegründeten Einwendungen überhoben, daß die Vermuthung, die entscheidenden Factoren möchten wenigstens bis jetzt noch nicht vollständig aufgefunden sein, wohl nicht unberechtigt erscheinen dürfte.

Wenn aber auch die möglichste Vollendung der wissenschaftlichen Prüfung durch die Aesthetik für die **Kunstkritik** unentbehrlich ist: so ist sie es doch keineswegs für die **Künstler selbst**, wie die Erfahrung aller Zeiten und auch die Natur der Sache beweist. Denn durch glückliche Organisation und Entwickelung **kann** der Kunsttact zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gelangen, und hat ihn oft wirklich erreicht, daß seine Productionen nicht bloß der strengsten gegründeten Kritik genügen, sondern sogar ihre höchste Bewunderung erregen. Noch weniger kann die Kunstkritik den Kunsttact überflüssig machen. Zu einem glücklichen Erfolge des Kunstwerks ist meistens eine augenblickliche Zusammenfassung und Vergleichung aller in Betracht kommenden Factoren zu ihrem Resultate erforderlich, und beide müssen oft eben so schnell auf einander folgen, ja noch überdieß durch angemessene Bewegungen des Körpers begleitet werden, wie es z. B. beim Phantasiren der Musiker auf eine wunderbare Weise geschieht. Zu dem Allen ist aber nur der geübte Tact fähig, weßhalb der Künstler ohne denselben nichts vermag, wenn auch seine Kenntniß von der Theorie seiner Kunst die vollkommenste ist, die sich denken läßt.

Schillers Leben von Gustav Schwab liefert S. 673

u. s. einen durch einen Streit des Dichters mit Niethammer und Schelling veranlaßten Brief an Göthe, worin jener sagt: „In der Erfahrung fängt auch der Dichter nur mit dem Bewußtlosen an; ja, er hat sich glücklich zu schätzen, wenn er durch das klarste Bewußtsein seiner Operationen nur so weit kommt, daß er die erste dunkle, aber mächtige Totalidee, die allem Technischen vorhergeht, erkennt. Anders kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie, deucht mir, besteht eben darin, jenes Bewußtlose aussprechen und mittheilen zu können, d. h. es in ein Object zu übertragen. Der Nichtpoet kann so gut, wie der Dichter, von einer poetischen Idee gerührt sein; aber er kann sie in kein Object legen, er kann sie nicht mit dem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Ebenso kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Product mit Bewußtsein und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht mit dem Bewußtlosen an, und endigt nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt, macht den poetischen Künstler aus." — Darauf erwiedert Göthe: „Ich bin nicht allein Ihrer Meinung, sondern ich gehe noch weiter. Ich glaube, daß Alles, was das Genie als Genie thut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln nach gepflogener Ueberlegung aus Ueberzeugung, das geschieht aber Alles nur so nebenher. Kein Werk des Genie's kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt."

Da jedoch auch falsche Factoren auf den Tact wirken und ihn irre leiten können, so erwirbt die Theorie sich allerdings ein wichtiges Verdienst um den Künstler, wenn sie ihn dieselben kennen und vermeiden lehrt; aber wohlthätig wird selbst diese Kenntniß erst dann für ihn, wenn sie in seinen Tact eingedrungen und mit demselben gleichsam verschmolzen oder assimilirt ist. Denn bis dahin kann sie den Tact leicht irre und schwankend machen, und seine Wirkungen lähmen, statt sie zu verbessern.

Eben dieses wird auch von Schiller ausdrücklich anerkannt, der in einem Briefe an Körner (Dörings Ausg. II. S. 17) sagt: „In der Theorie der schönen Künste bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausführung willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik der Urtheilskraft muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir geleistet hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Bin ich aber erst so weit, daß mir die Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück, und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken."

Auch erwähnt Rosenkranz in seiner Schrift „Göthe und seine Werke" S. 6: „Göthe nannte das Ahnungsvolle im Dichter das Dämonische, und schrieb solches Uebergreifen über die Masse des Einzelnen dem intuitiven Tact zu, der mit Sicherheit durch alle Wirrniß ohne mühsame Reflexion hindurchschritt, überhaupt aber dem providentiellen Menschen, namentlich Napoleon und Byron." Dann fügt Rosenkranz hinzu: „Schiller, als eine reflexive Natur, wußte mit der Dialektik viel besser umzugehen, erkannte aber bei Göthe als Dichter den Vorzug der reflexionslosen totalen Anschauung" (also den obigen intuitiven Tact).

Siebenter Abschnitt.

Verhältniß zur Pädagogik.

Die Wissenschaft der Pädagogik hat es zwar, ihrem Namen zufolge, zunächst mit der Jugendbildung zu thun, bei welcher sie ihr gewöhnlichstes und fruchtbarstes Geschäft findet; aber die Menschenbildung überhaupt gehört gleichfalls zu demselben, und darf daher nicht ausgeschlossen werden, wenn das Ver-

hältniß von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu dieser Wissenschaft untersucht werden soll.

Darf es nun nicht bezweifelt werden, daß in allen Zweigen des menschlichen Denkens der Tact und das Glauben stets dem Prüfen und Wissen vorangegangen ist: so muß auch die Jugend- und Menschenbildung, soll sie anders dem natürlichen Gange folgen, mit der Bildung und Uebung des Tacts vor allen Dingen den Anfang machen, und diese lange das Hauptziel bleiben. Selbst die zur Leitung desselben unentbehrlichen allgemeinen Regeln müssen anfangs so wenig als möglich abstract, sondern so abgefaßt sein, daß sie dem Tact faßlich sind und leicht in denselben übergehen. Sinnliche Gegenstände sind daher die passendsten für den ersten Unterricht, und auch die Kenntniß der Merkmale, so wie ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten muß so viel möglich durch Anschauung der Wirklichkeit, oder in deren Ermangelung wenigstens durch Abbildungen erworben werden. Bloße Beschreibungen nützen selten, schaden vielmehr häufig, indem sie einseitige, ja oft durch Mißdeutungen ganz verfälschte Vorstellungen geben. Auch die für das Jugendalter passenden und nöthigen übersinnlichen Vorstellungen können dem Tact nur durch Einkleidung in Geschichte, Erzählungen und Gleichnisse faßlich werden, indem es aus ihnen leicht selbst die nöthigen Abstractionen bildet.

Besonders fordert die Bildung zu aller praktischen Thätigkeit eine fortgesetzte, schnell wiederkehrende Uebung des Tacts. Daher darf anfangs nicht mehr Theorie mitgetheilt werden, als unumgänglich nöthig ist, den Tact auf die Spur des rechten Weges zu lenken und vor den nachtheiligsten Verirrungen zu bewahren. Ein gar zu frühes Prüfen, zumal in abstracter Form, macht nur den Tact irre, und hindert die Praxis, statt sie zu fördern. Ein durch Nachahmung guter Muster und eigene Versuche geübter Tact ist für das Handeln unentbehrlich, und muß daher bei der Bildung derjenigen, welche für die Geschäfte des Lebens gebildet werden sollen, immer die Hauptsache sein. In allen Fächern gibt es sehr tüchtige und brauchbare Routiniers, die von der Theorie ihres Faches wenig oder nichts wissen, und doch nicht bloß das Herkömmliche vortrefflich

ausrichten, sondern sogar durch Verbesserungen und Erfindungen sich auszeichnen. Den Beweis liefert vorzüglich England, wo die theoretische Bildung lange hinter manchem andern Lande zurückstand, während die praktische fast alle andern Länder überflügelte. Sogar bei den Seeofficieren scheint nach des Capitän Marryat's Schilderungen der Unterricht in den nautischen Wissenschaften weit dürftiger gewesen zu sein, als sie ihn bei andern Nationen zu finden pflegen. Aber die unaufhörliche Uebung und Ausbildung des nautischen Tacts von früher Jugend an gab ihnen den praktischen schnellen Blick, der ohne lange Ueberlegung im Augenblicke des Handelns das Angemessene zu treffen weiß, während ihre Gegner bei aller Ueberlegenheit des theoretischen Wissens dasselbe verfehlten. — Kein Generalbaß macht Virtuosen und glückliche Componisten, keine Aesthetik den Künstler, keine wissenschaftliche Theorie in irgend einem Fache den gewandten Praktiker. Bildung und Uebung des Tacts, zu welchem freilich die Anlage vorhanden sein muß, wenn Erfolg zu hoffen sein soll, bleibt hier immer das wesentlichste Erforderniß.

Dennoch ist die Wissenschaft weder überflüssig noch entbehrlich. Aber sie ist zunächst den Lehrenden weit nothwendiger als den Lernenden. Denn jene müssen allerdings, so viel als möglich, alles Falsche und Verkehrte schon bei sich ausgeschieden haben, damit der Tact der Schüler nicht verbildet, sondern immer mehr geläutert werde. Schon dadurch geht von einer Generation zur andern das Richtige immer mehr in den Tact und durch diesen ins Leben und in die allgemeine Wirksamkeit auch derjenigen über, welche niemals selbst zur wissenschaftlichen Prüfung gelangen.

Dessen ungeachtet ist aber auch dem Schüler die wissenschaftliche Prüfung nicht überflüssig, ja nicht einmal entbehrlich. Denn das Leben wird ihn unfehlbar, und jetzt mehr als jemals, zwischen mancherlei sehr verschiedene, oft sogar ganz entgegengesetzte Ansichten bringen, also ihn nicht selten nöthigen, über dieselben zu einer befriedigenden Entscheidung zu kommen. Hier sieht er sich also in Verlegenheit, und von selbstständigem Urtheil verlassen, wenn er keine wissenschaftliche Prüfung anzustellen vermag. Daher muß er vom Lehrer auch zu

dieser angeleitet werden, sobald er nach hinreichender Ausbildung des Tacts dazu fähig wird, und dieses kann allerdings in einigen Fächern viel früher geschehen, als in anderen.

Am leichtesten dürfte dieses Verhältniß der wissenschaftlichen Prüfung zu den Lehrern und Schülern sich wohl an der Muttersprache anschaulich machen lassen. Hören Kinder dieselbe von Jugend auf richtig sprechen, so bildet sich ihr grammatischer Tact dergestalt, daß sie nicht leicht einen Fehler begehen, und diese auch bei Andern richtig wahrnehmen werden, ohne freilich anderer Gründe sich bewußt zu sein, als daß sie nicht zu dem passen, was sie früher als richtig angenommen haben. Dieses wäre nun auch für sie zur bloßen praktischen Anwendung hinreichend. Aber sie würden nie dahin gekommen sein, wenn nicht ihre Lehrer durch ein deutliches Bewußtsein der Sprachgesetze ihren eigenen Sprachtact gereinigt und gegen den Einfluß der Menge von Sprachfehlern, welche überall herrschen, geschützt hätten. Je mehr aber die Schüler selbst mit der Menge in Berührung kommen, und mit Falschredenden in Conflict gerathen: desto mehr sehen diese sich genöthigt, sich theils vor jenem Einflusse zu hüten, theils ihren richtigen Tact gegen den unrichtigen Anderer zu vertheidigen. Beides kann jedoch nur gelingen, wenn sie selbst zum deutlichen Bewußtsein der Sprachgesetze gelangen. Diese werden ihnen aber um so mehr einleuchten, je mehr ihr schon gebildeter Sprachtact ihnen Analogieen herbeischafft, aus denen die Sprachgesetze ursprünglich abstrahirt sind. Dagegen werden diese ihnen wenig nützen, wenn sie nicht schon im grammatischen Tact ihre Stütze finden, und mit demselben sich so verschmelzen, daß sie, ohne zum deutlichen Bewußtsein zu kommen, ihre Wirkung verrichten.

Fängt man also bei einer fremden Sprache mit den Sprachregeln an, zumal bevor diese an der eigenen Muttersprache anschaulich geworden sind: so müssen sie eine lange Zeit hindurch völlig unverständlich und unfruchtbar bleiben; und auch dann, wenn ihre Bedeutung völlig erkannt ist, helfen sie zum Gebrauch sehr wenig, so lange sie nicht durch die Bildung des Tacts kräftig unterstützt werden. Ihr eigentlicher Platz, als Resultat der Sprachkritik, ist hier, wie

überall, erst da, wo über Richtigkeit und Unrichtigkeit des Sprachtacts eine Entscheidung gefällt werden soll. Weit naturgemäßer und erfolgreicher wird man also verfahren, wenn man zuerst an der bereits bekannten Muttersprache die grammatischen Regeln kennen und beurtheilen lehrt, bei jeder fremden aber ebenfalls durch Hören und Sprechen den Sprachtact übt, bevor man zur wissenschaftlichen Grammatik übergeht; falls aber bei den letztern dieses nicht thunlich ist, nur die allgemeinsten etymologischen Regeln vorausschickt, dann aber durch vieles Lesen und Vorlesen den Sprachtact so weit übt, daß die wissenschaftliche Grammatik überall ihre Anwendung und Unterstützung findet. Die Unfruchtbarkeit, wenigstens Langsamkeit der entgegengesetzten Methode wird Jeder, der sich mit dem Sprachunterricht beschäftigt hat, erfahren haben; und der Beifall, den die Ahn'sche Methode gewonnen hat, scheint zu beweisen, daß man anfängt, sich davon zu überzeugen, obgleich sie bis jetzt mehr auf die neuern als auf die alten Sprachen Anwendung gefunden haben möchte.

Wenn diese Ansicht, welche ein langes Schul- und Unterrichtsleben immer mehr bestätigt hat, Widerspruch erfahren sollte: so wird wohl eine Berufung auf das Zeugniß des Dr. Carus Statt finden dürfen, welcher in seiner „Mnemosyne“ S. 389 sagt: „Man mache es den Schülern im Voraus fühlbar, welcher Reichthum und welche Herrlichkeit hinter der Qual der Grammatik und der Wörterbücher liegt, und es wird das vermieden werden, was die Meisten erfahren, von denen gelehrte Gymnasien besucht werden, nämlich, daß ihnen durch dieselbe Schule, welche ihnen die Alten nahe zu bringen bestimmt war, sie gerade von ihnen entfernt und entfremdet worden sind. So quälte denn auch ich mich durch die Alten hindurch; ich betrachtete es wie eine nothgedrungene aufgegebene Arbeit, aber keine Freude ging mir dabei auf. Eben darum darf ich auch sagen, daß, als mehrere Jahre später ich diese Studien für mich erneuerte, um dadurch eine Facultätswissenschaft vorzubereiten, mir in weit kürzerer Zeit gelang, was auf der Schule in einigen Jahren nur unvollkommen vorwärts gebracht worden war, nämlich, leicht und bequem mich lateinisch auszudrücken, und den Homer im Griechischen zu lesen. Im

Ganzen hat überhaupt das Leben auf der Schule weder einen angenehmen, noch einen anregenden Eindruck zurückgelassen." — Doch möchte hier zu bemerken sein, daß die schnelleren Fortschritte im spätern Alter nicht bloß in der unzweckmäßigen Methode der Schule ihren Grund haben mögen, sondern darin, daß mit den alten Sprachen gewöhnlich viel zu früh, d. h. in einem Alter angefangen wird und wegen der gegenwärtigen Einrichtung der öffentlichen Schulen auch beim Privatunterrichte angefangen werden muß, wo es den Schülern häufig sogar an der grammatischen Kenntniß der Muttersprache, jedenfalls aber fast an allen geographischen, historischen, antiquarischen und sonstigen Vorkenntnissen fehlt, die als Sachkunde zum wirklichen Verstehen unentbehrlich sind, so wie auch an der nöthigen Uebung der Denkkraft; daß es aber auch eben deßwegen in einem spätern Alter weit leichter wird, Fortschritte zu machen und zum richtigen Verstehen zu gelangen.

Unentbehrlich dagegen ist die wissenschaftliche Sprachkunde oder Sprachkritik nicht bloß zur Entscheidung streitiger und zweifelhafter Fälle, sondern auch zur Berichtigung inconsequenter und fehlerhafter Redeweisen, welche durch einen irregeleiteten Sprachtact eine weitverbreitete Anwendung gefunden haben. Doch wird der letztere Nutzen nicht sowohl durch die Sprachforscher selbst gewonnen, als vielmehr indirect und allmälig. Er beschränkt sich nämlich zunächst auf die angesehenen Schriftsteller, besonders auf die Dichter, deren Redeweisen den leichtesten Eingang finden; und erst von diesen gehen sie in die Schulen und in den Sprachtact der Gebildeten über; doch werden sie erst wirklicher Sprachgebrauch, wenn sie mit dem Sprachtact der Nation in Harmonie gekommen sind. Bis dahin müssen sie sich einen langen, mühseligen, oft fruchtlosen Kampf gefallen lassen. Wo der letztere Fall eintritt, da liegt die Ursache freilich nicht selten in einer schon zu mächtig gewordenen Verbildung des Tacts; aber die Schuld kann auch an der wissenschaftlichen Sprachforschung liegen, wenn nämlich diese einseitig gewisse Factoren übersehen hat, welche den Sprachtact nicht mit Unrecht zum Widerstande treiben. Ein solcher Widerstand muß daher nicht hoch-

müthig verachtet werden, sondern zu neuen Untersuchungen bewegen, um über die eigentliche Ursache desselben ein gegründetes Urtheil fällen zu können.

Auch mit der übrigen Geistesbildung überhaupt verhält es sich eben so, wie mit der Sprachbildung. Die Prüfung ist zunächst die Aufgabe der Lehrer, damit diese nichts Falsches mittheilen; aber sie dürfen nicht damit anfangen, den ganzen Prüfungsproceß, durch welchen sie zur Wahrheit gelangt sind, mit den Anfängern im Denken durchmachen zu wollen. Denn dadurch würden sie diese, die ihnen ohnehin nicht folgen können, nur verwirren, und die kostbare Zeit vergeuden, die vorläufig der Mittheilung von angemessenen Resultaten gebührt, durch welche zunächst der Tact bereichert und geläutert werden muß. Angemessen sind jene Resultate aber nur dann, wenn sie dem Bedürfniß des Schülers entsprechen, und seinem Tact faßlich sind, indem sie sich an die in dem letztern schon vorhandenen Vorstellungen leicht anschließen, folglich mit denselben in keinem directen Widerspruch stehen. Denn überall findet sich im Tact Irrthümliches, welches bei noch ungeübten Denkern selten direct entfernt werden kann, aber, so lange es dort noch festsitzt, keine entgegengesetzte Vorstellung zur Ueberzeugung werden läßt. Daher der Ausspruch: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt's noch nicht tragen." Nur dadurch, daß sich vorläufig neben dem Irrigen das nicht geradezu entgegengesetzte Richtige festsetzt, kann jenes, welches mit diesem auf die Länge nicht zu bestehen vermag, zum Wanken, und allmälig zum Verschwinden gebracht werden.

Dieser freilich langsame, aber naturgemäße Weg würde freilich von zweifelhaftem Erfolg sein, wenn er nicht schon von selbst durch die Wahrnehmung der Disharmonie zwischen dem Irrigen und Richtigen den Prüfungsgeist weckte, und auch dieser allmälig und vorsichtig vom Lehrer gefördert wird. Denn ohne diesen kann im Dunkel des Tacts das Falsche sich unglaublich lange neben dem verwandten Wahren halten, und, wenn es schon ganz verschwunden schien, durch Umstände, Ideenassociation und Neigungen wieder hervorgerufen und zur alten Stärke ge-

bracht werden. So lange nämlich noch neben dem Richtigen eine Anzahl verwandter Irrthümer bloß in den dunkeln Hintergrund des Tacts zurückgedrängt sind, behält der Tact etwas Schwankendes, das seine Resultate nicht zur wahren Ueberzeugung werden läßt, und mehr einer Ueberredung gleicht. Dann wird er bald nach dieser, bald nach jener Seite hingezogen, je nachdem das Wahre oder das Irrige durch die Umstände und Neigungen hervorgezogen und zu wirksamerem Einfluß gebracht oder zurückgedrängt wird, ein Vermögen, auf welchem vorzugsweise die Freiheit des menschlichen Willens beruht.

Daher kommt es eben, daß die Tacturtheile der Menschen mehr aus ihrem Herzen (dem Inbegriff ihrer Neigungen) als aus ihrem Kopfe (ihrer Denk- und Urtheilskraft) kommen; und daß Alles, was ihren Neigungen gemäß ist, leicht Beifall und Glauben findet, während das Gegentheil keinen Eingang erlangt, wenn es auch mit den einleuchtendsten Gründen unterstützt wird. Denn diese Gründe können nicht zur Wirksamkeit kommen, so lange die ihnen entgegenstehenden, von der Neigung begünstigten Irrthümer sich hervordrängen, welche zwar selbst im Dunkel bleiben, aber durch ihren Widerspruch gegen die Gründe dem Tact bemerklich werden, folglich die Wahrnehmung der durchgängigen Harmonie (der Panharmonie) hindern, ohne welche es nicht zur festen Ueberzeugung von der Wahrheit eines Urtheils kommen kann. Diese wird vielmehr erst dann entstehen, wenn es gelingt, den widerstrebenden Irrthum aufzudecken und in seiner ganzen Nichtigkeit zu erkennen. Hat er aber schon lange gewuchert, so ist auch dieses nicht einmal hinreichend. Denn so lange die zahllosen Seitenschößlinge, welche sich aus seiner Wurzel entwickelt haben, und nach allen Seiten hin mit den übrigen Zweigen des Denkens verwachsen sind, noch übrig bleiben, wird der Wahrheit der Eingang noch immer verengt oder gar versperrt sein. Daher ist der erste Erfolg der Prüfung gewöhnlich nur ein Zustand des Zweifels, der unter günstigen Umständen und fortgesetzten Bemühungen in die volle Ueberzeugung von der Wahrheit der Berichtigung übergehen, leicht aber auch in den alten Irrthum zurückschlagen kann.

„Was im Widerspruch mit einer alten langen Denkgewohnheit

steht" — sagt daher Mill in seinem vortrefflichen Werke: Ueber die intuitive Logik — „das wird uns außerordentlich schwer zu begreifen. Die weisesten Männer verwarfen Ansichten, welche sie für Unsinn hielten, während jetzt Jedermann von deren Wahrheit überzeugt ist. Die Anhänger des Descartes leugneten Newtons Theorie der Gravitation, weil ein Körper da nicht wirken könne, wo er nicht ist. Selbst Newton war darüber so unklar, daß er an Dr. Bentley schrieb: „„Es ist undenkbar, daß die leblose rohe Materie ohne Dazwischenkunft von etwas Nichtmateriellem auf eine andere Materie wirken könne ohne gegenseitige Berührung. Daß die Schwere einer Materie inhärire, ohne durch Vermittelnng eines Andern, durch welches die Thätigkeit und Kraft von dem Einen auf das Andere übertragen wird, scheint eine so große Absurdität, daß ich glaube, Niemand könne, bei der erforderlichen Fähigkeit über philosophische Gegenstände zu denken, darein verfallen."" — Eben deßwegen stellte er die Aetherhypothese auf."

Das Oscilliren einzelner Menschen und ganzer Zeitalter auf dem Gebiete der Wahrheit, besonders da, wo sie große wirkliche oder scheinbare Interessen berührt, darf also nicht befremden. Nur sehr allmälig geht das, was die Wissenschaft durch ihre Prüfungen bewährt hat, in den Tact der Menschen über, und bildet in denselben einen Vorrath von unbezweifelten Wahrheiten, nach welchen der Tact durch die Eigenthümlichkeit seiner Wirkungsweise sich in den nächstverwandten Gebieten von selbst läutert, während in den entfernteren noch manche Irrthümer daneben hausen können.

Dieser langsame Fortschritt der Wahrheit, der nicht bloß durch manchen langen Stillstand, sondern sogar oft durch die traurigsten Rückschritte unterbrochen wird, hat für den Freund der Wahrheit etwas sehr Betrübendes, für die eifrigsten Anhänger und Beförderer derselben aber oft die schrecklichsten Folgen. Dennoch muß er der Weisheit dessen gemäß sein, der das allgemeine Gesetz der allmäligen Entwickelung nicht bloß in der ganzen irdischen Natur, sondern auch in den unermeßlichen Räumen der Himmelskörper wahrnehmen läßt. Auch dürfte wenigstens Ein Grund jener Hemmungen und Oscillationen beim Fortschritt der Wahrheit sich wohl mit einiger

Sicherheit entdecken lassen. Bei beschränkten Wesen, wie wir sind, und nothwendig sein müssen, wenn etwas außer Gott existiren soll, kann jedes einzelne Individuum sich nur allmälig vom gänzlichen Nichtwissen zu seinen Kenntnissen und Einsichten, theils durch eigene Anstrengung, theils durch die Hülfe der übrigen Individuen, emporarbeiten. Darum können aber auch die Resultate der Prüfungen nicht fehlerfrei sein; und gerade der Widerstand und die Hemmungen des Tacts tragen dazu bei, daß diese Fehler allmälig entdeckt und ausgeschieden werden. Ja, die wissenschaftliche Prüfung kann sogar, wenn sie sich der Einseitigkeit und einer falschen Methode hingibt, wenn sie in Sophisterei und Rabulisterei ausartet, zu den gröbsten und schädlichsten Irrthümern verleitet werden, bei denen die Menschheit zu Grunde gehen müßte, wenn nicht der Tact ihnen so lange Widerstand leistete, bis die Wissenschaft wieder so weit gekommen ist, daß sie die Fehlschlüsse aufzudecken vermag. Was wäre z. B. aus der Menschheit geworden, wenn nicht der Tact durch seine Hemmungen bewirkt hätte, daß Nihilismus, Materialismus, Pantheismus, Atheismus u. s. w. niemals allgemeinen Eingang gewonnen haben?

Daß nämlich dieses Alles noch weit mehr von den übersinnlichen Gegenständen des Denkens, als von den sinnlichen gelten müsse, ist leicht zu begreifen.

Die sinnlichen Wahrnehmungen sind das erste, woran der Tact seine Thätigkeit übt und üben muß, weil seine ganze physische Subsistenz von denselben abhängt. Bei diesen werden zugleich seine Urtheile durch die Mannigfaltigkeit der Empfindungen, aus denen sie hervorgehen, dergestalt von mehreren Seiten controlirt, daß große Irrthümer nicht leicht langen Bestand haben können. So bildet sich bald eine Menge von unbezweifelten Urtheilen, welche nicht bloß bei neuen Wahrnehmungen den Tact des Einzelnen leiten, sondern auch, als schon fertige Urtheile, durch die mit jenen zugleich ausgebildete Sprache dem jüngern Geschlechte durch das ältere mitgetheilt werden. Auch können diese Belehrungen um so leichter richtig verstanden werden, weil sie durch die eigenen Anschauungen der Gegenstände, von denen die Rede ist, unterstützt, und dadurch in eigene Reproductionen

jener Belehrungen verwandelt werden. Sogar manche Thiere erlangen auf diese Weise eine Kenntniß der menschlichen Sprache, welche die gewöhnliche Meinung weit übersteigt.

Ganz anders aber verhält es sich mit den übersinnlichen Vorstellungen, deren Erkenntniß sich nothwendig erst später, allmäliger und schwieriger entwickeln muß. Denn zuerst treibt kein so dringendes physisches Bedürfniß zu ihnen hin. Zweitens muß schon eine gewisse Kenntniß der sinnlichen Gegenstände und ihrer Veränderungen vorhergegangen sein, bevor die ersten übersinnlichen Begriffe von Ursache und Wirkung und von Kräften überhaupt sich so weit entwickeln, daß der Tact zu höhern Ursachen und Kräften, als in den Veränderungen der sinnlichen Wahrnehmungen bemerklich werden, sich zu erheben vermag. Ja, es dürfte sich mit Recht bezweifeln lassen, ob ein gänzlich isolirter Mensch, der nicht bloß bei den sinnlichen Wahrnehmungen der Mittheilungen Anderer entbehrte, sondern auch nicht durch die Menge der von diesen schon gebildeten Begriffe, Urtheile und Schlüsse unterstützt würde, jemals so weit kommen könne. Aber eben diese Hülfe macht es einzelnen, durch Organisation, bildende Umstände und geistige Selbstthätigkeit (also non sine numine) Begünstigten möglich, sich über das Sinnliche zum Uebersinnlichen zu erheben, und die Lehrer ihrer Zeitgenossen zu werden, in deren Tact sie um so leichter Anklang finden, je näher auch diese schon der nämlichen Entwickelung gekommen sind. So ist der Anfang zur traditionellen oder positiven Belehrung und zu deren weiteren Entwickelung bei fortschreitender Kenntniß vorhanden.

Aber diese Entwickelung wird eben so leicht eine Verschlimmerung, als eine Vervollkommnung werden können. Denn der Belehrung hinsichtlich der übersinnlichen Gegenstände stellen sich eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen. Dahin gehört vorzüglich die Armuth der Sprache, welche ursprünglich nur für die sinnlichen Gegenstände gebildet war. Daher müssen die für diese erfundenen Ausdrücke nach Aehnlichkeiten mit den übersinnlichen Vorstellungen, welche man in ihnen findet, auf diese übertragen werden, weil diejenigen, welche man für letztere etwa erfinden wollte, durchaus unverständlich bleiben müß-

ten, da ihre Bedeutung sich nicht durch Anschauungen klar machen läßt. Da aber die Aehnlichkeiten sehr verschieden aufgefaßt werden können, so sind Mißdeutungen fast unvermeidlich, und ihre Berichtigung um so schwieriger, weil die Begriffe nicht durch Anschauungen zur Reproduction gebracht werden können. Jeder wird sie daher so deuten, wie sein Tact dieselben der ganzen bisherigen Entwickelung seines Denkens und zugleich seiner Neigungen am angemessensten findet. Je beschränkter und roher nun das Denken, und je selbstsüchtiger die Neigungen des großen Haufens sind, desto mehr wird die traditionelle Belehrung, wie gut sie auch an sich sein mag, diese Farbe annehmen, zumal wenn auch die Selbstsucht derer, welche für die Erhaltung und Verbreitung der Belehrung zu sorgen haben, bei einer solchen Entfärbung ihre Rechnung findet.

Je fühlbarer indeß die traurigen Folgen einer solchen Verschlimmerung werden, und je mehr zugleich die Erkenntniß überhaupt fortschreitet, desto mehr wächst die Sehnsucht nach Verbesserung, bis diese einem Höherbegabten und Glücklichergebildeten gelingt, der den allmälig für richtige Einsichten mehr entwickelten Tact zu benutzen, und auf denselben so zu wirken versteht, daß die Richtigerdenkenden den meistens sehr erbitterten Kampf gegen die Selbstsucht zu bestehen vermögen. Dieser kann nämlich nur dann gelingen, wenn theils das Gefühl der traurigen Folgen des Irrthums bei der Mehrheit lebhaft erwacht ist, und der Wahrheit den Eingang öffnet, theils der im Allgemeinen richtiger gewordene Tact bereits vielfach mit dem Irrthum in Conflict gerathen ist, und daher um so leichter seiner Harmonie mit der Wahrheit sich bewußt wird. Gelingt es dann, diese Harmonie mit dem Tact bemerklich zu machen, so wird die bessere Ueberzeugung nicht lange auf sich warten lassen. Fehlen dagegen jene Beförderungsmittel der Wahrheit, so wirken rein wissenschaftliche Forschungen nur sehr langsam, und verstatten der Selbstsucht einen weiten Spielraum, den Uebergang der wissenschaftlichen Resultate in den Tact der Mehrheit auf mancherlei Weise zu hemmen, oder gar zu unterdrücken.

Aber jede Reform der übersinnlichen Vorstellungen wird auch wieder aus den angedeuteten Ursachen einer neuen Verschlimmerung

entgegen gehen, wenn nicht die wissenschaftliche Prüfung darüber wacht, das Gute, welches sie ursprünglich enthält, zu bewahren, den Tact, an welchen sie sich nothwendig anschließen muß, zu läutern, und die Reform selbst mit dem geläuterten Tact in Harmonie zu erhalten. Denn sobald etwas mit dem, was dem dermaligen Tact als unbezweifelte Wahrheit gilt, in Widerspruch tritt, oder auch nur zu treten scheint, ist an eine wirkliche Ueberzeugung nicht zu denken, weil diese eben auf der Wahrnehmung der durchgängigen Uebereinstimmung (der Panharmonie) beruht. Daher muß der Zweifel sich geltend machen, bis jene Uebereinstimmung wieder hergestellt ist. Die Panharmonie der übersinnlichen Vorstellungen hängt aber von der Harmonie, nicht bloß unter einander, sondern auch mit den sinnlichen und sittlichen Vorstellungen, ab, aus denen sie hervorgehen und mit denen sie in einer engen Verbindung stehen. Daher kann nur ein gleichmäßiges Fortschreiten in beiden Beziehungen das Bewußtsein der Panharmonie bewirken und aufrecht erhalten, welches zu jeder wahren und wirksamen Ueberzeugung schlechthin erforderlich ist. Mag es also in Zeiten, wo die sinnlichen Vorstellungen reißende Fortschritte machen, den übersinnlichen nicht wenig schwer werden, gleichen Schritt zu halten, so dürfen sie doch, wenn sie nicht unfehlbar zu Grunde gehen sollen, keine Anstrengung unterlassen, sich wenigstens so weit zu läutern, daß sie mit dem, was von jenen Fortschritten in den allgemeinen Tact übergegangen ist, nicht in Widerspruch gerathen.

Denn nicht bloß die Erfahrung beweist, daß die Tacturtheile der Menschen sich vielfach verändert haben, sondern auch aus der Natur des Tacts und aus seiner Wirkungsweise ist leicht zu erkennen, daß und warum dieses geschehen müsse. Nur gewisse einfache Vorstellungen und solche, die zur Erhaltung des Individuums und der Gattung durchaus nothwendig sind (z. B. von der Realität der Objecte, von ihrem Verhältnisse zur Ernährung u. s. w.), sind von der Weisheit des Schöpfers so eng mit der ersten Thätigkeit des Tacts verbunden, daß sie nie und nirgends fehlen; alle übrigen dagegen sind dem allgemeinen Gesetze der allmäligen Entwickelung unterworfen. Daher zeigen sich auf jeder Stufe der Entwickelung Vorstellungen, welche als

unbezweifelte Wahrheiten gelten, und dennoch auf einer höheren sich der Prüfung als eben so unbezweifelte Irrthümer darstellen. Daß das Firmament mit allen Gestirnen sich täglich um die Erde drehe, ward Jahrtausende hindurch für die gewisseste und unleugbarste Erfahrungswahrheit gehalten, ungeachtet jetzt jeder nicht völlig Ungebildete den Irrthum dieser Meinung und die Ursachen desselben kennt. Anders kann es auch nicht sein. Die Tactüberzeugung ist ja nichts anders, als das Bewußtsein der Harmonie eines Tacturtheils mit dem gesammten zur Wirkung kommenden Vorstellungskreise des Individuums, wie er sich in dem Zeitpuncte aus der Natur und den Umständen desselben gemeinschaftlich entwickelt hat. Aber in jenem Vorstellungskreise können einige so verdunkelt oder zurückgedrängt sein, daß ihr Widerspruch nicht wirksam werden kann; dagegen können aber auch unter den wirksamen sich Irrthümer, entweder aus eigenen falschen Prämissen und Schlüssen, oder aus irrigen Ueberlieferungen fremder Personen, befinden. Sind also in einem andern Zeitpuncte die letztern beseitigt und die erstern mehr in den Vordergrund getreten, so muß nothwendig das aus ihnen hervorgehende Tacturtheil ein ganz anderes werden.

Achter Abschnitt.

Verhältniß zur Heilkunde.

Daß die heilende Kraft der meisten Arzneimittel ursprünglich von dem medicinischen Tact, und zwar meistens ohne alle wissenschaftliche Kenntniß entdeckt wurde, ist bekannt genug; wir selbst haben es erlebt, daß die in unsern Tagen so berühmt gewordene Wassercur von einem einfachen Landmann erfunden ward. Auch weiß Jeder, daß der gelehrteste Arzt ohne jenen Tact wenig auszurichten vermag. Eben deßwegen wird die Ausübung der Heilkunde die Heilkunst genannt, weil die Kunst, als Gegensatz gegen die Wissenschaft, die Ausübung

einer schwierigen praktischen Wirksamkeit bezeichnet, diese aber im Augenblicke des schnellen Handelns, wie jede Praxis, nur vom Tact geleitet werden kann, der freilich, um richtig zu leiten, vielseitig geübt und durch die Wissenschaft geläutert sein muß, daher auch der Arzt ohne den medicinischen Tact eben so wenig leistet, als der Künstler ohne den Kunsttact. Beruht doch einer der wichtigsten Zweige seines Geschäfts, die Semiotik, auf Wahrnehmungen, die größtentheils aus einer solchen Menge unauflösbarer Factoren und deren Verbindung hervorgehen, daß nur der Tact im Stande ist, dieselben in ihrer Totalität aufzufassen und die Resultate aus ihnen abzuleiten. Wie viel entscheidet hier nicht das äußere Aussehen des ganzen Körpers und seiner einzelnen Theile, das Gefühl, der Geruch, das Gehör (z. B. beim Ton der Stimme und beim Stethoskop) u. s. w. Alles dieses aber sind Wahrnehmungen, welche sich größtentheils nicht beschreiben und definiren, sondern nur durch einen geübten und glücklichen Tact erkennen und richtig beurtheilen lassen. Und wie viel beruht auf dem glücklichen Einfall im rechten Moment, der sich nur vom geübten und glücklichen Tact erwarten läßt!

Aber zu welchen Verkehrtheiten und verderblichen Irrthümern der bloße medicinische Tact, wenn er von aller wissenschaftlichen Prüfung verlassen ist, sich verleiten läßt, dieses bedarf keiner Beweise, weil die Quacksalber aller Zeiten und Völker dieselben in hinreichender Zahl und Stärke darbieten. Ohne gründliche anatomische Kenntnisse läßt sich im Innern des menschlichen Körpers weder der Sitz noch die Ursache der Krankheit, also auch nicht die Art, wie ihr abzuhelfen ist, entdecken, und ohne Kenntniß der Chemie weder die Wirkung noch die Stärke der Heilmittel beurtheilen; sogar psychologische Einsichten sind nöthig, um die Wirkung des Geistes auf den Körper zu beachten. Nicht einmal die Beobachtungen und Erfahrungen Anderer lassen sich, wie die Hermeneutik beweist, ohne Sachkunde, d. h. ohne die jedes Mal in Betracht kommenden Vorkenntnisse verstehen, und noch weniger richtig beurtheilen.

Solche Beobachtungen und Erfahrungen Anderer wird aber kein

gewissenhafter Arzt, der die Verantwortlichkeit seines Berufes kennt, entbehren können. Nie wird er sich erlauben, ein experimentum in vili corpore zu machen, und eben so wenig annehmen, daß die Natur sich nach einseitigen Speculationen aus abstracten Principien richten werde; er wird also auch die der Analogie nach wahrscheinlichen Mittel, sobald sie bedenklicher Art sind, nur dann anwenden, wenn sie in wirklich ähnlichen Verhältnissen sich nach glaubwürdigen Zeugnissen als wohlthätig bewiesen haben. Um aber von diesen sich leiten zu lassen, muß er vor Allem sie richtig verstehen, denn sonst würden sie ihn, wider seinen und ihren Willen, zu einem verkehrten Handeln verleiten. Er muß aber auch richtig zu beurtheilen wissen, ob und in wie fern die Berichte Anderer über ihr Verfahren und über den Erfolg desselben ein Zutrauen verdienen, das ihn in seinem Handeln bestimmen darf. Hier wird also die ganze Wechselwirkung aller der oben erwähnten Interpretationsmittel nöthig, welche zwar in der Praxis meistens dem geübten Tact überlassen werden muß, aber in zweifelhaften und wichtigen Fällen einer wissenschaftlichen Prüfung nicht entbehren kann. Auch die Kritik des Textes darf er nicht versäumen, wenn ihm das Leben seiner Patienten nicht gleichgültig ist. Denn noch vor wenigen Jahren kam eine hohe Person ums Leben, weil ihr Arzt durch einen Druckfehler sich hatte verleiten lassen, nach dem Recepte in einer fremden Schrift eine zu große Quantität eines narkotischen Mittels zu verschreiben. So greift auch hier Alles in einander; Tact und Prüfung müssen einander unablässig unterstützen und controliren, wenn auch in der Heilkunst das Denken und Handeln zu der erreichbaren Vollkommenheit gelangen sollen.

Es dürfte daher der Heilkunde nicht zum Vortheil gereichen, wenn sie manchen Ergebnissen des medicinischen Tacts eine zu große Verachtung zu beweisen scheint. Die Heilmittel, welche rohe Völker und ungebildete Personen anwenden, mögen immerhin großentheils unnütz, wohl gar schädlich, wenigstens verkehrt angewendet sein; alle sind sie es darum noch nicht; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine sorgfältige Beachtung und Prüfung Manches finden würde, was einen zwar bis jetzt unbekannten, aber guten natürlichen Grund hat, und

für die Wissenschaft sehr wichtig werden könnte. Fast überall finden sich Leute, welche gegen gewisse Uebel, z. B. Bandwurm, Epilepsie u. s. w. Mittel besitzen, denen ein auffallender und unschädlicher Erfolg kaum abzusprechen ist, die aber dennoch nicht zur Kunde der Wissenschaft kommen. Auch hier dürfte das gelten, was Alex. v. Humboldt auf Veranlassung der Aerolithen sagt, welche von unverwerflichen Augenzeugen seit $2^1/_2$ Tausend Jahren berichtet, aber bis auf Chladni für durchaus fabelhaft gehalten wurden. Es heißt nämlich Kosmos I. S. 140: „Eine vornehmthuende Zweifelsucht, welche Thatsachen verwirft, ohne sie ergründen zu wollen, ist in einzelnen Fällen fast noch verderblicher, als unkritische Leichtgläubigkeit. Beide hindern die Schärfe der Untersuchung."

So werden auch die sympathetischen Curen fast durchgängig von der Wissenschaft mit stolzer Verachtung behandelt; und es ist möglich, daß sie dieselbe verdienen; aber die Allgemeinheit, mit welcher der Tact sich derselben annimmt, dürfte doch vielleicht eine wissenschaftliche Prüfung der Sache rathsam erscheinen lassen. Denn obgleich das Princip, welches denselben zum Grunde liegt, außer aller Analogie mit den bekannten Naturwirkungen zu stehen scheint, so ist es doch nicht unmöglich, daß es mit noch unbekannten Naturkräften in Verbindung stehe, wie dieses bei dem thierischen Magnetismus oder Mesmerismus sich gezeigt hat, dessen Wirkungen sich schwerlich ganz ableugnen lassen, wenn auch viel Phantasterei und Betrug mitgelaufen sein mag. Das wesentliche, bisher nicht gehörig festgestellte Princip der sympathetischen Curen dürfte aber in folgender, freilich sehr befremdenden Annahme zu suchen sein: „daß ein von einem organischen Körper völlig getrennter Theil noch nach dieser Trennung an den Veränderungen des Körpers, zu dem er gehörte, theilnehme und Wirkungen hervorbringe, die jenen Veränderungen entsprechen." Durch dieses Princip werden nämlich die sympathetischen Mittel sowohl von den Arzneimitteln überhaupt, als von den in die Ferne wirkenden, so wie auch von den psychischen, und besonders von den zauberartigen (z. B. den Besprechungen, dem Wegschreiben u. dgl.) scharf unterschieden; auch scheint gerade ihr von der Mitleidenschaft

hergenommener Name auf die Voraussetzung hinzudeuten, welche jenem Princip zum Grunde liegt.

Um jedoch dieses Princip völlig deutlich zu machen, wird ein Beispiel nöthig sein; und ich bediene mich dazu der bekannten, angeblich durch vielfache Erfahrungen bestätigten, sympathetischen Vertreibung der Warzen durch das Bestreichen derselben mit Aalblut. Hier liegt das Sympathetische nicht in dem Aalblut an sich, denn dieses wäre ein bloßes Heilmittel, wie viele andere, von denen man die Art, wie und wodurch sie wirken, nicht kennt. Das Sympathetische besteht nämlich, wie schon der Name anzeigt, darin, daß die Veränderung, welche mit dem Aal, von dem das Blut ist, nach dem Bestreichen vorgeht, auf die Veränderung der Warzen, mit welchen das Blut in Verbindung gebracht ward, gleichsam zurückwirken soll. Denn nur eine beschleunigte Fäulniß des Aals soll die Warzen zum Verschwinden bringen. Es ist also zwar eine Einwirkung von Körpern auf einander aus der Ferne, ohne ein sichtbares Medium, und als solche keineswegs ohne Analogie, denn was ist die Gravitation der Himmelskörper, so wie die magnetische und elektromagnetische Wirkung anderes? Aber das Unterscheidende besteht darin, daß das Verschwinden der Warzen von der Fäulniß des Organismus abhangen soll, von dem das aufgestrichene Blut herrührte. Eben dieses Princip wird man auch bei allen übrigen wahren Sympathieen, z. B. dem Bestreichen mit einer Leichenhand, den Wirkungen getragener Kleidungsstücke, wenn sie in einem Sarge begraben sind, auf die Personen, welche sie getragen haben, dem Urinkochen ꝛc. leicht wahrnehmen.

In mehr als einer Hinsicht ist es aber nichts weniger als gleichgültig, zu wissen, ob und in wie fern an der Voraussetzung, welche jenes Princip begründet, etwas Wahres ist, oder nicht. Wenn also die Wissenschaft es bisher versäumt hat, durch eine Reihe zweckmäßig angestellter Experimente, deren Möglichkeit sich sehr wohl denken läßt, der Entscheidung der obigen Frage wenigstens näher zu kommen: so läßt sich dieses schwerlich anders erklären, als aus einer zu großen Verachtung der Tacturtheile, weil sie freilich oft sehr ungegründet und unrichtig sind; aber auch aus der gewöhnlichen, bereits oben gerügten

Unart, sogar die unverwerflichsten Beobachtungen und Thatsachen rasch zu verwerfen, wenigstens gänzlich zu ignoriren, sobald sie mit gewissen hergebrachten Vorstellungen eines wissenschaftlichen Systems sich nicht sogleich vereinigen zu lassen scheinen, wovon das Verhalten gegen die englischen Beobachtungen der Fluthererscheinungen den deutlichsten Beweis darbietet.

Neunter Abschnitt.

Verhältniß zur Rechtskunde.

Die ursprüngliche Quelle der Gesetzgebung und der Anwendung der Gesetze ist gleichfalls nichts Anderes als der rechtskundige oder juristische Tact gewesen. Denn lange bevor es geschriebene und bestimmt abgefaßte Gesetze gab, wurden Rechtshändel nach dem Herkommen entschieden; und dieses entstand offenbar aus dunklen Vorstellungen von dem, was zum Bestehen mehrerer Menschen in geselliger Verbindung unumgänglich erforderlich ist.

Zwar hat die Sophisterei unserer Tage das Unglaubliche geleistet, und eine größere Menge von Thoren, als man für möglich halten möchte, überredet, daß der eigenthümliche Besitz ein Diebstahl an Andern sei, obgleich schon in der Behauptung selbst ein innerer Widerspruch liegt. Denn da der Diebstahl nichts Anderes ist als die widerrechtliche Entziehung des Eigenthums, so ist er da unmöglich, wo kein Eigenthumsrecht anerkannt wird. Aber der Tact der rohesten Völker hat bald erkannt, daß ohne dieses Recht, welches älter ist als jeder Staat, indem es schon in und mit der Familie entsteht, weder Fleiß noch Sparsamkeit möglich ist, und ein bellum omnium contra omnes zuerst die Schwächeren, dann aber auch die Stärksten zu Grunde richten muß; daß es also eine unumgängliche Nothwendigkeit für die Coexistenz sei, den Besitzstand auf irgend eine Weise zu regeln und zu sichern. Zu diesem Zwecke gewisse Regeln

zu finden, dieses konnte nun aber auch dem Tact nicht schwer werden, ohne deßhalb die Gründe zum deutlichen Bewußtsein zu bringen. Wer Etwas zuerst gefunden und in Besitz genommen hatte, wer Etwas durch seine Arbeit hervorbrachte, und von Andern als Geschenk oder durch Tausch erhielt: der ward als der natürliche Eigenthümer betrachtet, d. h. ihm wurde das ausschließliche Recht auf willkührliche Benutzung und Verfügung zuerkannt. Wer aber dieses Recht nicht anerkennen wollte, machte nicht nur sich selbst jedes Eigenthumsrechts zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse verlustig, sondern zeigte sich auch als ein höchst gefährliches Mitglied der Gesellschaft, welche ohne Anerkennung und Befolgung des Eigenthumsrechts unmöglich bestehen kann. Daher finden sich auch bei den rohesten Völkern, wo viele andere Verbrechen noch nicht geahndet werden, bereits harte Strafen für den an den Volksgenossen verübten Diebstahl, wenn er auch an Fremden, die von ihnen als Feinde betrachtet werden, wie schon die doppelte Bedeutung des Wortes hostis beweist, für erlaubt gehalten wird.

So wie ferner das Verhältniß der Eltern zu ihren Kindern und Verwandten es mit sich bringt, daß sie während ihres Lebens ihr Eigenthum auch für deren Bedürfnisse verwenden, so findet der Tact es natürlich, daß nach dem Tode der Eltern deren Eigenthum auf die Kinder und Verwandten derselben übergehe, und daß die Ansprüche derselben nach der Nähe jenes Verhältnisses beurtheilt werden. So entsteht das Erbrecht, in welchem freilich der Vorrang jener Ansprüche und die Wirkung desselben durch ein sehr verschiedenes Herkommen geordnet ist, das als ein stillschweigender Vertrag der Gesellschaft betrachtet werden kann.

Eben so leicht begreift der Tact, daß Verträge gehalten werden müssen. Denn da die meisten Handlungen der Menschen in ihren Verhältnissen zu einander durch Verträge bedingt sind, so macht der Bruch derselben alles Handeln unsicher oder gar unmöglich. Daher setzt Jeder, der geschlossene Verträge nicht hält, die Gesellschaft, deren Bestehen wesentlich von denselben abhängt, in Gefahr. Diese muß also ernstlich darüber wachen, daß diejenigen, welche erweisliche Ver-

träge geschlossen haben, im Weigerungsfalle zur Erfüllung derselben gezwungen werden. Das haben selbst rohe Völker erkannt; und es ist eine traurige Erfahrung, daß bei ihnen Wort und Vertrag nicht selten weit heiliger gehalten wird, als bei denen, welche sich einer hohen Civilisation berühmen.

Auf gleiche Weise bildet der Tact allmälig alle übrigen Rechte aus den geselligen Verhältnissen der Menschen zu einander, demnächst aber bei fortschreitender Cultur aus dem Verhältnisse zu der Bestimmung, welche ihnen von ihrem höchsten Urheber ertheilt ist. Auch weiß der Tact in diesem Recht des Herkommens meistens das Richtige, d. h. das den wirklichen Verhältnissen des Volks, wie sie zur Zeit beschaffen sind, Angemessene, zu finden. Oft aber irrt er sich auch hier, wie in allen seinen übrigen Verrichtungen; auch kann das, was eine Zeitlang angemessen war, bei einer Veränderung der Verhältnisse aufhören, es zu sein; und so erfüllt sich der Spruch: summum jus summa injuria. Alsdann ist freilich eine Veränderung wünschenswerth und oft nothwendig; aber so lange ein Gesetz, sei es bloßes Herkommen, oder schriftlich abgefaßt, nicht rechtlich verändert ist, darf Keiner gegen dasselbe handeln, weil alle seine übrigen Rechte auf dem nämlichen Grunde beruhen, und er, während er die Vortheile derselben genießt, mit Recht gestraft wird, wenn er ihre Nachtheile sich nicht gefallen lassen will. Sogar die Verbesserung solcher Gesetze, welche an sich unbillig oder durch die Veränderung der Verhältnisse unpassend geworden sind, muß mit großer Vorsicht geschehen, wenn nicht frühere wohlerworbene Rechte auf eine rücksichtslose Weise gekränkt werden sollen.

Ebenso verhält es sich im Wesentlichen mit den schriftlichen, durch die Staatsgewalt sanctionirten Gesetzen. Sie sind fast alle auf das Herkommen gegründet, also vom Tact ausgegangen, und meistens nach den veränderten Verhältnissen auch vom Tact abgeändert. Nicht bloß vom Zwölftafelgesetz, sondern auch von dem theils aus diesem, theils aus den römischen Rechtsgewohnheiten durch die Aussprüche der Prätoren zu einer von allen Juristen bewunderten Vollkommenheit ausgebildeten römischen Rechte dürfte sich das

Nämliche behaupten lassen. Vielleicht war diese Vollkommenheit gerade davon eine Folge, daß es durch den geübten Tact, aber freilich später auch durch die wissenschaftliche Prüfung der Prätoren mehrere Jahrhunderte hindurch allmälig gereinigt und verbessert wurde, bevor es zu einer Sammlung jener Aussprüche kam. Denn wie sehr schon lange vorher auch die wissenschaftliche Prüfung bei den Römern Eingang gefunden hatte, beweisen die noch vorhandenen Schriften aus der glänzendsten Periode der römischen Litteratur. Uebrigens darf jene gerühmte Vollkommenheit immer nur auf die Angemessenheit theils zu den allgemein menschlichen Verhältnissen, theils zu den besondern des römischen Volks bezogen werden. Was die letzteren betrifft, so muß nothwendig vieles für ganz andere Verhältnisse eines andern Volks unanwendbar sein, daher auch das römische Recht in andern Ländern niemals eine allgemeine Gültigkeit erlangen konnte, sondern vielfache Modificationen erleiden mußte.

Sobald aber Gesetze und Verträge schriftlich abgefaßt sind, zeigen sich auch die Schwierigkeiten der Interpretation, und werden um so fühlbarer, weil die streitenden Parteien eben auf die Resultate ihrer Interpretation ihre entgegengesetzten Behauptungen gründen. Hier wird es zugleich recht sichtbar, wie wenig jene Schwierigkeiten darin ihren Grund haben, daß die Schriften in einer fremden Sprache abgefaßt sind; denn sie finden sich eben so sehr bei denen, welche sich der Muttersprache bedienen. Sogar nicht einmal in der Unbestimmtheit und Nachlässigkeit der Abfassung darf man die Ursache suchen. Denn bei den Verfassern von Gesetzen, Verträgen und Testamenten muß, mit der seltenen Ausnahme, wo es etwa auf absichtliche Täuschung abgesehen sein könnte, im Ganzen der Vorsatz angenommen werden, sich so bestimmt und unzweideutig, als möglich, auszudrücken; daher auch alle bildlichen Ausdrücke gänzlich vermieden, und die an sich schon bestimmteren durch eine Anhäufung von mehreren einer ähnlichen Bedeutung so oft erklärt und wiederholt werden, daß für die Deutlichkeit mehr als hinreichend gesorgt zu sein scheint. Dennoch werden nicht nur die weitläufigsten Processe nicht vermieden, sondern es stellen sich auch so verschiedene, ja entgegengesetzte Möglich-

keiten des beabsichtigten Sinnes heraus, daß selbst der unparteiischeste Richter zuweilen zweifelhaft wird, für welchen sein Endurtheil sich entscheiden soll. Ein deutlicherer Beweis läßt sich also nicht leicht finden, daß die Sprachkunde, so unentbehrlich sie allerdings ist, doch keinesweges hinreichend ist, den bestimmten Sinn der Worte anzugeben; sondern daß auch Sachkunde und ein richtiges Urtheil über die Absicht des Urhebers der Rede hinzukommen müsse; daß folglich, in so fern von dem letztern mit Recht angenommen werden darf, daß er das dem wahren Verhältniß der Sache Angemessene ausdrücken wolle, auch nur dieses als der beabsichtigte Sinn der Worte angesehen werden dürfe.

In völliger Uebereinstimmung mit dem eben Erwähnten sagte Dr. Mittermeier in der Germanistenversammlung (Hamb. Corresp. 1847 Nov. 20.): „Das Strafgesetz enthält den Ausdruck des Willens des Gesetzgebers, der an die Moral sich anschließt. Wie schwierig ist es aber nicht, diesen Ausdruck recht zu geben! Immer ist das Wort zu weit oder zu eng; sehr oft ist es schwer, die Grenze zwischen Recht und Unrecht zu finden."

Auch Herr Beseler sagt in der kleinen Schrift: Die Neumünstersche Volksversammlung vor den Schranken des Gerichts, Lübeck 1847, S. 45: „Es ist daher bei dem klaren Wortverstande der Verordnung vom 30. März 1750 überflüssig, darauf hinzudeuten, daß im Zweifel jedes Gesetz so auszulegen ist, wie es mit der Vernunft und der Analogie des Rechts, namentlich aber mit den Grundregeln einer geordneten Rechtspflege, bestehen kann."

Aus diesen Aussprüchen angesehener Juristen unserer Zeit erhellet also zur Genüge: daß sie beide die Sprachkunde allein nicht als hinreichend zur Auslegung der Gesetze betrachten, weil „das Wort zu weit und zu eng ist"; daß man daher von der Annahme ausgehen müsse, „der Wille des Gesetzgebers schließe sich der Moral an", d. h. sein Wille beabsichtige nur das, was dem wirklichen Verhältnisse zu den Sachen und Menschen angemessen ist. Was aber dieses sei, das

läßt sich zwar durch einen richtigen Tact erkennen; aber daß dieser Tact der richtige sei, das kann dem Gegner unmöglich anders, als durch eine wissenschaftliche Prüfung der Factoren, aus denen er hervorgegangen ist, bewiesen werden.

Je mannigfaltiger und verwickelter aber die Verhältnisse der Menschen in höheren Culturzuständen werden, desto größer wird die Menge der Gesetze, welche sich auf jene Verhältnisse beziehen. Daher würde ihre Anwendung sogar dem stärksten Gedächtnisse unmöglich werden, wenn nicht die wissenschaftliche Prüfung durch eine systematische Anordnung die Uebersicht erleichterte, und die Auffindung derjenigen Gesetze, welche in dem besondern Falle zur Anwendung kommen sollen, möglich machte.

Bei der Anwendung der Gesetze auf den bestimmten Fall wird zwar ebenfalls der Tact der erste Wegweiser sein müssen, aber auch die wissenschaftliche Reflexion nicht entbehrt werden können, um die Gefahr zu vermeiden, von einem unrichtigen Tact verleitet zu werden, um vielmehr im Stande zu sein, falsche Gesetzauslegungen als solche zu erkennen und zu beweisen, scheinbare Widersprüche zu vermitteln und wirkliche aufzudecken, Schuld und Unschuld auf gerechter Waage abzuwägen.

Bei der Ermittelung des Urhebers eines Verbrechens durch Indicien glaubte man lange, der wissenschaftlichen Reflexion Alles überlassen zu müssen; aber endlich ist man zu der Einsicht gekommen, daß da, wo das Endurtheil aus zahllosen einander wechselseitig unterstützenden oder beschränkenden und schwer zum deutlichen Bewußtsein zu bringenden Factoren abgeleitet werden muß, wie es bei der Ausmittelung eines Thatbestandes fast immer erforderlich ist, der Tact nicht bloß rascher, sondern im Ganzen sogar richtiger wirke, als die leicht einseitig werdende Reflexion. Diese ist nämlich in noch größerer Gefahr, wichtige Factoren zu übersehen, als der Tact, falsche einzumischen. Beide müssen sich also gegenseitig unterstützen, berichtigen und warnen, wenn Irrthümer so weit vermieden werden sollen, als die menschliche Beschränktheit solches vermag.

Für alle juristischen Functionen zeigt sich also das nämliche Ver-

hältniß zwischen Tact und Prüfung, Glauben und Wissen, welches bei allen vorher betrachteten Wissenschaften nachgewiesen ist. Das Auffinden und Erkennen des Wahren und Richtigen muß auch hier vom Tact geschehen, dessen schnelle Wirksamkeit für alle geistige Thätigkeit unentbehrlich ist; aber zu der Erkenntniß, ob er richtig gewirkt habe, oder nicht, läßt sich nur durch wissenschaftliche Prüfung gelangen, und zur Widerlegung eines Gegners kann schlechthin nur diese brauchbar sein.

Zehnter Abschnitt.

Verhältniß zur Theologie und Moral.

So wie der Tact die Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt zur Annahme einer von ihrem Denken unabhängigen Welt realer Objecte nöthigt, eben so dringt er ihnen die Annahme einer von der Welt unabhängigen Ursache derselben und ihrer Veränderungen auf, mit der ihr eigenes Schicksal in der engsten Verbindung steht. Daher finden sich Vorstellungen dieser Art, ohne angeboren zu sein, doch fast überall. Aber die ganze Reihe der mannigfaltigen und verwickelten Factoren, aus denen der Tact in beiden Rücksichten zu jenen Resultaten gelangt, zum deutlichen Bewußtsein zu erheben, dieses ist bisher bei der letztern jener beiden Annahmen eben so wenig befriedigend gelungen, als bei der erstern. Dessen ungeachtet ist jene dem Tact eben so unumstößlich gewiß, und eben so unentbehrlich als diese, weil die Annahme des Gegentheils ihn mit seinem ganzen menschlichen Empfinden und Denken in einen unerträglichen Widerspruch versetzt; ähnlich dem apagogischen Beweise, der auch sogar in der Mathematik für gültig gehalten wird.

Da aber die Tacturtheile über die Beschaffenheit dieser Ursache aller Dinge und über ihr Verhältniß zu den Men-

schen rein discursiver Art sind, folglich durch sinnliche Wahrnehmungen weder anschaulich gemacht, noch controlirt und berichtigt werden können: so sind Irrthümer mancher Art hier noch unvermeidlicher, als bei sinnlichen Gegenständen, und müssen, wenn sie durch Tradition auf Andere übergehen, um so leichter durch Mißverständnisse vermehrt werden, weil sogar die richtigsten Vorstellungen sich nur durch bildliche Ausdrücke mittheilen lassen.

Aus solchen Irrthümern müssen aber nothwendig bei einem herrschenden religiösen Tact oder Glauben allerlei innere Widersprüche und Unwürdigkeiten entstehen; und je auffallender, wohl gar empörender diese in die Augen fallen, desto dringender wird der besser organisirte und glücklicher gebildete Tact Einzelner aufgeregt, den verirrten Glauben zu reinigen, d. h. als Reformatoren aufzutreten. Diese müssen aber, eben weil die Factoren ihres Denkens nicht zu ihrem Bewußtsein kommen, die ihnen plötzlich kund werdenden Resultate ihres religiösen Tacts nothwendig als eine Wirkung eben des Gottes betrachten, dessen richtige Erkenntniß und Verehrung ihnen am Herzen liegt. Und wer möchte ihnen, wenn sie wirklich das Bessere beabsichtigen und befördern, darin Unrecht geben? Alle gute und vollkommene Gabe kommt von oben herab vom Vater des Lichts; also nicht bloß die wunderbare Gabe des Tacts überhaupt, sondern insbesondere die hervorragende Vollkommenheit dieses Tacts, welche nicht bloß eine edlere Organisation, sondern auch eine begünstigte Entwickelung durch äußere Umstände voraussetzt. Alles dieses ist nicht des Menschen eigenes Werk, und muß ihm daher als von oben verliehen erscheinen; und wenn dagegen auch die treue Benutzung aller jener Vorzüge großentheils vom freien Willen abhängt, so findet doch die religiöse Stimmung so viele Anregung, Unterstützung und Befestigung des guten Willens durch äußere Einwirkungen, daß sie sich nicht enthalten kann, auch für diese Gott die Ehre zu geben. Die nothwendige Folge davon ist, daß der religiöse Reformator seine religiösen Tacturtheile (seinen Glauben) als Mittheilungen (Offenbarungen) Gottes betrachtet. Er erscheint sich daher als Gesandter oder Bote Gottes, durch den Gott seine Mittheilungen an die Menschen gelangen läßt.

Damit übereinstimmend sagt Dr. Bretschneider in dem ersten Auffsatze der Allg. K. Z. 1836: „Die göttliche Offenbarung kann nicht im Inspirireu einer Anzahl heiliger Schriften bestehen; diese können nur Folge der schon geschehenen und ins Leben getretenen Offenbarung sein. Die Erweckung eines religiösen Lebens in der Wirklichkeit ist der Zweck des Alles erleuchtenden Wirkens Gottes. Dazu bedarf es einer Persönlichkeit, welche als Lebensgestalt auftritt, und alles Andere, so weit er reicht, hineinzieht. Diese Persönlichkeit ist theils eine individuelle, theils eine collective, d. h. ein religiöser Mann, und ein religiöses Volk. Das letzte zeigte sich im israelitischen Volke durch die Persönlichkeit Abrahams, Moses und eine weit bessere durch die Persönlichkeit Christi. So ist die Offenbarung in Christo kein Lehrsystem, sondern eine lebendige der Menschheit vorgehaltene Anschauung; er ist lebendiges Wort und Alles an seine Person gebunden. So ist er ein göttlicher Mensch, in wie fern in ihm das göttliche Leben zur Anschauung kam. Hiernach ergibt sich das Verhältniß der Einzelnen zu dieser factischen Offenbarung. Die Hauptsache ist, daß sie die Anschauung des Individuums Jesu, wie sie dieselbe in ihren Geist aufgenommen hatten, treu wiedergegeben haben, und dieses leidet keinen Zweifel. — — Die Apostel, die unmittelbaren Zeugen des Lebens Jesu, waren erfüllt und ergriffen von dieser Anschauung des Lebens Jesu, sein Geist war über sie ausgegossen. Darin ruht ihre und ihrer Schriften Beglaubigung und Auctorität. Das Göttliche in den Schriften der Apostel ist daher das, was sie aus Jesu Geist und Leben schöpften und gaben."

Weil nun diese Mittheilungen etwas in der Zeit Gegebenes oder Gesetztes sind, so wird die Theologie, in wie fern sie sich auf dieselben gründet, eine positive oder historische Wissenschaft. In so fern gilt also von ihr, was oben von den historischen Wissenschaften überhaupt dargethan ist.

Dem zufolge ist aber das Erste, welches hier in Betracht kommt, das Zutrauen, daß der Reformator die religiöse Wahrheit mittheilen konnte und wollte, oder, wie es gewöhnlich ausgedrückt wird: der Glaube an denselben. Dieser

ist aber, wie jedes Zutrauen, zunächst eine Sache des Tacts. Denn die Intelligenz und Redlichkeit anderer Menschen sind, wie alle Kräfte und deren Beschaffenheit, nicht an und für sich wahrnehmbar, sondern werden nur durch Schlüsse aus ihren Wirkungen erkannt. Diese sind jedoch meistens so verwickelt und erhalten erst durch die Combination so vieler verschiedenen Indicien ihre Ueberzeugungskraft, daß die letztere nur dem Tact ihre Entstehung verdanken kann; daß aber die Auflösung derselben in ihre Factoren, wie sie oben bei den perspectivischen Ueberzeugungen nachgewiesen ist, gerade hier zu den schwierigsten Aufgaben gerechnet werden muß, eben wie Aehnliches bereits oben bei der Rechtfertigung des Glaubens an die Identität einer Person ins Licht gestellt ist. Wird dagegen das Zutrauen nicht durch eigene Wahrnehmungen und Schlüsse, sondern, wie in den meisten Fällen, durch die Auctorität Anderer bewirkt und gestützt, so wird die Sache dadurch nicht verändert, sondern nur um einen Schritt zurückgeschoben, weil das Zutrauen zu dieser Auctorität wiederum von der nämlichen Art ist.

Unmöglich kann aber geleugnet werden, daß jener Glaube an den Reformator der religiösen Vorstellungen eben so gut, wie jeder andere, eine Prüfung nicht bloß zulasse, sondern auch bedürfe. Die eigene Versicherung desselben, daß er die Wahrheit mittheilen könne und wolle, schließt die Möglichkeit des Irrthums und sogar der Täuschung nicht aus; auch tragen die Anhänger des einen wirklich kein Bedenken, die Anhänger des andern eines falschen Glaubens zu bezüchtigen. Der Glaube an den Reformator darf also die Prüfung nicht ablehnen; ja, er kann sogar derselben zu seiner eigenen Vertheidigung nicht einmal entbehren. Er wird sie auch nicht fürchten, wenn er wirklich von seiner Richtigkeit überzeugt ist; denn er kann von jeder ächten Prüfung nichts Anderes erwarten, als eine Bestätigung desselben. Es gibt daher kein sichereres Zeichen eines redlichen Reformators, als seine eigene Aufforderung zur Prüfung, während ein Verbot derselben ihn sehr verdächtig machen muß. Eben so wenig kann aber auch der, welcher wirklich Glauben an den Reformator hat, die Prüfung desselben mißbilligen, weil er eben dadurch beweisen

würde, daß er den Glauben an denselben nicht wirklich besitzt. Dagegen aber darf dieser freilich fordern, daß die Prüfung der Natur der Sache angemessen sei, und nicht das Unmögliche verlange. Der Glaube an die Identität einer Person läßt aus den oft erwähnten Gründen keinen solchen apodiktischen Beweis zu, wie der Beweis eines mathematischen Lehrsatzes, weil es unmöglich ist, alle die einzelnen Factoren, auf denen er beruht, zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, daher man sich mit einigen der entscheidenderen begnügen muß. Ebenso wird man auch bei der Auctorität eines Reformators mit einzelnen der entscheidenderen Factoren zufrieden sein müssen, daß er die Wahrheit sagen konnte und wollte, ohne auch dieses auf die äußerste Spitze einer absoluten Infallibilität treiben zu wollen.

Wie nun dieses Zutrauen zu einem Auctor (dem Urheber eines Gedankens) und dem Referenten desselben entsteht und geprüft wird, dieses ist in dem Beitrag zur allgemeinen Hermeneutik zuerst §§ 88 bis 100 an einem Beispiele aus der Mechanik ausführlich dargestellt, und dann §§ 150 bis 205 die Anwendung auf die Quellen des Christenthums hinzugefügt. Darauf muß hier verwiesen werden, weil die Erörterung dieses höchst wichtigen und schwierigen Puncts dadurch unnöthig gemacht ist, und an dieser Stelle zu weit vom Hauptziele abführen würde. Das dort Gesagte stimmt auch im Wesentlichen mit dem überein, was Dr. Paulus in einer Recension zweier Commentare des N. T. (Litterat. Bl. zur Allg. K. Z. 1835 Nr. 148) beispielsweise an den Wörtern πίστις, λογίζεσθαι, δικαιοσύνη ausführlich erörtert. Auch über die vermeinten Gefahren, von denen im Beitrag zur allg. Hermeneutik §§ 101 bis 124 und § 225 die Rede ist, beruhigt Dr. Paulus mit folgenden Worten: „Man befürchte nicht, daß allzuleicht der Fehler begangen werde, die uns möglich gewordene Vernunftbildung, die wahre oder vermeintliche Aufklärung der jetzigen Zeit, in die Vorzeit zurückzutragen. Der Vernunftglaube ist zu allen Zeiten möglich; die Menschengeister werden sich desselben zu den verschiedensten Zeiten bewußt. Nur hat er zweierlei Lebensstufen der Erscheinung. Unverkünstelt erkennt oft das rechtwollende Gemüth" (nämlich der richtige sittlich-

religiöse Tact) „idealisch richtiger, was gotteswürdig zu denken und zu wollen sei, als der nachher mit einer künstlerischen und doch kaum halbwahren Gnosis hinzutretende und die Berichtigung des populär ausgesprochenen, aber schlicht und einfach erfaßten Wahren sich anmaßende Dogmatismus."

Noch weit weniger aber darf die Prüfung der in der Mittheilung der Reformatoren gefundenen Gedanken abgelehnt werden. Denn die Natur jeder sprachlichen Mittheilung und die Erfahrung, welche so eben bei der Rechtskunde erwähnt ist, beweisen unwiderleglich, wie leicht und häufig solche Mittheilungen gemißdeutet werden. Wer nun Zutrauen zu dem Reformator hat, der will diejenigen Gedanken von demselben erhalten, welche dieser wirklich mittheilen wollte, nicht aber diejenigen, welche mit Unrecht in seiner oft sogar noch corrumpirten Mittheilung gefunden sind. Da nun jenes Zutrauen (der Glaube an ihn) eben in der Ueberzeugung besteht, daß er die religiöse Wahrheit mittheilen konnte und wollte: so muß entweder der in jener Mittheilung gefundene unwahre Gedanke nicht derjenige sein, den er mittheilen wollte, oder der Glaube an ihn, wenigstens in dem betreffenden Puncte, aufgegeben werden. Je größer also jenes Zutrauen zum Reformator ist, desto weniger kann es zugeben, daß der in seiner Mittheilung gefundene unwahre Gedanke derjenige ist, den er mittheilen wollte. Das Gegentheil ist ein offenbarer Widerspruch. Daher erklärt in gleichem Sinne auch Dr. Rosenkranz in seiner Schrift: Ueber Göthe und seine Werke, S. 7: „Bei einem Dichter, wie Göthe, braucht die Exegese nicht besorgt zu sein, ihm des Guten zu viel zuzutrauen."

Einleuchtend ist also die Nothwendigkeit der Prüfung, und zwar sowohl des Glaubens an den Reformator, als des religiösen Glaubens selbst, und endlich der in seinen Mittheilungen gefundenen Gedanken. Aber die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Prüfung hängt davon ab, daß es etwas Unbezweifeltes gibt, mit dem der Glaube (das Resultat des Tacts) verglichen werden kann, um die Wahrheit oder Falschheit desselben durch die Wahrnehmung der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs

mit jenem Unbezweifelten zu erkennen. Dieses ist nämlich das Kriterion der wissenschaftlichen Wahrheit, während die philosophische Wahrheit die Uebereinstimmung mit dem Unbezweifelbaren fordert. Für jene fehlt es nun aber auch in der That nicht an Prüfungsmitteln.

Das erste ist nämlich die Vergleichung der Gedanken, welche den Inhalt des religiösen Glaubens ausmachen, unter einander, die logische Prüfung. Läßt man nämlich in der Theologie, wie es zuweilen den Anschein hat, die allgemeinen Gesetze des menschlichen Denkens nicht mehr gelten: so kann freilich in derselben von keiner Prüfung die Rede sein; so darf sie aber von Wahrheit und Irrthum gar nicht mehr sprechen; so muß sie ebenfalls den Anspruch, zu den Wissenschaften gerechnet zu werden, völlig aufgeben. Denn wer von Wahrheit und Falschheit sprechen will, der muß sich vor Allem den logischen Gesetzen unterwerfen. Unerschütterlich fest stehen also z. B. die Regeln: daß zwei contraire Sätze nicht beide wahr, aber wohl beide falsch sein können; daß von zwei contradictorischen Sätzen dagegen nothwendig der eine wahr, der andere falsch sein muß; daß contradictorische Prädicate nicht in Einem Subjecte vereinigt sein können, u. s. w. Läßt sich also eine jener Regeln auf ein religiöses Tacturtheil anwenden, so kann auch die Entscheidung nicht schwer werden, ob z. B. die behaupteten Prädicate neben einander bestehen können, oder ob wenigstens eines derselben falsch sein müsse.

Zweitens kommen hier aber auch alle übrigen Wissenschaften in Betracht. Alles, was sich in ihnen bisher bewährt hat, und als entschieden wahr anerkannt ist, kann, wenn es mit dem religiösen Glauben übereinstimmt, zur Bestätigung desselben dienen, aber auch zur Widerlegung, wenn es mit den Urtheilen desselben in offenbarem Widerspruche steht. Mit Recht sagt daher Dr. Bretschneider in seinem Abschiedswort von der Redaction der Allg. K. Z. 1846 Nr. 103: „Die rationale Denkart ist kein Einfall müssiger Köpfe, keine vorübergehende Mode, keine künstlich erregte Parteisache, wofür man sie gern ausgeben möchte, sondern die naturgemäße, und darum unvermeidliche

Folge der Fortschritte in allen Wissenschaften, und der errungenen Bildung. Daher kann sie durch keine Befehle unterdrückt und durch keine noch so beharrlich angeordnete Maßregel weggeschafft werden. Das Bedürfniß der Zeit ist daher keineswegs, die rationale Denkart zu unterdrücken, sondern vielmehr, ihr Raum und Bewegung in der Kirche zu gewähren."

Vor allen andern Prüfungsmitteln kommt hier aber noch drittens die Moral oder Ethik zur Anwendung, d. h. die wissenschaftliche Prüfung des sittlichen Tacts. Denn dieser steht mit dem religiösen Tact in der engsten Wechselwirkung, daher auch jene Wissenschaft nicht gut von der Theologie getrennt werden kann. Deßwegen muß die Untersuchung über den sittlichen Tact hier eingeschaltet werden.

Daß nämlich die Urtheile über Recht und Unrecht sich eben so bilden, wie alle übrigen, läßt sich nicht bezweifeln. Dieses ist der sittliche Tact, der auf dem Verhältnisse der Selbstthätigkeit des Ich (der Freiheit des Willens) zu seiner eigenen und der ganzen übrigen Natur, insbesondere aber seiner Mitmenschen, als der Wirkung einer von ihr unabhängigen Ursache beruht, und durch die Wahrnehmung der Harmonie jener Selbstthätigkeit mit diesem Verhältnisse sich als ein gutes, durch die Wahrnehmung des Gegentheils aber als ein böses Gewissen darstellt. Zuerst entwickelt sich dieser Tact an dem Verhältnisse des Ich zu andern Menschen, die ihm als Wesen gleicher Art und gleicher Bedürfnisse erscheinen, und beginnt, wie bereits oben erwähnt ist, mit dem Begriff des Eigenthumsrechtes. Wer durch dieses das Seinige schützen will, ohne es bei Andern anzuerkennen, der geräth in den offenbarsten Widerspruch mit sich selbst, dessen Wahrnehmung, wie die Wahrnehmung jedes abnormen Zustandes, ein unangenehmes Gefühl verursacht. Dieses wird dann durch die Furcht vor den nachtheiligen Folgen der einen solchen innern Widerspruch beweisenden Handlungen noch verstärkt, und geht in einen lebhaften Abscheu über, wenn zu unserm eigenen Nachtheil Andere sich jenes Widerspruchs schuldig machen. Daher verwandelt sich der sittliche Tact fast immer

in ein sittliches Gefühl, wie auch der religiöse Tact durch die Beziehung seiner Urtheile auf den Zustand des denkenden Subjects meistens in ein religiöses Gefühl übergeht. Da nun das Subjective allezeit mächtiger wirkt, als das daraus zwar abgeleitete, aber auch darauf zurückwirkende Objective: so ist die letztere Bezeichnung die herrschende geworden, ungeachtet das Gefühl erst die Wirkung des Tacturtheils ist.

Aehnliche Wirkungen zeigen sich nun aber überall, wo das gegenseitige Verhältniß der Menschen zu einander als ein wesentlich gleiches anerkannt wird. Wer Andern nicht leisten will, was zur Coexistenz Aller nothwendig ist, der steht mit sich selbst in unleugbarem Widerspruch, weil seine eigene Existenz aufhören muß, sobald sein eigenes Verfahren gegen ihn selbst angewendet wird. Daher bleibt Keinem die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit seines eigenen Verhaltens verborgen, sobald er es umkehrt, d. h. es in ein Verhalten Anderer gegen ihn selbst verwandelt. Nichts ist daher natürlicher und fruchtbarer, als die Regel: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch; so wie in der umgekehrten negativen Form.

Tritt nun aber der religiöse Glaube hinzu, so verwandelt sich der natürliche Widerwille gegen den Widerspruch mit sich selbst in die Scheu vor dem, der jenen Widerwillen dem Menschen ins Herz gelegt hat; zu dem überdieß alle Menschen als Kinder Eines Vaters in gleichem Verhältnisse stehen; der auch das ganze Verhältniß, in welches er uns zu unserm eigenen Körper als dem Werkzeuge unserer Selbstthätigkeit, und zu der natürlichen Einrichtung unsers ganzen Wesens gesetzt hat, von uns geehrt und beachtet wissen will. Je mehr denn die Kenntniß aller dieser Verhältnisse sich erweitert, berichtigt und befestigt, desto mehr erweitert, läutert und verstärkt sich der sittliche Tact, und dessen Wirkung, das sittliche Gefühl.

Was nun durch den sittlichen Tact von uns als recht und gut erkannt wird, das sagt uns unser Selbstbewußtsein untrüglich, und heißt in so fern mit Recht das Gewissen, denn nichts ist

uns gewisser, als unser Selbstbewußtsein, und die Forderung, daß wir mit uns selbst nicht in Widerspruch gerathen sollen. In so fern ist also die Forderung, welche Kant den kategorischen Imperativ nannte, vollkommen begründet. Aber er ist eigentlich nur ein identischer Satz; denn er sagt im Grunde nichts weiter, als: Du sollst Dasjenige thun, wovon du erkannt hast, daß es recht und gut sei, d. h. daß du es thun sollst. Ueber den Inhalt dieser Forderung aber in dem bestimmten Falle sagt er durchaus Nichts; dieses Urtheil soll vielmehr aus den oben angegebenen Verhältnissen abgeleitet werden; und indem der sittliche Tact dieses thut, ist er eben so wenig untrüglich, als in seinen übrigen Urtheilen. Schon der Sprachgebrauch deutet dieses an, indem er von einem irrenden Gewissen redet, welches eine contradictio in adjecto wäre, wenn dadurch etwas Anderes, als der Inhalt des sittlichen Tacturtheils bezeichnet werden sollte. Denn nach seiner ungenauen Weise unterscheidet der Sprachgebrauch nicht zwischen dem sittlichen Urtheile des Tacts und dem Selbstbewußtsein von der Harmonie des Handelns mit jenem Urtheile, welches letztere allein eigentlich den Namen des Gewissens führen sollte. Doch ist diese Verwechslung leicht erklärbar, weil jedes entschiedene, von keinem Zweifel begleitete Tacturtheil sich als etwas Gewisses und Untrügliches ankündigt. Daß es aber dieses Letztere in der That nicht ist, erhellet hinreichend aus den Erfahrungen, welche die Erzählungen aller Reisenden in und außer Europa, und die Berichte der Geschichte in schauderhafter Menge darbieten.

Wie könnte es auch anders sein? Obgleich nämlich der Tact bei einfachen, klaren, ihm genau bekannten Verhältnissen, besonders, falls er sie umkehrt und seine Ansprüche an Andere sich als die Ansprüche Anderer an ihn vorstellt, sich selten in der Beurtheilung dessen irrt, was denselben angemessen, also sittlich gut ist: so sind doch die Verhältnisse selbst, besonders in den sogenannten Collisionsfällen, zuweilen so verwickelt, daß die richtige Entscheidung über das, was ihnen angemessen ist, nicht wenig erschwert wird. Auch sogar die einfachsten können durch tief eingewurzelte Volks- und Standesvorurtheile, durch eine von aller Sittlichkeit isolirte, wohl gar dieselbe tödtende

Religion, und vorzüglich durch die den sittlichen Forderungen widerstrebenden Leidenschaften und Lüste so verwirrt und verschoben, dadurch aber der sittliche Tact so verblendet, ja sogar das eigentliche Gewissen so abgestumpft werden, daß jener Tact, wenigstens theilweise, völlig gelähmt und zu durchaus verkehrten Urtheilen verleitet wird.

Daraus erklärt es sich denn auch, was G. Borrow, der als Agent der englischen Bibelgesellschaft 5 Jahre in Spanien zubrachte, und besonders mit den dortigen Zigeunern in vertrautem Verkehr stand, als Resultat seiner Erfahrungen sowohl bei jenen, als bei andern Nationen aufstellt. Er sagt nämlich: „Man hat behauptet, daß es einen geheimen Mahner, das Gewissen, in jedem Herzen gebe, welches dem Menschen sogleich bei Begehung eines Verbrechens Vorwürfe mache. Dieß mag wahr sein; aber so viel ist gewiß, daß der Mahner in der Brust der Zigeuner sehr schwach ist, denn sie kümmern sich um seinen Tadel sehr wenig. Ich erlaube mir, was das Gewissen betrifft, zu behaupten, daß es je nach dem Klima, dem Lande und der Religion sehr verschieden ist. Nirgends ist es vielleicht so fürchterlich stark, als in England. Warum? Das brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich habe unter den Engländern viele Leute von der Macht des Gewissens ganz niedergebeugt und zerknirscht gesehen, nie aber unter den Spaniern und Italienern, und ich konnte bei den Zigeunern nicht bemerken, daß die Verbrechen, welche sie täglich, ja stündlich begingen, ihnen die mindeste Unruhe machten."

Daher ist die wissenschaftliche Prüfung durch Reflexion, welche die Verhältnisse selbst und das ihnen angemessene Verhalten zum deutlichen Bewußtsein bringt, für den sittlichen Tact eben so wenig überflüssig, als für jeden andern, und, wenn sie glücklich ausfällt, eben so wohlthätig für die Läuterung, Erweiterung und Sicherstellung desselben. Das ist ja auch die Ursache der Untersuchungen und Schriften, welche von Alters her die Sittlichkeit zum Gegenstande der Ethik oder Moral, als einer besondern Wissenschaft, gemacht haben. Nur dürfte häufig darin gefehlt sein, daß man sie ganz von der Theologie trennen wollte, mit der sie durch das engste Band, ja sogar durch eine unzertrennliche Wechselwirkung verbunden

ist, indem man sie als eine durchaus unabhängige Wissenschaft darzustellen suchte. Denn wenn beide Wissenschaften aus ihrer natürlichen Verbindung gerissen werden, so verlieren beide; und zwar die Moral ihren wissenschaftlichen Anhaltspunct, ihre Ehrwürdigkeit und ihre praktische Wirksamkeit, die Theologie dagegen ihren wohlthätigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft, und ihren sichersten Probirstein.

Denn obgleich auch hier die wissenschaftliche Prüfung auf absolute Untrüglichkeit keinen Anspruch machen darf: so gehört sie doch, wie der sittliche Tact selbst, im Allgemeinen, d. h. abgesehen von einzelnen schwierigen Fällen, erfahrungsmäßig zu dem, worüber die Menschen von jeher am meisten einig gewesen sind, und am wenigsten in Streit gelegen haben. Sie geben daher allen den Gegenständen des Denkens, welche mit ihnen verwandt sind, den sichersten Anhalt zur Prüfung, vor allen aber der Theologie, die mit der Moral in der genauesten Verbindung und Wechselwirkung steht, daher jene bei der Losreißung von dieser den traurigsten Verirrungen nicht entgehen kann.

Sobald nämlich der sittliche Tact sich mit dem religiösen verbindet, erscheinen die Forderungen des erstern als der Wille und das Gesetz des Urhebers der ganzen Natur und der von ihm angeordneten natürlichen Einrichtung unsers körperlichen und geistigen Wesens, besonders unsers Denkvermögens, aus dessen unabweislichem tiefeingepflanzten Bedürfnisse der Harmonie seiner Vorstellungen sie mit Nothwendigkeit in Ansehung des Gebots, aber nicht in Ansehung der Erfüllung desselben (daher als Gesetz für den freien Willen), hervorgehen. Je mehr also der sittliche Tact durch die Prüfung sich reinigt, erweitert und stärkt, desto mehr erhebt sich der religiöse Tact von der Annahme einer bloßen Ursache der Welt zu der Idee eines heiligen Gesetzgebers, Regierers und Richters, dadurch aber zu dem Glauben an einen in jeder Hinsicht unbeschränkt vollkommenen Gott, ohne welchen jene Weltursache eben so undenkbar als unbefriedigend sein würde.

Zwar erkennt nun die Prüfung an, daß es dem beschränkten,

an allmälige Entwickelung gebundenen Menschengeiste eben wegen seiner Beschränktheit unmöglich ist, die Idee eines unbeschränkt vollkommenen Wesens sich im Einzelnen auf eine völlig adäquate Weise vorzustellen oder zu denken, weil eine solche Vollkommenheit dem beschränkten Denken über alle Analogie hinausgeht. Aber sie erkennt die Nothwendigkeit derselben an, und in dieser die Grundregel der Theologie (d. h. der wissenschaftlichen Prüfung des religiösen Glaubens) aus der Idee von Gott überhaupt, besonders aber aus der für uns faßlicheren Vorstellung von seinem Verhältnisse zur Welt und vorzüglich zu den Menschen, jede Unvollkommenheit als einen Widerspruch gegen die nothwendige Idee auszuscheiden.

Aber die Schwierigkeit des Gegenstandes und die daraus entstehende Gefahr des Irrthums muß die Prüfung gerade hier zur größten Besonnenheit und Vorsicht auffordern. Sie darf also das, was sie mit der Idee der unbeschränkten Vollkommenheit Gottes nicht in Harmonie zu bringen weiß, nicht sogleich für falsch erklären; aber sie darf es eben so wenig für wahr halten und ausgeben, so lange der Widerspruch nicht gelöst ist. Vielmehr muß sie, wie die Naturforschung es bei befremdenden Wahrnehmungen macht, die Sache vorläufig als unentschieden betrachten, bis fortgesetzte und vielseitige Prüfungen zu einer Entscheidung berechtigen.

Einen deutlichen Beweis, wie leicht auch die wissenschaftliche Reflexion bei ihrer Prüfung sich irren kann, liefert z. B. die oft behauptete Unvereinbarkeit der Allwissenheit Gottes mit der menschlichen Freiheit, d. h. mit dem Vermögen des Menschen, innerhalb eines gewissen mehr oder minder beschränkten Kreises ohne fremde Nöthigung die letzte Ursache einer bestimmten Art der Thätigkeit zu sein. Der Tact erkennt die Nothwendigkeit der Annahme, daß Gott allwissend sein müsse, weil er sonst als ein unvollkommenes Wesen gedacht werden muß, und daß er nicht allwissend sein könne, wenn ihm nicht die künftigen freien Handlungen der Menschen eben so gut bekannt wären, als die nach bestimmten Gesetzen erfolgenden Veränderungen. Eben so gewiß ist es ihm, daß dem

Menschen ein gewisser Antheil an jeder Thätigkeit aus eigener Selbstbestimmung überlassen sein müsse, weil er sonst eine bloße Maschine wäre, und von Schuld und Unschuld schlechthin nicht die Rede sein könnte. Nun aber meint die prüfende Reflexion: Jede Zukunft lasse sich nur durch Schlüsse aus unveränderlichen Gesetzen erkennen; und, da eine freie Selbstbestimmung an diese unmöglich gebunden sein könne, so sei es eben so unmöglich, die Art, wie dieselbe erfolgen werde, zum Voraus zu wissen; die göttliche Allwissenheit sei folglich mit der menschlichen Freiheit unvereinbar, und es müsse entweder die eine oder die andere aufgegeben, oder doch wenigstens der Begriff der menschlichen Freiheit so modificirt werden, daß im Grunde von eigentlicher Selbstbestimmung nichts übrig bleibt.

Der Grund dieser trostlosen Alternative liegt jedoch in nichts Anderem, als in der Verwechslung des allmälig entstehenden und beschränkten menschlichen Erkennens mit dem unbeschränkten göttlichen Wissen. Wir freilich müssen die Gegenwart aus der Anschauung, die Vergangenheit aus der Erinnerung oder Tradition, und die Zukunft aus Schlüssen oder Berechnungen nach bestimmten Gesetzen kennen lernen. Bei Gott hingegen ist keins von diesen Mitteln des menschlichen Wissens denkbar; denn sonst wäre er in einer stets fortschreitenden Vervollkommnung begriffen, aber niemals unbeschränkt vollkommen. Er lernt Nichts durch die menschlichen Erkenntnißmittel kennen, folglich bedarf er auch keine Berechnungen und Schlüsse, um die zukünftigen freien Entschlüsse und Handlungen der Menschen zu wissen; mithin gilt die ganze vorgebliche Unmöglichkeit dieses Wissens zwar allerdings für die beschränkten Menschengeister, aber keineswegs für ihn, das unbeschränkt vollkommene Wesen. Von einer solchen Art des Wissens können wir uns freilich keine Vorstellung machen; aber darin liegt durchaus kein Grund gegen dieselbe, weil der specifische Unterschied unserer Natur von der nothwendigen Beschaffenheit Gottes es unvermeidlich macht, daß wir eine Vorstellung, für welche uns jede Analogie fehlt, unmöglich haben können. — Aehnliche Fehlschlüsse einer einseitigen Speculation sind aber in den Gegenständen der Religion überall nur zu leicht möglich,

und fordern daher von der Prüfung des religiösen Tacts die besonnenste Vorsicht.

Nur zu gewöhnlich ist aber das entgegengesetzte rasche und unbesonnene Verfahren, welches bei der Prüfung das Kind mit dem Bade verschüttet. Eben dadurch und durch den unbestimmten und daher häufig unrichtig aufgefaßten Begriff des Wortes Vernunft wird den Gegnern des davon abgeleiteten Rationalismus ein reicher Stoff zu Vorwürfen gegeben, die zwar denselben in seiner wahren Bedeutung nicht treffen, aber doch bei der falschen Auffassung des Begriffs nicht ohne allen Grund sind, und der Sache einer vernünftigen Prüfung in den Augen Vieler und sogar Solcher, bei denen man richtigere Einsichten vermuthen sollte, so großen Eintrag gethan haben, daß sie in unverständigem Eifer allen Rationalismus als verwerflich darstellen. Die Sache ist aber zu wichtig und folgenreich, als daß sie nicht wenige Worte verdienen sollte.

Das Wort Vernunft (ratio mit seinen vielen verschiedenen Bedeutungen) bezeichnet eigentlich nichts Anderes, als das menschliche Vermögen, durch die von Gott uns verliehenen Prüfungsmittel, d. h. durch eine bewußte Vergleichung des Unbezweifelten, oder, wo möglich, Unbezweifelbaren (Luthers helle, klare Gründe) das Wahre vom Falschen zu unterscheiden. Wer jene Mittel nicht anwenden will, ist jeder Täuschung und jedem Irrthum preisgegeben; aber auch die Anwendung derselben schafft keine Infallibilität, die Gott allein vorbehalten ist; sondern sie bewirkt nur, wie es bei beschränkten Geistern nicht anders sein kann, mehr oder weniger eine Annäherung zur absoluten Wahrheit. Denn das Unbezweifelte ist nicht immer unbezweifelbar, und sogar aus dem Unbezweifelbaren können noch falsche Schlüsse gezogen werden, wie oben an zahlreichen Beispielen bewiesen ist. Der Rationalismus soll also nur das redliche Bestreben ausdrücken, durch Anwendung der vorhandenen Prüfungsmittel das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, nicht aber die Anmaßung, überall das absolut Wahre gefunden zu haben. Tritt er also mit dieser Anmaßung auf, und will die Resultate seiner For-

schungen und Speculationen als infallible Aussprüche verehrt und Alles, was mit denselben nicht harmonirt, sogleich verworfen wissen: so verdient er den ernstlichsten Tadel; und daß dieser von Manchen, welche Rationalisten genannt werden, reichlich verschuldet sei, soll nicht geleugnet werden. Wer aber den Namen, wie es leider bei Vielen jetzt Mode geworden zu sein scheint, als ein verketzerndes Schimpfwort gebraucht, der setzt sich dem gerechten Verdacht aus, daß er auch das Bestreben, durch eine vernünftige Prüfung in den religiösen Tacturtheilen das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, verurtheile; also gleichgültig gegen die Wahrheit, oder gar ein Freund und Beschützer des Irrthums sei. Wer dagegen nur den falschen Rationalismus (d. h. die einseitige, anmaßungsvolle Speculation) mißbilligen will, der sollte entweder diesen gehörig bezeichnen, oder für den wahren (d. h. das eben vorher geschilderte Bestreben) einen besondern Namen erfinden, weil sonst der Anschein unvermeidlich ist, daß er alle Rationalität, d. h. alles vernünftige Prüfen, welches in der Theologie nicht weniger nothwendig sein muß, als in allen übrigen Wissenschaften, für verwerflich erkläre, folglich auch Luthers helle, klare Gründe, mithin die ganze protestantische Kirche verdamme.

Damit übereinstimmend erklärte an seinem Jubelfeste Dr. Wegscheider „Vir meritis moribus ingenio venerabilis“ (nach der Versicherung des Prorectors der Universität) am Schlusse der Feier: „Rationalismus ist nichts Anderes, als das Princip der Vernünftigkeit im Denken überhaupt, wie sich diese aus einem harmonischen Zusammenwirken aller Seelenkräfte hervorbildet. Rationalismus ist der Grundsatz, Alles, was sich dem menschlichen Denken darbietet, nach vernünftigen, oder, mit Luther zu reden, „„nach öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen““, nach allgemein gültigen Gesetzen des Denkens und Handelns zu prüfen, und das Gute, das als wahr und sittlich gut Bewährte zu behalten. Ohne die Annahme solcher allgemein gültigen Gesetze des Denkens und Handelns würde überall gar keine geistige Entwickelung menschlichen Seins und Wirkens, kein rechtliches

sittliches Zusammenleben von Menschen, keine religiöse Gemeinschaft möglich sein. Die gesammte Menschheit hat nur Eine Vernunftanlage, Eine Vernunft, und es ist die Aufgabe der Cultur, diese immer reiner zur Durchbildung und zum Bewußtsein zu bringen."

Auch Professor Dr. Lobeg. Lange spricht sich in seiner Schrift: „Der Protestantismus" auf eine ähnliche Weise darüber aus, und der berühmte Philolog, Professor Dr. Eichstedt, gibt ihr das Zeugniß: „De Protestantismo singulari scripto sic exposuit, ut, qualis ejus sit vera indoles, quid ei deberemus, quid porro agere nos oporteret, cuivis, quem non occoecaverit partium studium, non posset non planum et apertum fieri."

Wollte man nämlich in diesem Sinne den Rationalismus in der protestantischen Kirche verwerfen, so müßte man verlangen, daß die religiösen Tacturtheile ohne alle Prüfung angenommen werden sollten. Dieses ist aber unmöglich, weil dieselben so verschieden, ja theilweise so entgegengesetzt sind, daß sie durchaus nicht neben einander bestehen können. Soll daher die Unzufriedenheit mit dem Rationalismus nicht einen reinen Unsinn enthalten, so kann sie nicht auf jene Maxime selbst, nämlich auf die Anwendung des menschlichen Prüfungsvermögens überhaupt, sondern nur auf gewisse Resultate derselben bezogen werden. Sind nämlich diese aus einer falschen Anwendung der Prüfungsmittel hervorgegangen, so verdienen sie allerdings getadelt und verbessert zu werden; aber die Schuld dem Rationalismus zuzuschreiben, ist eben so ungerecht, als der Bibel die zahllosen Mißdeutungen, welche sie erfahren hat, zum Vorwurf machen zu wollen.

Freilich darf jedoch auch der Rationalismus nicht vergessen, daß das menschliche Prüfungsvermögen, die menschliche Vernunft nicht unbeschränkt vollkommen, also auch nicht untrüglich ist; daß sie daher, ungeachtet des zum Voraus nicht bestimmbaren Grades möglicher Annäherung an die Wahrheit, doch niemals dem Irrthum ganz unzugänglich ist; ja sogar, daß sie diesen durch eine einseitige und unbesonnene Anwendung jener Prüfungsmittel befördern und erweitern kann, wovon oben bereits bei allen Wissen-

schaften Beispiele angeführt sind. Denn da jede Prüfung, bis das Unbezweifelbare gefunden ist, in der Vergleichung mit dem Unbezweifelten bestehen muß, so ist es nicht eben unmöglich, daß Letzteres Zweifel verdienen, ja sogar irrig sein kann. Aber auch, wo dieses richtig und unbezweifelbar ist, können aus richtigen Prämissen falsche Schlüsse gezogen werden, weil man die Bedingungen vergißt, unter welchen allein sie zu richtigen Schlüssen führen, wovon bei der Naturforschung einige auffallende Beispiele angegeben sind.

Die Bestätigung des eben Gesagten finde ich jetzt in des Herrn Prof. Beneken Archiv für die pragmatische Psychologie, wo derselbe 1852 Heft II. S. 219 sagt: „Die Vernunft ist in keiner Weise im Anfang gegeben. Sie ist allerdings prädeterminirt im Angebornen: in den geistig-sinnlichen Urvermögen der menschlichen Seele und in deren Grundgesetzen; aber damit diese Prädetermination vollständig zur Ausführung komme, müssen Hunderttausende von Bildungsprocessen eintreten. Ja, was noch mehr ist, sie kommt, streng genommen, niemals vollständig zur Ausführung, sondern was wir bei diesem Ausdruck vorstellen oder denken, ist ein Ideal, welchem sich die Menschheit im Ganzen, und welchem sich jeder höher gebildete Einzelne ins Unendliche annähern kann in seiner Fortentwickelung, aber ohne es jemals in allen Puncten vollständig erreichen zu können. Auch der Vernünftigste wird immer noch in diesem oder jenem Stücke unvernünftig bleiben; und jede weiter fortgeschrittene Zeit hat auch eine weiter fortgeschrittene Norm der Vernunft.“

Es ziemt sich also nicht, wenn die Freunde des Rationalismus von den Resultaten ihrer Prüfung so reden, als wären sie untrüglich und für alle Folgezeit unverbesserlich, mithin jeder ferneren Prüfung überhoben; und zwar am allerwenigsten, wenn diese Ergebnisse durch lange Schlußreihen oder Speculationen gewonnen sind. Dadurch entfernen sie sich gerade von der ächtwissenschaftlichen Methode, durch welche die Naturwissenschaften so große Fortschritte gemacht haben, folglich auch vom wahren Rationalismus.

Nichts aber hat dem Rationalismus in der öffentlichen Meinung

mehr geschadet, als theils die ungerechte und lieblose Kritik, welche manche angebliche Verehrer derselben in Folge einer falschen Exegese sich nur zu oft gegen die Aussprüche der ehrwürdigsten Reformatoren des religiösen Glaubens erlaubt haben, theils die trostlosen Resultate einer hochmüthigen sophistischen Speculation. In dem Wahne nämlich, eine sogenannte rücksichtslose Exegese ausüben zu müssen (die schon an sich eine verkehrte ist, weil duo cum dicunt idem, non est idem), scheinen jene Exegeten sich zuweilen gerade darin zu gefallen, die unwürdigsten Gedanken als die vom Auctor beabsichtigten darzustellen, ein Verfahren, welches von mir in der „Kritik der modernen Exegese 1839" beleuchtet ist. Die dadurch verübte Ungerechtigkeit muß dann alle Verehrer solcher Auctoren nothwendig gegen ein Verfahren empören, bei welchem kein Schriftsteller in Ehren bleiben kann. Es ist aber so wenig dem Rationalismus zuzuschreiben, daß es vielmehr völlig irrational ist. Denn ohne Rücksicht auf die Intelligenz und den sittlichen Zustand des Auctors ist es ganz unmöglich, einen desselben würdigen, also von ihm beabsichtigten Sinn zu finden. — Eben so wenig rational sind aber auch die trostlosen Resultate einer sophistischen Speculation, welche zwar durch eine sogenannte dialektische Bewegung aus Allem oder aus Nichts Alles zu machen weiß, im Grunde aber doch zu nichts Anderem führt, als zu einem grauenvollen Nihilismus, bei welchem alle Realität der Objecte, mithin alle Religion und Sittlichkeit zu Grunde geht, und welche, indem sie alle Tacturtheile zerstört, statt sie zu berichtigen, sich zwar nicht mit Unrecht als eine Feindin des Rationalismus betrachtet, aber von dem großen Haufen mit demselben verwechselt wird.

Die natürliche Folge aller dieser Verirrungen des Rationalismus, durch welche Vielen die Grundfesten des Christenthums gefährdet zu sein schienen, war, seitdem ein langer politischer Druck, und darauf ein glücklicher Ausgang des Befreiungskrieges den religiösen Sinn geweckt hatte, eine Reaction, welche aber bald in eine blinde Repristination des Veralteten ausartete. Statt die Verirrungen des Rationalismus gründlich aufzudecken und zu berichtigen, wurden

jene als nothwendige Folge von diesem dargestellt, und an die Stelle des obigen wahren Begriffs des Rationalismus stillschweigend Carricaturen desselben gesetzt, welche nun von der ganzen reactionären Partei immer lauter als Rationalismus beschimpft und verketzert wurden. Zugleich näherte diese sich in dem Begriff der Kirche und des geistlichen Amts, in den traditionellen Auslegungsschranken und in der Repristination verschwundener Dogmen, ohne einen Versuch, die gegen dieselben erhobenen Einwendungen zu widerlegen, so sehr den Grundstützen des Katholicismus, daß die historisch-politischen Blätter 1855 Heft I ihre Freude nicht zurückhalten konnten, sondern triumphirend ausriefen: „Sie (jene Reactionäre) schmieden unsere Waffen, und ihre Sprache verstehen wir wie unsere eigene. Die Noth der Zeit und der Geister hat ihnen die für ihren Standpunct gefährlichste Frage aufgezwungen; sie zermartern sich an dem Begriff der Kirche und des Amts, und sie werden sich damit um so mehr abplagen müssen, je schroffer die Massen von der negativen und auch von der positiven Union sich ihnen entgegenstellen. Es ist aber endlich eine intellectuelle Verzweiflung naturnothwendig, aus der es zwischen Widersprüchen nur Eine Rettung gibt. — — In Wahrheit, hätte Luther ihre Anschauung von Kirche und Amt im Herzen getragen, so hätten wir Katholiken kein Jahr 1517 zu beweinen."

Wenn aber die Gegner des Rationalismus die Möglichkeit (nicht die Wahrscheinlichkeit) des Irrthums bei der Prüfung, welche derselbe nicht ableugnen darf, zum Vortheil des blinden Auctoritätsglaubens ausbeuten wollen: so bedenken sie nicht, daß ihre Auctorität sich gegen jede entgegengesetzte nur dann zu schützen vermag, wenn sie die Glaubwürdigkeit und das richtige Verständniß der ihrigen durch eine wenigstens eben so schwierige und dem Irrthum eben so sehr unterworfene Beweisführung rechtfertigt. Wer mit der Annäherung zur Wahrheit sich nicht begnügen und durchaus in allem Denken unfehlbar sein will, der muß aufhören, ein Mensch zu sein. Was er aber dann werden soll, ist nicht abzusehen, weil es nur Ein unbeschränkt vollkommenes Wesen gibt und geben kann.

Denn ein zweites ist schlechthin undenkbar, weil es weder durch verschiedene Merkmale noch durch eine verschiedene Stelle im Raum, welche nicht ohne Beschränkung möglich ist, von einem anderen unterschieden, mithin als ein zweites gedacht werden kann. Die Verwandlung in einen Götzen, d. h. in ein zwar höheres, aber nicht unbeschränkt vollkommenes Wesen, würde ihm aber auch nicht zur Unfehlbarkeit verhelfen, weil jede Beschränkung die Möglichkeit des Irrthums in sich schließt.

Diejenigen, denen es um die Reinheit ihres religiösen Glaubens zu thun ist, werden sich also mit derjenigen Prüfung, welche den Menschen möglich ist, zufrieden geben, und es damit halten müssen, wie mit ihrem leiblichen Brode. Ungesichtetes Korn können sie zu demselben nicht anwenden, wenn sie nicht durch alle die unreinlichen und schädlichen Stoffe, die in demselben enthalten sein können, Gesundheit und Leben in Gefahr bringen wollen. Sorgen sie aber nicht für eine passende Methode der Reinigung, und für die gehörige Weite der Siebe, so werden sie entweder der Unreinigkeiten nicht los, oder verschleudern mit denselben alles gesunde Korn, und müssen dann darben.

Die sogenannten theologischen Grenzer endlich, welche bei jeder kritischen Untersuchung erschrecken und ängstlich fragen: Wo ist die Grenze, die feste, sichere? verweise ich an den Herrn Professor Dr. Lücke, welcher in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" 1852 Februar, und zwar in der Kritik von Martensens Dogmatik ihnen antwortet: „daß die Theologie eben auch dazu da ist, die Grenze zu suchen, nicht bloß die gegebene zu bewahren; daß die feste, sichere Grenze in dem systematischen Lehrzusammenhange der Schrift liegt; daß dieselbe freilich fein und zart ist, nicht handgreiflich, wie die Wahrheit selbst, aber nichts desto weniger fest und sicher; daß es aber unsere Aufgabe und Arbeit ist, sie aufzusuchen, und die gezogene Grenzlinie kraft des Glaubens und der Wissenschaft immer mehr zu berichtigen. Das Evangelium ist uns auch nicht zur Bequemlichkeit gegeben; es gilt vor Allen den Theologen bei ihrer großen

Aufgabe: Im Schweiße eures Angesichts arbeitet, suchet und forschet in der Schrift Tag und Nacht."

Unstreitig hat die angewendete Mathematik weit wirksamere Mittel, zur absoluten Wahrheit zu gelangen, als die discursiven Wissenschaften. Dennoch verzichtet auch jene auf den Anspruch, diese überall erreichen zu können, und bekennt in ihren ehrwürdigsten Pflegern, daß sie sich wegen der unvermeidlichen Mangelhaftigkeit aller von Menschen hervorgebrachten Beobachtungsinstrumente meistens mit einer innerhalb bestimmter Grenzen eingeschlossenen Wahrscheinlichkeit begnügen müsse. Daher sagt der berühmte Astronom Bessel in seinen „Populären Vorlesungen über wissenschaftliche Gegenstände, Hamburg 1848, S. 400 ff.": „Viele, die nicht in den Geist der Wahrscheinlichkeitsrechnung eingedrungen sind, halten sie für überflüssig, oder gar fremdartig. — — Wir können dieß leicht dulden; allein wir hätten Ursache, ihnen sehr dankbar zu sein, wenn sie uns lehrten, diese Dinge nach der Wahrheit festzusetzen. Nur wo es uns versagt ist, die Wahrheit zu erkennen, müssen wir uns mit der Wahrscheinlichkeit begnügen. Man hat nie etwas anders gethan oder thun können; allein oft hat man das Wahrheit genannt, was nur Wahrscheinlichkeit war, und auch von dieser nicht der höchste erreichbare Grad."

Dritter Theil.

Das Verhältniß von

Tact und Prüfung, Glauben und Wissen

zur Philosophie.

Dritter Theil.

Das Verhältniß von

Tact und Prüfung, Glauben und Wissen

zur Philosophie.

Erster Abschnitt.

Kritik des Begriffs und Princips der Philosophie.

Es ist bekannt, daß eine befriedigende Definition der Philosophie von Einigen sogar für unmöglich gehalten, von Andern wenigstens als bisher verfehlt betrachtet wird. Sie verweisen nämlich auf die Schrift: „Philosophie der Philosophie, Hamb. 1840", um zu zeigen, daß die Philosophie noch nicht einmal über Begriff, Zweck und Wesen ihrer Wissenschaft völlig im Reinen sei. Auch möchte es nicht schwer sein, an den meisten Versuchen dieser Art nicht unerhebliche Ausstellungen zu machen.

Es scheint nämlich, daß manche Philosophen den Anschein der Behauptung verschulden: Alles richtige Denken müsse erst durch die Philosophie hervorgebracht werden; oder wenigstens: Ohne ihre Hülfe sei kein richtiges Denken möglich. Eine solche Ansicht der Philosophie ist aber durchaus unrichtig. Denn alles Denken ist durch den Tact längst hervorgebracht, bevor an eine Wissenschaft der Philosophie gedacht ward; auch sind bei weitem nicht alle Erzeugnisse des Tacts unrichtig, ja manche sogar richtiger, als einige Resultate einer luftigen Speculation. Dazu kommt, daß bei einer solchen Ansicht die Philosophie von allen wissenschaftlichen Forschungen nicht zu unterscheiden ist, also zu einem Inbegriff aller Wissenschaften gemacht wird.

Dem nämlichen Vorwurf dürften schwerlich auch Diejenigen entgehen, welche sagen: „Die Philosophie soll die höchste Wissenschaft sein, die Wissenschaft der Wissenschaften. Ihr Gegenstand ist das All in seiner höchsten Einheit. Daher gebührt ihr die allgemeine Vertheilung und Begrenzung des Erkenntnißstoffs und die Revision der Methode. Sie ist die Wissenschaft von allgemein menschlicher Begründung, oder diejenige, zu wel-

cher die Materialien in jedem Menschen als solchem vollständig gegeben sind. Dadurch soll sie sich von den historischen Wissenschaften unterscheiden, bei denen die Erkenntniß durchgängig an gewisse besondere Verhältnisse geknüpft ist." — Hier sind viele Worte, aber wenige bestimmte Begriffe. Nach dem Anfange möchte man vermuthen, daß die Philosophie der Inbegriff alles menschlichen Wissens sei, und erst gegen das Ende erfährt man, daß die historischen Wissenschaften ausgeschlossen sind, wobei man über die reine Mathematik, deren Materialien in jedem Menschen als solchem unstreitig gegeben sind, in Ungewißheit bleibt. Von dem Hauptgeschäfte der Philosophie hingegen, von der Prüfung der Tacturtheile, oder vielmehr von der Anweisung, wie jene Prüfung durch Hülfe unbezweifelbarer Principien anzustellen sei, ist ungeachtet der vielen Worte keine Spur wahrzunehmen.

Nach Andern ist die Philosophie: „Die Wissenschaft der letzten Gründe und aus den letzten Gründen." — Dagegen läßt sich jedoch einwenden, daß, so lange die Schwierigkeit, die letzten Gründe alles menschlichen Wissens aufzufinden, nicht glücklicher als bisher und mit allgemeiner Zustimmung gehoben ist, die ganze Philosophie in der Luft schwebt. Dazu kommt, daß die Wissenschaft aus den letzten Gründen die Anwendung der Philosophie auf alle Wissenschaften in sich schließt, oder vielmehr alle ins Gebiet der Philosophie zieht.

Sagt man ferner: „Die Philosophie sei das Ringen des menschlichen Geistes nach Erkenntniß der Wahrheit", — so ist die Definition zwar kurz, aber auch sehr mangelhaft. Dann ist nämlich die Philosophie von allen übrigen Wissenschaften nicht zu unterscheiden, denen jenes Streben nicht abgesprochen werden kann, da sie nur durch dasselbe zu dem Namen der Wissenschaften berechtigt werden.

Wenn dagegen Andere behaupten: „Die Philosophie sei das System der die Wahrheit wissenden Vernunft", — so scheint darin eine Anmaßung zu liegen, welche die beschränkte menschliche Vernunft sich nicht erlauben darf, und dem bescheidenen Namen

der Philosophie nicht angemessen ist. Und soll der Zusatz „die wissende" den Gegensatz gegen die bloßen Tacturtheile (den Glauben) bezeichnen, so thut man den übrigen Wissenschaften Unrecht, die schon durch ihren Namen auf ein Wissen Anspruch machen, obgleich sie nur durch die Vergleichung mit dem Unbezweifelten dahin zu gelangen suchen.

Von solcher Anmaßung dürfte auch die Bezeichnung der Philosophie als der Wissenschaftslehre nicht ganz frei zu sprechen sein, wiewohl sie auch als das Streben gefaßt werden kann, die allgemeine, unbezweifelbare Grundlage zur Prüfung aller übrigen Gegenstände des wissenschaftlichen Denkens aufzufinden. Auch ist sie zu leicht der Mißdeutung ausgesetzt, daß sie den Inbegriff aller Wissenschaften andeuten solle, obgleich dieses schwerlich die Meinung ihres scharfsinnigen Urhebers war.

Der Wahrheit näher scheint freilich folgende Definition zu kommen: „Die Philosophie sei nichts Anderes, als eine wissenschaftliche Bearbeitung und Berichtigung unserer allgemeinen Begriffe zum Behuf der Erkenntniß des Factischgegebenen." Denn das Factischgegebene soll wahrscheinlich das Nämliche andeuten, was aus den Tacturtheilen hervorgeht, und die Berichtigung derselben ist allerdings das Ziel der Philosophie. Wenn aber auch unter den allgemeinen Begriffen das Unbezweifelbare zum Behuf jener Berichtigung verstanden werden soll, so möchte doch dieser Ausdruck viel zu unbestimmt und undeutlich sein, weil das Wort „allgemein" die Bedeutung von „allgemein-anwendbar, allgemein-verbreitet, allgemein-geltend und allgemein-gültig" haben kann. Auch scheint durch den Zusatz „Bearbeitung" der Gesichtspunct völlig verschoben zu werden. Denn wenn auch das hinzugefügte Wort „wissenschaftliche" die Bearbeitung vermittelst des Tacts ausschließt: so werden doch die übrigen Wissenschaften nicht zugestehen, daß nicht auch bei ihnen eine wissenschaftliche Bearbeitung und Berichtigung der allgemeinen Begriffe zum Behuf des Factischgegebenen Statt finde. In der Mathematik z. B. ist die Figur des Dreiecks u. s. w. offenbar etwas Factischgegebenes, und sie berichtigt nicht bloß falsche Vorstellungen von den-

selben durch die allgemeinen Begriffe der geraden Linie und der Winkel, sondern sie bearbeitet dieselben auch zu neuen, dem Tacte unbekannten Vorstellungen von der Summe der Winkel u. s. w.

Beifallswürdiger möchte, wenn sie richtig aufgefaßt wird, folgende Erklärung sein: „Die Philosophie sei nichts Anderes, als die selbsterrungene Einsicht, wie man überhaupt etwas gewiß wissen kann, also die Wissenschaft vorzugsweise. Sie solle nämlich in allen Dingen, die man wissen kann, nicht das bloße Meinen und Glauben unterstützen, sondern sie soll es vielmehr als solches aufheben und in ein zuverlässiges Wissen verwandeln." Der letzte Zusatz scheint nämlich anzudeuten, daß ihre Aufgabe sei, zu lehren, wie die Tacturtheile zu prüfen sind; und durch den Zusatz „in allen Dingen, die man wissen kann", die ungebührliche Anmaßung zurückzuweisen. Auch soll der Ausdruck: „die selbsterrungene Einsicht" wahrscheinlich die eigene Geistesthätigkeit im Gegensatz gegen den bloßen Auctoritätsglauben, als Mittel, etwas gewiß zu wissen, bezeichnen. Zwar wird nun der Ausdruck „gewiß wissen" sehr häufig auch von der bloß subjectiven Ueberzeugung des Glaubens gebraucht, aber es läßt sich annehmen, daß die Zweideutigkeit, welche diesem Worte allerdings anklebt, doch am Schlusse theils durch den Gegensatz gegen das bloße Glauben und Meinen, theils durch das Wort „zuverlässig", welches die objective Richtigkeit deutlicher bezeichnet, aufgehoben werden soll. Dennoch bleibt der Einwurf übrig, daß das eigentlich Charakteristische der philosophischen Gewißheit, welche durch die Vergleichung mit dem Unbezweifelbaren (Allgemeingültigen) erlangt werden soll, vermißt wird, und schwerlich fehlen darf. Denn auch alle übrigen Wissenschaften streben dahin, das bloße Glauben und Meinen (die Tacturtheile) als solches aufzuheben und in ein zuverlässiges Wissen zu verwandeln; aber sie beschränken sich bei ihrer Prüfung vorläufig auf die Vergleichung mit dem Unbezweifelten, bis sie durch neue Schwierigkeiten zur Aufsuchung des Richtigeren durch Vergleichung mit einem einfacheren Unbezweifelten getrieben werden.

Daher möchte denn folgende Erklärung vorzuziehen sein: Die

Philosophie ist diejenige Wissenschaft, welche lehrt, wie die menschlichen Tacturtheile durch Vergleichung derselben mit **unbezweifelbaren** Thatsachen des menschlichen Bewußtseins geprüft werden können.

Bei dieser Erklärung macht die Philosophie sich zu keinem Inbegriff aller Wissenschaften, denn sie überläßt diesen die Ausübung der Prüfung für ihr Fach, nnd macht sich bloß anheischig, zu zeigen, wie der Freund der *σοφία* (des wahren richtigen Denkens) durch Hülfe jenes Unbezweifelbaren dahin gelangen könne, Wahrheit und Irrthum so weit, als es der Beschränkung des menschlichen Geistes möglich ist, zu unterscheiden, also ohne die Anmaßung einer absoluten Untrüglichkeit, welche dem unbeschränkt vollkommenen Geiste ausschließlich vorbehalten ist. Nicht die Wissenschaften selbst soll also die Philosophie lehren, sondern nur angeben, wie die Zuverlässigkeit der Grundlagen, auf welchen sie beruhen, durch die Vergleichung mit dem Unbezweifelbaren geprüft werden sollen. Man könnte sie also auch kurz die Lehre von der Prüfung durch das Unbezweifelbare nennen.

Die Möglichkeit der Philosophie hängt also nicht bloß davon ab, daß es eine solche unbezweifelbare (allgemeingültige) Thatsache des Bewußtseins gibt, sondern auch, daß diese zur Prüfung der Tacturtheile geeignet ist. Denn um dieses zu sein, muß sie die einfachsten Factoren der Tacturtheile enthalten, weil nur durch das Zurückgehen auf jene Factoren eine Prüfung von diesen möglich wird. Diese einfachsten Factoren müssen aber auch zugleich die mannigfaltigsten sein, weil sonst die Mannigfaltigkeit der Tacturtheile nicht aus ihnen gebildet sein könnte. Aber die Bildung der Tacturtheile setzt gewisse Vermögen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes voraus, ohne welche die einzelnen Factoren unfruchtbar für die Erkenntniß bleiben würden. Es müssen also in der unbezweifelbaren Thatsache des Bewußtseins nicht bloß jene einfachsten und zugleich mannigfaltigsten Factoren selbst, sondern auch die Vermögen und Thätigkeiten des die Factoren bearbeitenden menschlichen Geistes erkennbar sein, oder sich offenbaren.

Allen diesen Ansprüchen scheint aber der folgende Satz vollkommen Genüge zu leisten, welcher also lautet:

„Ich kenne verschiedene Empfindungen“;

d. h. ich finde in meinem Bewußtsein die Vorstellung von verschiedenen Zuständen und Veränderungen meines Ich, oder des Subjects dieses Bewußtseins, z. B. von Bewegung (nämlich im allgemeinsten Sinne, worin es die Wahrnehmung des Ueberganges aus einem Zustande in einen andern bezeichnet, und woraus erst durch die Verbindung mit dem durch die Tastempfindung eingeleiteten Begriff der körperlichen Ausdehnung und des Raums der Begriff der Ortsveränderung entsteht), ferner von Hunger, Durst, Wärme, Kälte, Helligkeit, Dunkelheit, Farben, Tönen, Gerüchen u. s. w.

Mit großem Vergnügen bemerke ich, daß ich bei diesem Ausgangspuncte der Philosophie ganz mit dem Herrn Professor Freiherrn von Reichlin-Meldegg übereinstimme, der in der Allg. K. Z. 1843 Nr. 122—124 sagt: „Warum fangen die Ideeisten mit den Erkenntnissen (Ideen und Begriffen), warum nicht mit den Empfindungen und Trieben an, da doch jedenfalls erwiesen ist, daß die Empfindungen und Triebe des Ichs in Beziehung auf seine Begriffe das prius sind? Es gibt keine apriorischen Erkenntnisse. — — Der Begriff entsteht durch Abstraction, und es ist die Aufgabe der Philosophie, die Begriffe auf den Anfang alles Empfindens und Denkens zurückzuführen.“

Auf ähnliche Weise erklärt sich Herr Professor Mich. Aschenbrenner in der Schrift: „Ueber die nothwendige Lösung des Widerstreits des particularistischen Kirchenglaubens mit der vom Staate zugesicherten Glaubensfreiheit, Darmstadt 1843“, indem er sagt: „Es ist eine verkehrte Methode des Philosophirens, von den allgemeinen Begriffen des Seins und der Einheit, und von der Idee des Absoluten auszugehen, und aus denselben das Werden der Weltwesen zu erklären. Der Entwickelungsgang des menschlichen Erkennens ist umgekehrt dieser, daß dasselbe mit der Erforschung der gegebenen Thatsachen der Welt beginnt, die Einzelwesen nach ihren Eigenschaften und nach ihrem Zusammenhange kennen lernt, dann aber aus der umfas-

senden Erkenntniß der Weltwesen und ihres zweckmäßigen Zusammenhangs vermöge der Auffassung der Vernunft sich zum Unendlichen und Absoluten erhebt."

Die Gründe aber, welche mich bestimmen, die Kenntniß der verschiedenen Empfindungen zur Grundlage und zum Ausgangspuncte der Philosophie zu wählen, sind hauptsächlich folgende:

Zuerst ist jener Satz ein ganz unbezweifelbarer, unleugbarer, und allgemein gültiger. Schon der Name der Empfindungsbegriffe in allen Sprachen beweist, daß alle Völker mannigfaltige Empfindungen kennen, und jeder Einzelne zeigt, theils durch den Gebrauch dieser Namen, theils durch sein ganzes Verhalten, daß die damit bezeichneten Empfindungen ihm nicht unbekannt sind. Denn unaufhörlich sucht Jeder sich Empfindungen zu verschaffen, die ihm als angenehme bekannt sind, und diejenigen zu vermeiden, die er als unangenehme kennt. Gesetzt aber, es wollte dennoch Jemand eine solche Kunde leugnen, so wird man, besonders durch die unangenehmen, ihn leicht zwingen können, sich selbst Lügen zu strafen.

Zweitens sind die Empfindungen die einfachsten, unmittelbarsten Gegenstände unsers Bewußtseins von dem Zustande und den Veränderungen des Ich, daher auch Niemand sie kennen kann, dessen Ich nicht in einem entsprechenden Zustande gewesen ist, und z. B. alle Bemühungen vergeblich sind, einen Blinden die Farben kennen zu lehren. Als solche sind die Vorstellungen der Empfindungen daher die ursprünglichen einfachsten Factoren aller übrigen Vorstellungen. Aber sie sind zugleich von der größten Mannigfaltigkeit, und eben dadurch geeignet, eine große Mannigfaltigkeit der Vorstellungen zu veranlassen.

Drittens aber würden sie allein unfruchtbar sein, und kein Denken und Vorstellen hervorbringen, wenn sie nicht von den Kräften und Thätigkeiten des menschlichen Geistes als Vorstellungen festgehalten, verglichen, combinirt und auf mancherlei Weise bearbeitet werden könnten. Daher offenbaren sich jene Kräfte und Thätigkeiten gleichfalls in der unbezweifelbaren Thatsache, daß die

Empfindungen als verschiedene gekannt werden, wie dieses aus dem folgenden Abschnitt erhellen wird.

Uebrigens wird hoffentlich schon aus dem bereits Gesagten erhellen, daß der oben dargestellte Ausgangspunct sich von dem bekannten und keineswegs unbezweifelbaren: nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, (daher schon Leibnitz hinzufügte: nisi ipse intellectus,) und von dem daraus abgeleiteten Sensualismus oder gar Materialismus wesentlich unterscheidet. Denn hier wird nicht behauptet, daß die Sinnesempfindungen unmittelbar die Vorstellung der Objecte darbieten, sondern nur, daß sie den Stoff liefern, aus welchem durch die Thätigkeit des Geistes die Vorstellung gebildet wird; und daß eben aus der Entstehung dieser Vorstellungen sich die Geisteskräfte entdecken lassen, ohne deren Wirksamkeit eine solche Entstehung nicht denkbar ist; wie denn überhaupt Kräfte nur aus ihren Wirkungen erkannt werden können. Eben so wenig wird behauptet, daß die Geisteskräfte auf die bloße Bearbeitung der sinnlichen Empfindungen beschränkt wären, sondern nur, daß diese ihnen den ersten Stoff zu ihrer Thätigkeit geben, daß sie aber aus den dadurch gebildeten Vorstellungen wiederum neue entwickeln können, deren objective Wirklichkeit eben so gewiß werden kann, als diejenigen, welche zunächst aus den sinnlichen Empfindungen hervorgegangen sind. So wird die Einseitigkeit des Sensualismus und des Spiritualismus vermieden, und beide zeigen sich in ihrer naturgemäßen Verbindung.

Zweiter Abschnitt.

Verhältniß des Princips zur Offenbarung der Geistes-Kräfte und Thätigkeiten.

Ein Kennen verschiedener Empfindungen, die zu gleicher Zeit nicht vorhanden sind, und nicht sein können, weil mehrere einander aufheben, ist nur dadurch möglich, daß eine Geisteskraft aus denselben eine Vorstellung bildet, und eine andere, das Gedächtniß, die gebildete festgehalten hat, so daß die Vorstellung noch nach dem Aufhören der Empfindung fortdauert. Weil aber (wie das Beispiel der Blinden rücksichtlich der Farben beweist) die Vorstellung der Empfindung nicht anders entsteht, als wenn die Empfindung selbst da gewesen ist, so bildet sich dadurch im Geiste unverzüglich der Begriff von Ursache und Wirkung, indem die Empfindung als das die Vorstellung bewirkende, das Wirkliche, die Vorstellung dagegen als das durch die Empfindung Bewirkte, nur im Geiste Festgehaltene, oder als das bloß Gedachte erscheint.

Zugleich entsteht der Begriff der Zeit, weil die Empfindung, die Ursache, als das Vorangegangene, die Vorstellung aber, die Wirkung, als das Nachfolgende gedacht werden muß. Zwar kann die Vorstellung einer Empfindung so lebhaft werden, daß sie wiederum in eine Empfindung mit allen ihren Folgen übergeht (z. B. beim Ekel und vielen andern); weil aber die Vorstellung der Empfindung ursprünglich von der Empfindung herrührte, so wird jene doch immer als bloß Gedachtes, von dieser, als dem Wirklichen, unterschieden Eben daher kann auch eine Menge von Empfindungen gekannt, d. h. als Vorstellungen im Gedächtniß aufbewahrt sein, ohne daß die Ursachen, die wirklichen Empfindungen, noch fortdauern.

In der unbezweifelbaren Thatsache des Selbstbewußtseins: „Ich kenne verschiedene Empfindungen" offenbaren sich also zunächst folgende Kräfte oder Vermögen des menschlichen Geistes:

1. von der Empfindung eine Vorstellung der Empfindung zu bilden;
2. diese Vorstellung im Gedächtniß festzuhalten;
3. die im Gedächtniß aufbewahrte Vorstellung als die bloß gedachte Empfindung von der wirklichen Empfindung zu unterscheiden;
4. eben dadurch aber die Vorstellung von Ursache und Wirkung zu bilden;
5. die wirkliche Empfindung als ein Vorangegangenes, die Vorstellung derselben hingegen als ein Nachfolgendes zu denken, also zu einer Vorstellung von der Zeit zu gelangen.

Ferner offenbart sich in jener Thatsache des Bewußtseins, daß ich verschiedene Empfindungen kenne, das Vermögen des menschlichen Geistes, die Vorstellungen und Empfindungen mit einander zu vergleichen; denn ohne Vergleichung ist keine Unterscheidung möglich, auf welcher eben die Wahrnehmung der Verschiedenheit beruht. Diese Vergleichung bezieht sich aber theils auf den Einfluß, den sie auf den Empfindenden haben, theils auf die eigenthümliche Beschaffenheit und Stärke der Empfindungen selbst.

Bei diesem Allen zeigt sich nun die Wirksamkeit des wunderbaren Geistesvermögens, welches im Sprachgebrauch längst mit dem Worte Tact bezeichnet, und im ersten Theile dieser Schrift genauer erörtert ist. Da nämlich seine Functionen wesentlich in der Vergleichung dunkler Vorstellungen, und in der blitzschnellen Erzeugung des Resultats dieser Vergleichung besteht, so bemerkt er augenblicklich, ob gewisse wirkliche Empfindungen mit dem dermaligen Gesammtzustande des Ich harmoniren oder nicht. Im ersten Falle nennt er sie angenehme (welche das Ich gern annimmt), im zweiten aber unangenehme. Dadurch eben werden die Empfindungen zu Gefühlen; und zwar ist diese Unterscheidung vom Gefühl und Empfindung im Sprachgebrauch aus leicht begreiflichen Gründen nicht sehr bemerklich, muß aber von der Wissenschaft, um nachtheilige Verwirrung zu verhüten, festgehalten werden. Die meisten Empfindungen nämlich verknüpfen sich mit

dem Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen, und wenige sind völlig indifferent. Aber einige sind es dennoch; und daß Empfindung und Gefühl wirklich verschieden sind, erhellet daraus, daß die nämliche Empfindung bald angenehm, bald unangenehm sein kann, je nachdem der Gesammtzustand des Empfindenden ein anderer geworden ist, wie auch, daß sie indifferent sein kann, wenn der Einfluß auf den Gesammtzustand unbeachtet bleibt. Je nachdem nun die Vergleichung des Tacts sich auf den körperlichen Zustand des Ich bezieht, sind die Empfindungen ihm körperliche oder sinnliche Gefühle; dagegen geistige, in so fern die Vergleichung mit der Gesammtheit der Vorstellungen die Ursache derselben ist.

Ob nun ein Gefühl als ein angenehmes oder unangenehmes sich ankündigt, darüber hat die Reflexion gar keine Entscheidung; diese gebührt vielmehr allein dem durch den Tact vermittelten Selbstbewußtsein. Ob es aber berechtigt sei, sich als ein angenehmes oder unangenehmes anzukündigen, darüber gilt ihre Stimme in Ansehung des körperlichen Zustandes nur sehr wenig, weil die Factoren desselben ihr fast immer verborgen bleiben, worauf sich das bekannte Sprüchwort gründet: De gustibus non est disputandum. In Ansehung des geistigen Zustandes hingegen kann es der Reflexion oft gelingen, die Vorstellungen, welche die Entscheidung des Tacts hervorgebracht haben, ans Licht zu ziehen und sie zu prüfen, ob sie berechtigt sind, ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl zu veranlassen. Ob z. B. Furcht oder Hoffnung da ist, entscheidet lediglich das durch den Tact bestimmte Selbstbewußtsein; ob aber beide berechtigt, d. h. den wirklichen Verhältnissen angemessen sind, kann die Reflexion prüfen, indem sie untersucht, ob die Vorstellung von dem künftigen angenehmen oder unangenehmen Zustande des vorstellenden Ich, aus welchem jene Gefühle hervorgegangen sind, richtig oder unrichtig ist.

Aber die Functionen des Tacts beschränken sich nicht darauf, die Empfindungen mit dem Gesammtzustande des Ich zu vergleichen, sondern die Vergleichung bezieht sich auch auf die Empfindungen untereinander, und auf die von demselben gebildeten und

im Gedächtniß aufbewahrten Vorstellungen von Empfindungen. Dadurch gelangt sie zu den ersten Begriffen, Urtheilen und Schlüssen; so daß sich schon hier die logischen Gesetze der menschlichen Geisteskräfte offenbaren.

Indem nämlich der Tact eine wirkliche Empfindung mit seiner im Gedächtniß aufbewahrten Vorstellung von frühern wirklichen Empfindungen vergleicht, findet er jene entweder mit einer von diesen Vorstellungen völlig gleich (identisch) oder völlig ungleich (verschieden), oder zum Theil gleich, zum Theil verschieden (ähnlich). Bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Empfindungen, an Beschaffenheit, Stärke und Dauer, finden sich aber so wenige identische, daß es dem Gedächtniß unmöglich wäre, alle übrigen als verschiedene einzelne festzuhalten. Daher kommt der Tact ihm dadurch zu Hülfe, daß er die ähnlichen unter Gesammtbegriffe zusammenfaßt, und diese wiederum nach gemeinschaftlichen Verschiedenheiten in Unterbegriffe zerlegt. So bilden sich aus den Aehnlichkeiten die Gattungsbegriffe (genera), aus den gemeinschaftlichen Verschiedenheiten aber (den differentiis specificis) die Arten (species) und aus beiden die Merkmale der Begriffe. Das Festhalten der Begriffe wird dadurch dem Gedächtniß erleichtert, und ihre Verwechslung verhütet, indem der Tact zugleich Namen derselben erfindet, welche durch den vielfältigen Gebrauch eine immer bestimmtere Prägung erhalten.

Auch diese Functionen verrichtet der Tact im Ganzen mit einer bewunderungswürdigen Consequenz und Umsicht. Doch kann es nicht fehlen, daß er nicht manche zufällige Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten für wesentliche ansehen sollte, wodurch Empfindungen zu einem Begriffe verbunden werden, welche nicht zusammen gehören, und andere, die einen gemeinschaftlichen Begriff ausmachen sollten, eine Trennung erleiden. Auch läßt der Tact die Begriffe oft so fließend und unbestimmt, daß ihre Uebergänge ins Gegentheil oft schwer zu bestimmen sind. So ist er z. B. außer Stande, anzugeben, wo die Empfindung der Wärme aufhört, und die Empfindung der Kälte eintritt. Nur der Reflexion kann es gelingen, durch Aufsuchung be-

stimmter Merkmale der Begriffe solchen Mängeln abzuhelfen, wie sie es z. B. hier durch Hülfe des Thermometers gethan hat.

Sind aber die Begriffe gebildet und benannt, so können sie vom Tact auf die einzelnen wirklichen Erscheinungen nicht angewendet werden, ohne diese unter jene zu subsumiren, d. h. Urtheile zu fällen, z. B. ich bin warm, kalt, hungrig u. s. w., d. h. ich habe eine Empfindung, welche ich unter den Begriff der Wärme, Kälte, des Hungers u. s. w. subsumire. Diese Subsumtion geschieht aber wiederum dadurch, daß der Tact die Aehnlichkeit zwischen der Empfindung und der Begriffsvorstellung wahrnimmt.

Ein solches Urtheil ist aber eigentlich schon als das Resultat eines Schlusses zu betrachten, denn vollständig würde die Genesis desselben folgendermaßen lauten:

1. Eine Vorstellung derjenigen Empfindung, welche ich früher gehabt habe, gehört zu dem Begriff der Wärme;
2. die wirkliche Empfindung, welche ich jetzt habe, stimmt oder stimmt nicht mit jener im Gedächtniß aufbewahrten Vorstellung überein,
3. folglich ist die gegenwärtige Empfindung, oder ist nicht Wärme.

Der Tact hat also bei dem Urtheil über seine Empfindung in der That einen Schluß gemacht, aber er weiß nichts von der Weitläufigkeit der vermittelnden Factoren. Nicht einmal einer Vergleichung der Empfindung mit seiner Vorstellung von dem Begriff Wärme ist er sich bewußt, sondern sein Urtheil erscheint ihm als etwas unmittelbar mit der Empfindung Gegebenes, wie mit den Worten einer Rede der Sinn derselben ebenfalls für etwas Gegebenes gehalten wird. Der Unterschied besteht nur darin, daß in dem Urtheil über Empfindungen die Factoren so einfach sind, daß an einen Irrthum des Tacts nicht leicht zu denken ist, während der Sinn einer Rede aus einer Menge sehr verwickelter Factoren hervorgeht, unter denen leicht falsche sich einschleichen, wichtige übersehen, und sogar richtige falsch combinirt werden können.

So lange nun die Vorstellung einer wirklichen frühern Empfin-

dung im Gedächtnisse haftet, kann sie theils unwillkührlich durch ähnliche Empfindungen hervorgerufen, theils durch den bloßen Willen wieder zum Bewußtsein gebracht werden, ungeachtet sie in demselben durch andere Vorstellungen so verdunkelt und gleichsam in den Hintergrund geschoben war, daß sie ganz aus dem Bewußtsein verdrängt und verschwunden schien; wirkliche Empfindungen aber lassen sich nicht unmittelbar durch den bloßen Willen hervorbringen. Dadurch unterscheidet sich das Empfindungsvermögen wesentlich vom Vorstellungsvermögen, ungeachtet beide im Selbstbewußtsein vereinigt sind, und in der engsten Wechselwirkung stehen. Denn ohne Selbstbewußtsein können keine wirklichen Empfindungen gedacht werden, und noch weniger in Vorstellungen derselben übergehen, welche durch das Tactvermögen in Begriffe, Urtheile und Schlüsse umgewandelt werden. Aber das bloße Wollen reicht nicht hin, eine wirkliche Empfindung hervorzubringen. Ich kann nicht durch bloßes Wollen wirklich hungrig oder satt, kalt oder warm sein. Aber ich kann beliebig durch die Hervorrufung der Vorstellung von der Empfindung eine schwache verstärken, ja sogar einige wirklich hervorbringen, z. B. Ekel und viele andere; ich kann ferner das Bewußtsein einer Empfindung durch lebhafte Hervorrufung anderer schwächen, wie z. B. müssige Kinder immer hungrig sind, und über dem Spiele den Hunger vergessen, d. h. die Empfindung desselben nicht zum Bewußtsein kommen lassen. Auch kann der Wille durch Anwendung physischer Mittel, z. B. durch Aufnahme von Nahrungsmitteln die Empfindung der Sättigung, durch Bewegung, Heizung u. s. w. die Empfindung der Wärme, und durch Anwendung psychischer Mittel, d. h. durch lebhafte Hervorrufung angemessener Vorstellungen nicht bloß die geistigen Empfindungen, z. B. Furcht, Hoffnung u. dgl., sondern sogar auch körperliche hervorbringen, umwandeln und beseitigen.

So wahr es also ist, daß der bloße Wille, Empfindungen zu haben, dieselben nicht hervorbringen kann: so ist es doch ein eben so großer als höchst schädlicher Irrthum, wenn man nach der nur gar zu sehr verbreiteten Ansicht wähnt, daß man Empfindungen und Ge-

fühle sich weder geben noch nehmen könne, daß sie also dem Einflusse des Willens ganz entzogen wären. Der bloße Wille bewirkt hier eben so wenig, als er mich an einen andern Ort versetzt, aber er kann sehr wirksam werden, wenn er die rechten (d. h. dem Zwecke angemessenen) Mittel anwendet. So sehr dieses verkannt zu werden pflegt, so wichtig ist es, durch Erziehung und Unterricht mehr, als geschieht, diesen Gegenstand zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, um den Lüsten und Leidenschaften die Entschuldigung zu entziehen, welche sie von der Ohnmacht des Willens in Beziehung auf die Empfindungen und Gefühle hernehmen, um sich wegen Pflichtverletzungen scheinbar zu rechtfertigen.

Auch wäre keine ächte Sittlichkeit möglich, wenn der Wille ohne allen Einfluß auf die Empfindungen und Gefühle wäre. Jene fordert nämlich nicht sowohl äußerliche Handlungen, welche gewissen Gesinnungen angemessen sind, als vielmehr diese Gesinnungen selbst, aus denen, wenn sie wirklich vorhanden sind, jene Handlungen, so weit sie möglich sind, nothwendig hervorgehen. Die Gesinnungen aber beruhen auf Empfindungen und Gefühlen. Hätte also der Wille keine Macht über dieselben, so wäre jene Forderung ungerecht, ja ungereimt, denn ultra posse nemo obligatur. Aber dem Willen fehlt auch nicht jener Einfluß, wenn nur die rechten Mittel angewendet werden; so können z. B. Achtung, Liebe und Vertrauen freilich nicht unmittelbar aus dem bloßen Willen hervorgehen, aber wohl aus denjenigen Vorstellungen, welche solche Gesinnungen hervorbringen; und diese Vorstellungen zu wecken und zu beleben, dieß steht allerdings in der Macht des Willens.

Dritter Abschnitt.

Verhältniß des Grundprincips zur Offenbarung der realen Objecte.

Obgleich indeß die Empfindungen und ihr nächstes Object vermittelst des Tacts, die Gefühle, nicht so unabhängig von der Selbstthätigkeit der Geistesthätigkeit, nämlich dem Vorstellungs- und Willensvermögen sind, als man gewöhnlich wähnt, so zeigt sich doch in ihrem ersten Erscheinen meistens eine völlige Unabhängigkeit von denselben, indem sie nicht bloß ohne dieselben, sondern sogar ihnen zum Trotz zum Bewußtsein kommen, und wider unsere entgegengesetzte Vorstellung und wider unsern entschiedenen Willen sich uns aufdringen. Sie müssen folglich von etwas außer jenen Geistesvermögen Liegendem abhängen, oder als Wirkungen von *Ursachen* betrachtet werden, welche eine außerhalb der eigenen Geistesthätigkeit befindliche Existenz haben. Dieses sind die realen Objecte, oder die Dinge an sich, von denen wir zunächst nichts weiter wissen, als daß wir sie als die Ursache derjenigen wirklichen Empfindungen zu betrachten genöthigt sind, welche nicht durch unser Vorstellungs- und Willensvermögen, sondern ohne und sogar gegen dieselben zu unserm Bewußtsein kommen.

Aber unter diesen realen (d. h. wirkliche Empfindungen verursachenden) Objecten erkennt der Tact sogleich eine wesentliche Verschiedenheit. Bei einem dieser Objecte bemerkt er nämlich, daß durch die bloße Geistesthätigkeit wenigstens einige wirkliche Empfindungen hervorgebracht werden können, bei den übrigen aber nicht. Daher betrachtet er das erstere als mit seinem eigenen Geistesvermögen verbunden, zu seinem denkenden Ich (seinem Geiste) gehörig. Doch kann er es mit diesem nicht verwechseln, weil bei demselben immer eine Menge von Empfindungen übrig bleiben, die nicht bloß ohne, sondern sogar wider seinen Willen sich aufdrängen.

Dieses reale Object ist ihm daher zugleich Ich und Nicht-Ich (Subject und Object), von welchen beiden er das letzte seinen Leib oder Körper nennt, und die Verbindung beider seinen lebendigen Leib, während er das Bewußtsein, Vorstellen und Denken seinem Geiste zuschreibt.

Sobald nun der Tact zu dieser Unterscheidung gelangt ist, bietet sich ihm bei den wirklichen Empfindungen noch eine zweite Verschiedenheit dar; er findet nämlich, daß einige derselben nur den Zustand seines eigenen lebendigen Leibes überhaupt zu seinem Bewußtsein bringen, z. B. Hunger, Durst, Wärme, Kälte, Schmerz u. dgl., welche er deßwegen vitale Empfindungen nennt; daß dagegen andere ihn zur Annahme von Objecten außerhalb seines Leibes drängen, denen er den Namen der Sinnesempfindungen gibt, weil nicht sein ganzer Körper, sondern nur einzelne Theile desselben, und auch diese nur in einer gewissen Richtung und Entfernung eine bestimmte Art ihnen eigenthümlicher wirklicher Empfindungen zum Bewußtsein bringen. Die Veränderung dieser Richtung und Entfernung gewährt dem Tact die erste nnbestimmte Vorstellung des Auseinander- und Nebeneinanderseins, und dadurch der Ausdehnung und des Raums, so wie der Bewegung als Ortsveränderung; wird aber erst durch die Tast- und Gesichtsempfindungen vervollständigt.

Damit stimmt auch Prince-Smith Esq. in seinem Sendschreiben an Professor Dr. Hermann Lotz (in Fichtes Zeitschr. für Philos. und specul. Theol. X, 1) überein, indem er S. 99 sagt: „Den Begriff Raum bilden wir aus dem Wahrnehmen einer Begrenzung für Gesicht und Getast durch Abstraction der Umgrenzung. Es bleibt also das Wahrnehmen für Gesicht und Getast. Dieses kann aber nicht allein bestehen, denn seine Grundbedingung ist aufgehoben. Der Begriff wird also zu einer völligen Negation ohne positiven Inhalt, und wird nur durch eine negative Beziehung erhalten. Unser Begriff Raum ist also derjenige vom Begrenztgewesenen, mithin ist er das leere Schema der Begrenzbarkeit; und räumlich heißt: für Gesicht und Getast als Umgrenztes wahrnehmbar. Also ist jeder Körper räumlich, weil das Umgrenzterscheinen für Gesicht und

Getast in der Vorstellung des Körpers enthalten ist. Aber ein Gedanke, eine Seele sind nicht räumlich, weil sie nicht umgrenzt erscheinen können."

Zu jenen Sinnesempfindungen nun rechnet der Tact fünf Arten derselben, nämlich:

1. die Druck-, Widerstands- oder Berührungsempfindung, gewöhnlich Tastempfindung genannt;
2. die Geschmacksempfindung, welche ebenfalls nur bei unmittelbarer Berührung (ohne Zwischenraum) Statt findet;
3. die Lichtempfindung oder Gesichtsempfindung;
4. die Schallempfindung oder Gehörempfindung;
5. die Geruchsempfindung;

welche letztere drei Arten mit keiner Tastempfindung verbunden und von derselben ganz unabhängig sind, also aus der Ferne bewirkt werden.

1. Die Tastempfindung.

Von den fünf Arten der Sinnesempfindungen ist *freilich* die Tastempfindung, wenn sie in ihrer wesentlichen Gestalt, als Druck-, Widerstands- oder Berührungsempfindung gefaßt wird, mit den vitalen Empfindungen nahe verwandt, weil sie nicht an bestimmte Theile des Leibes (die durch ihre besondere Einrichtung ausschließlich derselben fähig sind, und deßwegen Sinnesorgane heißen) gebunden ist, sondern vom ganzen Leibe hervorgebracht werden kann, obgleich einige Theile, namentlich die Tastkörperchen der Fingerspitzen, mehr dazu geeignet sind, als andere. Doch unterscheidet jene Empfindung sich von den vitalen dadurch, daß sie nicht bloß ein Bewußtsein des eigenen Zustandes, sondern zugleich die Vorstellung von realen Objecten außerhalb des eigenen Leibes veranlaßt; und dieses hat von jeher den Tact bewogen, sie zu den Sinnesempfindungen zu rechnen.

Die allgemeinste Form der verschiedenen Empfindungen, welche unter dem allgemeinen Begriff der Tastempfindungen zusammengefaßt werden, ist nun die Empfindung des Widerstandes gegen

die Bewegung des eigenen Leibes, und die Druckempfindung, welche dadurch veranlaßt wird. Sie äußert sich zunächst bei der Bewegung der Theile des eigenen Leibes gegen einander, als eine doppelte, in diesen Theilen zugleich wahrnehmbare, daher die Ursache in diesem, nämlich im Leibe selbst, oder in der Berührung seiner verschiedenen Theile gefunden wird. Zeigt sie sich aber als eine einfache, nur in Einem Theile des Leibes wahrgenommene Empfindung, so muß sie, weil sie nicht vom denkenden Ich und eben so wenig von dem Leibe desselben hervorgebracht ist, von dem Tact als die Wirkung eines äußern, von dem Leibe verschiedenen Gegenstandes betrachtet werden. Doch kann dieses Tacturtheil, wie alle, welche von einzelnen Sinnesempfindungen ausgehen, leicht irrthümlich sein, wie z. B. das bekannte Taschenspielerstück beweist, daß man ein Geldstück lange, nachdem es schon verschwunden ist, noch in der Hand zu haben meint, weil die Druckempfindung fortdauert. Hier ist nämlich die Druckempfindung eine wahre und wirkliche, aber das daraus abgeleitete Tacturtheil irrig, wie dieses bei allen sogenannten Sinnestäuschungen der Fall ist.

Aus dieser Empfindung entstehen nun nach dem Grade und der Art des Widerstandes, besonders bei der Bewegung des eigenen Leibes, eine Menge anderer, z. B. die Empfindung der Härte und Weichheit, der Rauhheit und Glätte, der Reibung, der geraden und gebogenen Fläche, und viele andere. Aus denselben aber werden eben so viele verschiedene Tacturtheile über die verschiedene Beschaffenheit der Objecte abgeleitet, welche als die Ursache der verschiedenen Art der Empfindung betrachtet wird. Dadurch können die Tastempfindungen eine so reiche Quelle der Erkenntniß realer Objecte für den Tact werden, daß sie ihm beim Mangel anderer Sinnesempfindungen die Stelle derselben in einem weit höhern Grade zu ersetzen vermögen, als man für wahrscheinlich halten möchte.

Vorzüglich aber ist es der Begriff des Körpers, den der Tact aus den Tastempfindungen ableitet. Ein Körper ist ihm zunächst jedes reale Object, welches ihm für die Tastempfindung als widerstandsfähig erscheint, weil er ihm die Ursache der Empfindung

des Drucks und Widerstands zuschreibt. Auch muß diese Empfindung die erste sein, welche durch den eigenen Körper zum Bewußtsein gebracht wird. Denn da dieser, wie jeder Körper, gegen den Mittelpunct der Erde gezogen wird, so kann er nur durch den Widerstand ihrer Oberfläche von demselben abgehalten werden; und dieser Widerstand muß sich von der Geburt an durch eine unaufhörliche Druckempfindung in irgend einem Theile unsers Körpers ankündigen, der wir freilich eben deßwegen so sehr gewohnt sind, daß wir sie nicht beachten, bis sie unter gewissen Umständen schmerzhaft wird; daher aber auch das plötzliche und unerwartete Verschwinden derselben uns Schrecken verursacht. Dieses könnte nun freilich bei einer gewissen Ausbildung des Tacts von der Vorstellung des Fallens und seiner Folgen abgeleitet werden; aber die Erfahrung beweist, daß auch die kleinsten Kinder, wenn sie eine Treppe herabgetragen werden, Zeichen des Schreckens wahrnehmen lassen, welches zu beweisen scheint, daß die bei jeder Stufe plötzlich erfolgende Aufhebung der sonst gewohnten unablässigen Druckempfindung die Ursache sei. Daher wird der Begriff des Widerstandsfähigen, Druckempfindung Verursachenden, also *Körperlichen*, der erste sein, den der Tact mit den realen Objecten verbindet.

Erst spät aber, und nur als Folge einer weit fortgeschrittenen Naturforschung wird der Begriff der Körper und der Materie richtiger dahin verändert, daß sie nichts Anderes sind, als *die sinnlich wahrnehmbare Wirkung übersinnlicher Kräfte* (d. h. der nur aus den Wirkungen erkennbaren Ursachen, z. B. der Cohäsions-, Attractions-, Repulsionskraft und zahlreicher anderer mechanischer und chemischer Kräfte); oder, wie *Oerstedt* in seinem Geist der Natur 1850 es ausdrückt: „*Räume, die mit Vermögen erfüllt sind, Wirkungen hervorzubringen.*" Sehr richtig sagte daher auch schon vor mehr als 12 Jahren Dr. *Paulus* in seiner Recension von Dr. Jul. Müller, De miraculorum J. C. natura etc.: „Man spricht, wie wenn den Naturdingen Kräfte, Eigenschaften, Regeln und Gesetze gleichsam *accessorisch* beigelegt, und daher auch, *wie Zuthaten*, gemehrt, gemindert, oder gar entzogen werden könnten. Daher die allzu sinnliche Vorstellung über Kräfte

Gesetze und Existentien. Aber in Wirklichkeit sind nur die Kräfte das Ding selbst. Man kann dem Dinge seine Kraft nicht nehmen. Es ist selbst nur dieses Quantum und Quale von Kräftigkeit. Anders wäre es ein Anderes."

Dieses scheint auch der berühmte Chemiker, Herr Prof. Liebig, in seinen „Chemischen Briefen 1851 S. 103" zu bestätigen, indem er sagt: „Im 16. und 17. Jahrhundert bewegten sich immer noch die Erklärungen um das Vorhandensein verborgener Qualitäten, bis erweiterte Erfahrungen zu der wichtigen Wahrheit führten, daß Eigenschaften und Materie thatsächlich nicht trennbar seien; für uns sind sie getrennt nicht mehr denkbar." — Ausdrücklich erklärt ferner der ungenannte, aber als einen hochbejahrten Arzt sich charakterisirende Verfasser des Aufsatzes in der „Deutschen Quartalschrift 1855, IV. S. 188": „Ich nehme die Materie als Resultat einer Kraft, nicht aber die Kraft als Product der Materie an"; und Herr M. Droßbach vertheidigt in seiner Schrift: „Das Wesen der Naturdinge und Naturgesetze", den Satz: „Es gibt keinen Stoff ohne Kraft. Die materiellen Dinge sind selbstthätige Kraftwesen. Die Dinge als Stoff zu betrachten, die mit Kräften verbunden sind, als ob die Kraft nur an einem Stoff in die Erscheinung treten könnte, ist ein nicht geringerer Wahn, als daß die Erde unbeweglich feststehe."

Und in der That, nimmt man dem Stoff alle die unsichtbaren Kräfte, welche denselben constituiren, z. B. Attraction, Cohäsion, die chemischen Kräfte u. s. w., was bleibt dann von demselben übrig? Der Stoff ist also nicht ein unbekanntes Etwas, an welchem die Kräfte haften, sondern nichts Anderes, als die Wirkung dieser unsichtbaren Kräfte, durch welche sie uns wahrnehmbar wird, indem sie eben durch diese Kräfte unsere Sinne afficirt. So wie nun die verschiedenen unorganischen Stoffe durch die Verbindung von theils gleichen, theils verschiedenen Kräften (d. h. unsichtbare Ursachen des Zustandes und der Veränderungen wahrnehmbarer Objecte) constituirt werden, und verschiedene Wirkungen hervorbringen, die unsern Sinnen

wahrnehmbar sind: so treten bei den organischen andere Kräfte hinzu, welche die Organisation, die Empfindung, die willkührliche Bewegung, und zuletzt das Denkvermögen verursachen.

Möchte doch dieses allgemeiner anerkannt werden, als es bisher geschehen ist! Denn schwerlich gibt es ein anderes Mittel, den unaufhörlichen Kampf zwischen Materialismus und Spiritualismus und die trostlosen Schlußfolgerungen zu beseitigen, mit denen der rohe Materialismus einiger Naturforscher alle Religion und Sittlichkeit zu zerstören droht.

Indem nun bei der Empfindung der Fortbewegung des empfindenden Körpertheils die Druckempfindung eine gewisse Zeit in verschiedenen Richtungen fortdauert, entwickelt sich schon dadurch im Tact der Begriff der Ausdehnung des Körpers nach Länge, Breite und Dicke, und aus dem Aufhören der Empfindung der Begriff seiner Grenzen und Oberflächen, so wie der Grenzen der Flächen als Kanten oder Linien, und der Grenzen der Linien als Endpuncte oder Puncte. Wird aber bei der Fortbewegung die Druckempfindung einen Zeitmoment hindurch aufgehoben, und dann wieder erneuert, so entsteht der Begriff der Mehrheit oder Unstätigkeit der Körper, im Gegensatz gegen die Einheit oder Stätigkeit; und bei der Mehrheit nach der Zeit, welche die gleichförmige Bewegung von einem Körper zum andern erfordert, der Begriff des Abstands oder der Entfernung. Alle diese Begriffe sind daher auch dem Blinden vollkommen faßlich, obgleich sie durch den Zutritt der Lichtempfindungen allerdings ungemein erleichtert werden und an Deutlichkeit gewinnen.

Zu welchem unglaublichen Grade der Geistesentwickelung aber der Tastsinn allein den Menschen unter passender Leitung führen kann, beweist der höchst interessante Bericht, den Dickens (Boz) in seinen American notes Chapt. III, Boston, von der Laura Bridgman mittheilt. Geboren 1829 December 21., war sie in den ersten $1^1/_2$ Jahren so schwach, daß ihre Eltern kaum hofften, sie zu behalten. Dann befand sie sich 4 Monate vollkommen wohl, und ihre bis dahin zurückgehaltenen Geisteskräfte entwickelten sich schnell. Darauf

aber, kaum 2 Jahre alt, erkrankte sie plötzlich wieder, ihre Augen und Ohren entzündeten sich und eiterten aus; und als sie 2 Jahre nachher so weit war, den ganzen Tag aufsitzen zu können, zeigte es sich, daß auch ihr Geruchsvermögen fast ganz zerstört, folglich auch der Geschmack sehr geschwächt war. Dennoch lernte sie später in der Blindenanstalt Lesen und Schreiben, sammelte mit unglaublichem Erfolg eine Menge von Kenntnissen sinnlicher und übersinnlicher Gegenstände, und entwickelte überdieß den liebenswürdigsten Charakter. — Aehnliche Erfolge zeigten sich auch bei einem Knaben Oliver Caswell, der jedoch erst im vierten Jahre die übrigen Sinnesempfindungen verloren hatte. Ob jedoch die merkwürdigen Erfahrungen, welche an diesen beiden, so wie überhaupt an den Blinden gemacht sind, zur Annahme einer Nervenatmosphäre berechtigen, überlasse ich den Physiologen.

2. Die Geschmacksempfindung.

Die Geschmacksempfindung hat deßwegen hier den nächsten Platz hinter der Tastempfindung erhalten, weil sie mit dieser das Gemeinschaftliche hat, ebenfalls nur bei unmittelbarer Berührung Statt zu finden, daher sie auch meistens mit dieser zugleich erscheint. Doch unterscheidet sie sich von der letztern dadurch, daß sie ausschließlich an einen gewissen Theil des lebendigen Leibes gebunden ist, alle übrigen Theile aber zu dieser Art der Empfindung unfähig sind, daher sie mit größerem Rechte als die Tastempfindung eine Sinnesempfindung zu heißen verdient. Dennoch ist sie für die Erkenntniß der realen Objecte weit weniger fruchtbar, als die Tastempfindung, weil sie die äußere Beschaffenheit derselben gar nicht kennen lehrt, sondern sich bloß auf einen Theil ihrer chemischen Bestandtheile, nämlich auf die sogenannten Salze bezieht. Auch in dieser Rücksicht hat sie eine geringe Zuverlässigkeit, weil sie theils von dem Grade der Auflösbarkeit der Salze durch den Speichel, theils von der Beschaffenheit des Organs, theils von vielen Umständen, welche dieses leicht und schnell verändern können, abhängt.

Indem nun der Tact auch aus diesen Empfindungen Begriffe bildet, z. B. süß, sauer, salzig, bitter u. s. w., mit einer Menge

anderer von Gradbestimmungen und Zusammensetzungen hergenommenen, überträgt er dieselben auf die Beschaffenheit der Objecte, und fället unbedenklich die Tacturtheile: „Der Gegenstand ist süß, sauer" u. s. w. Dabei vergißt er aber gänzlich, daß sein Urtheil nichts weiter besagt, als: „Bei der Berührung des Gegenstandes mit meinem Geschmacksorgan habe ich die Empfindung, welche ich mit dem Begriffe süß, sauer u. s. w. bezeichne. Daß nun die Empfindung selbst wahr und richtig, jenes Tacturtheil aber wegen der oben erwähnten Unzuverlässigkeit des Organs problematisch oder gar falsch sein kann, liegt am Tage. Hier kann es folglich an einer Menge sogenannter Sinnestäuschungen nicht fehlen, die der Prüfung bedürfen.

Jetzt folgen diejenigen Sinnesempfindungen, welche der Tact, weil er bei denselben keine Tastempfindung wahrnimmt, sämmtlich von Wirkungen aus der Ferne ableitet, und ausschließlich an gewisse Organe gebunden hält, obgleich neuere Erfahrungen wahrscheinlich machen, daß einige derselben, wenigstens in gewissen abnormen Zuständen, auch durch andere Theile des Leibes, namentlich durch das Sonnengeflecht (plexus solaris) wahrnehmbar werden können. Allgemein bekannt sind nämlich die Gesichtswahrnehmungen der Nachtwandler bei völlig geschlossenen Augen, und das Lesen von Briefen seitens mesmerirter Personen, denen sie in die Nähe des Sonnengeflechts gebracht werden. Weniger bekannt aber dürfte die Erfahrung der glaubwürdigsten Aerzte sein, daß ungeachtet der völligen Unempfindlichkeit des Ohrs in der Katalepsis oder Starrsucht, die Kranken augenblicklich antworten, wenn in der Nähe des Sonnengeflechts zu ihnen gesprochen wird. So viel Räthselhaftes und Prüfungsbedürftiges auch in den zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen dieser Art sich finden mag, die noch neulich wieder durch die von Dr. Jos. W. Haddock in Bolton angestellten vermehrt sind: so dürfen sie doch nicht unbeachtet und ungeprüft bleiben, weil in ihnen sich merkwürdige und wichtige Naturkräfte zu offenbaren scheinen. Denn daß sie nicht aus dem Gebiete der Naturkräfte hinausführen, dürften die Wirkungen beweisen, welche der *Comte de Robiano* von rein physischen Mitteln behauptet, z. B. daß Kohle an die Wur-

zel oder Basis der Nase gehalten, die Ekstatischen unmittelbar in den einfachen Magnetismus versetzt und die heftigsten Convulsionen derselben beruhigt, auch die im höchsten Grade gelähmten und erstarrten kataleptischen Glieder im Augenblicke schlaff und weich werden läßt, indem sie der Bewegung der neutralisirenden Kohle folgen.

3. Die Licht- oder Gesichtsempfindung.

Unter den von Wirkungen aus der Ferne abgeleiteten Empfindungen sind unstreitig für die Erkenntniß der Objecte die Licht- oder Gesichtsempfindungen die fruchtbarsten. Diese unterscheiden sich von den übrigen schon dadurch, daß sie nur bei einer gewissen Richtung der Organe gegen den die Empfindung verursachenden Gegenstand, welche die gerade Linie bestimmt, Statt finden können. Unter sich aber werden sie theils nach dem Grade der Stärke, theils nach ihrer Zeitdauer, theils nach ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit unterschieden, und die Vorstellung derselben gibt dem Tact Veranlassung, eine große Menge von Begriffen zu bilden.

Aus dem Grade der Stärke entstehen nämlich die Begriffe von Helligkeit und Dunkelheit mit den zahlreichen Abstufungen von Glanzlicht, hellem Licht, gedämpftem Licht, Dämmerung, Reflex, Halbschatten, Vollschatten, Schlagschatten u. s. w. bis zur absoluten Finsterniß, d. h. bis zum Mangel aller Lichtempfindung.

Aus der Zeitdauer der Lichtempfindung ergeben sich die Begriffe des stetigen und veränderlichen Lichts, nämlich des Schimmers, Strahles, Blitzes u. s. w.; und aus dem Begriffe der Bewegung im Raume die Begriffe des flackernden, hüpfenden, rotirenden Lichts, und ähnliche.

Besonders zahlreich aber sind diejenigen Begriffe, welche der Tact aus der eigenthümlichen Beschaffenheit ableitet, welche er in der Vorstellung ihrer Verschiedenheit durch den Namen der Farben bezeichnet, und welche durch ihre Uebergänge in einander sich in eine fast zahllose Menge von Begriffen verwandeln.

Da nun alle diese Empfindungen keine Wirkungen des selbst-

thätigen Denkens sind, weil sie ohne und wider seinen Willen zum Bewußtsein kommen, sobald das Auge in die gerade Linie gegen dasjenige geräth, welches für die Tastempfindung sich als reales Object ankündigt: so betrachtet der Tact dieselben als Wirkungen dieser Objecte, deren Beschaffenheit die Ursache der Wirkungen und der Verschiedenheit derselben sein müsse, und fället daher wiederum nach seiner Weise das Tacturtheil: „Der Gegenstand ist hell oder dunkel, roth oder grün" u. s. w. Dabei denkt er denn eben so wenig daran, daß dieses Urtheil keine unmittelbare Wahrnehmung, sondern ein Schluß aus dem Bewußtsein seiner Licht- oder Gesichtsempfindungen auf die Beschaffenheit des Objects ist, welches er für die Ursache derselben hält, als daß dieses Urtheil sehr leicht durch die Beschaffenheit des Sehorgans und durch manche andere Umstände verfälscht werden kann. Wer Funken zu sehen glaubt, hat die nämliche Empfindung, als wenn sie die Wirkung wirklicher Funken wäre, und doch kann die Ursache bloß in einer krankhaften Beschaffenheit des Sehorgans oder anderer äußerer Einwirkungen liegen, das Tacturtheil *also*, daß die Empfindung von funkelnden Objecten herrühre, völlig falsch sein. Mithin wird es auch hier an sogenannten Sinnestäuschungen nicht fehlen.

Weil aber die Gesichtsempfindungen an sich Nichts weiter enthalten, als die oben erwähnten Verschiedenheiten, so würden sie auch an sich nichts Anderes bewirken, als ein buntes und unbestimmtes Bild, welches wohl angenehme oder unangenehme Gefühle, aber keine Erkenntniß der Objecte hervorbringen könnte. Sobald jedoch der Tact durch seine blitzschnelle Thätigkeit sie mit den Ergebnissen der Tastempfindungen vergleicht und combinirt, verwandeln sie sich in die reichste Erkenntnißquelle. Dann geben nämlich die wahrgenommenen Gesichtsempfindungen von Hell und Dunkel, nebst den Abstufungen derselben bei den verschiedenen, schon durch die Tastempfindungen erkannten Formen der körperlichen Objecte, ferner die Empfindungen von der Stetigkeit, Unstetigkeit und Bewegung, so wie von den verschiedenen Farben des Lichts, dem Tact die mannigfaltigsten Handhaben, um scheinbar aus den bloßen Lichtempfindungen, in der That

aber aus deren Combination mit den durch die Tastempfindung erlangten Vorstellungen eine Menge von Schlüssen zu bilden, welche die Form und Beschaffenheit der Körper betreffen, in denen die Ursachen jener Empfindungen gefunden werden. Daraus entstehen dann eben so viele Tacturtheile, welche in der dunklen Vorrathskammer des Gedächtnisses aufbewahrt werden, und aus derselben auf jede neue Vorstellung verwandter Art einwirken, ohne deßwegen selbst ans Licht zu treten.

So gesellen sich z. B. die im Gedächtniß festgehaltenen Urtheile über das verschiedene Verhalten der Grenzlinien von den verschiedenen Flächen der Körper bei verschiedenen Entfernungen und bei Standpuncten von verschiedener Höhe zu jeder neuen Gesichtsempfindung, und entwickeln allmälig den Tact für die Linienperspective; so wie die Erfahrungen von der Schwächung des Lichts und von den Farbenveränderungen der Objecte nach dem Verhältniß ihrer Entfernungen den Tact für die Luftperspective empfänglich machen. Aus beiden bildet sich dann in Verbindung mit den durch Tast- und Gesichtsempfindungen gemessenen Entfernungen das Tacturtheil über die durch bloße Gesichtsempfindungen wahrgenommene wirkliche Entfernung, und durch Vergleichung mit bekannten Größen in gleicher Entfernung das Urtheil über das Maaß oder die Größe der entfernten Gegenstände. Alle diese Functionen des Tacts sind unter dem Namen des Augenmaaßes bekannt und können durch Uebung eine bewundernswürdige Vollkommenheit erlangen, obgleich sie ohne diese Uebung den größten Irrthümern ausgesetzt sind. Jene Functionen finden sich aber nicht bloß bei den Menschen, sondern auch bei den Thieren, und man sieht auch bei diesen, daß sie nicht die Folge eines angebornen, bei jeder Art in gleicher Vollkommenheit existirenden Instincts, sondern der ihren natürlichen Anlagen angemessenen Uebungen des Tacts sind. Denn ein ungeübtes Pferd wird aus Mangel des Augenmaaßes beim Ueberspringen oft sein Ziel verfehlen, bis sein Tact durch Uebung eine richtige Combination der dahin gehörigen Factoren zu machen, dadurch Höhe und Entfernung mit bewundernswürdiger Präcision abzumessen, und dem gemäß seine Muskelkraft zu verwenden lernt.

Uebrigens ist es nicht das Augenmaaß allein, worin sich auch bei den Thieren ein ähnliches Tactvermögen wie bei den Menschen offenbart. Alle ihre Kenntniß realer Objecte erlangen sie wahrscheinlich durch ihre Arten des Empfindungsvermögens vermittelst des Tacts auf eine ähnliche Weise, wie der Mensch; und daß dieser Tact wenigstens Manche von ihnen, z. B. Pferde, Hunde, Elephanten u. s. w. viel weiter führt, und ihnen im Umgange mit Menschen sogar eine weit umfassendere Kenntniß der menschlichen Sprache verschafft, als Viele zugeben wollen, dürfte wohl denen, welche sie genauer beobachtet haben, nicht zweifelhaft sein. Manche dieser Erfahrungen, welche anfangs unglaublich scheinen, möchten sich aber durch die Wirkungsart des Tacts gar wohl erklären lassen.

Merkwürdige Berichte dieser Art finden sich in Gleanings in natural history by *Jesse* (Aufseher des königl. Parks zu Kew) z. B. von einem Pudel, welcher viele Jahre auf einem englischen Kriegsschiffe der Liebling der ganzen Mannschaft war, und eines Tages, auf der Rhede von Boston, bloß auf die bedauernde Aeußerung des Capitäns, daß Hercules leider gar zu alt sei und todtgeschossen werden müsse, über Bord sprang und zu einem benachbarten Schiffe schwamm, darauf aber, wenn er mit dessen Mannschaft in Boston war, jedes Mal, wenn er einige von der Mannschaft des Kriegsschiffs erblickte, eilig durch eine Nebengasse entfloh. So fabelhaft dieses anfangs klingt, so wird es doch aufmerksamen Beobachtern der Thiere nicht unglaublich scheinen, daß ein Hund auf einem in beständiger militärischen Thätigkeit begriffenen Kriegsschiffe, der die Wirkungen des Schießens und Todtschießens häufig wahrgenommen hatte, mit dem oft gehörten Worte eine Vorstellung verbinden konnte, die, wenn sie mit seinem Namen verknüpft ward, ihn allerdings zu seiner Handlungsweise bewegen konnte. Eben so wenig unglaublich ist es, daß ein anderer Hund, der aus Nordamerica über London an einen Freund im nördlichen England geschickt war, dort bald verschwand und nach einiger Zeit wieder in seiner früheren Heimat anlangte. Denn hatte er sich erst wieder nach London gefunden, so konnte er die americanischen Schiffe an mehreren Kennzeichen unterscheiden, und an Bord eines solchen zurückkehren.

4. Schall- oder Ton- und Gehörempfindungen.

Auch die Schall- oder Ton- und Gehörempfindungen mit ihren zahlreichen Verschiedenheiten an Stärke, Zeitdauer und eigenthümlicher Beschaffenheit gewähren dem Tact eine unendliche Mannigfaltigkeit von Vergleichungen und Combinationen, durch welche theils die schon vermittelst anderer Empfindungen veranlaßten Tacturtheile über die realen Objecte näher bestimmt, theils neue Tacturtheile über das Verhältniß der Töne zu einander und zu den Gefühlen der Menschen (Harmonie und Melodie) hervorgebracht werden. Das letztere ist es, was man mit dem Namen des musikalischen Tacts belegt, und wie bereits oben erwähnt ist, vom Tact in der Musik (dem bloßen Verhältniß der Zeitdauer der Töne) genau unterscheiden muß. Wünschenswerth möchte es also sein, daß, um die Zweideutigkeit zu vermeiden, für den letztern eine andere Benennung, etwa Rhythmus oder musikalischer Rhythmus, eingeführt würde.

Auch der musikalische Tact ist, wie sich schon aus der Definition des Tacts überhaupt ergibt, nichts Anderes, als das Vermögen, die Harmonie oder Disharmonie der Tonempfindungen ohne Reflexion, also ohne Bewußtsein der Gründe, augenblicklich wahrzunehmen. Die Anlage zu diesem Vermögen ist, wie alle übrigen Anlagen, bei verschiedenen Menschen in einem sehr verschiedenen Grade vorhanden, indem sie bei einigen kaum merklich, bei Andern hingegen schon von Natur so kräftig ist, daß sie, dem Instincte ähnlich, kaum der Uebung zu bedürfen scheint. Doch gelangt sie erst durch diese bei den Begabteren zu derjenigen Vollkommenheit, welche dem, der die Natur und Wirkungsweise des Tacts nicht beachtet, völlig unbegreiflich sein muß. Denn mit Blitzesschnelligkeit wird nicht bloß, bei einer langen Reihe schnell auf einander folgender Töne, die Harmonie derselben in den verschiedenen oben erwähnten Rücksichten beurtheilt, sondern zugleich durch entsprechende Modulation der Stimme, oft sogar noch überdieß durch angemessene Behandlung eines musikalischen Instruments hörbar gemacht. Daß jedoch auch hier der bloße Tact, zumal bei neuen Compositionen, nicht vor Fehlern sichert, und daß begangene Fehler nicht befriedigend nachgewiesen werden können, beweist

schon die anerkannte Nothwendigkeit des Generalbasses, der nichts Anderes ist, als die wissenschaftliche, zum deutlichen Bewußtsein gebrachte Prüfung der Factoren, auf welchen die Harmonie und Melodie der Töne beruht.

Daß übrigens dieser Tact gleichfalls manchen Thieren nicht fehlt, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Mehrere beweisen ihre Wahrnehmung der Harmonie der Töne durch unzweideutige Zeichen und viele Vogelgattungen sogar durch die Modulation ihrer Stimme.

Noch weit wichtiger aber ist sowohl für die Wohlfahrt der Menschen als für ihre geistige Entwickelung die Anwendung, welche der Sprachtact von den Schallempfindungen macht. Indem der Mensch allein unter allen lebendigen Wesen der Erde mit Organen zur Hervorbringung articulirter Töne begabt ist, setzt zugleich sein Sprachtact ihn in den Stand, aus denselben Wörter zu bilden, durch welche er jede Art seiner Gedanken andern Menschen mittheilen kann. Denn daß das Sprachvermögen wesentlich von den Schallempfindungen abhängig ist, beweist das Beispiel der Taubstummen, denen es keineswegs an den Organen zur Hervorbringung articulirter Töne fehlt, die aber bloß deßwegen stumm sind, weil sie weder die Töne Anderer noch ihre eigenen hören können. Obgleich sie nämlich den dem menschlichen Geiste unerträglichen Mangel an Mittheilung ihrer Gedanken schmerzlich empfinden, und durch Gesticulation und Mienen zu beseitigen suchen: so kommen sie doch ohne künstliche Anweisung nie zur Anwendung der Sprachorgane, welche sie besitzen. Daher ist auch das Ohr das natürliche Organ für die Bildung des Sprachtacts, und wird durch das Auge vermittelst der Schrift nur unvollkommen ersetzt.

Die genaue Unterscheidung der articulirten Töne und der aus ihrer Verbindung entstandenen Wörter erfordert aber wenigstens eben so sehr die Uebung des Tacts, als diese bei den musikalischen Tönen nöthig ist; und vielleicht hat sogar der Tact noch mehr zu thun, um die für die verschiedenen Gedanken erforderlichen und zu ihrer Verbindung auf mancherlei Weise zu verändernden Wörter aus der dunklen Vorrathskammer des Gedächtnisses hervorzurufen, nach der Sprachanalogie zu verändern, und mit der nämlichen Geschwindigkeit, welche

jenes Geschäft erfordert, zugleich die Sprachorgane in eine angemessene Bewegung zu setzen; welches Alles durch die bewußte Reflexion unmöglich geschehen könnte. Der Tact aber verrichtet alle diese Functionen urplötzlich ohne Bewußtsein der zahllosen Menge von Factoren, welche nur für eine einzige, geschweige denn für mehrere Sprachen erforderlich sind; und wenn man dieses erwägt, so sieht man sich gedrungen, eben so sehr die unermeßliche Kraft des Gedächtnisses zu bewundern, welches einen so ungeheuren Vorrath zur beliebigen Disposition bereit hält, als die blitzschnelle Thätigkeit des Tacts, der meistens das dem Gedanken angemessene Wort in der für die Verbindung passenden Form geschickt hervorzuholen und zugleich durch die angemessene Bewegung der Sprachorgane hörbar zu machen weiß. Eben so mächtig fühlt er aber auch den Antrieb, den Geber solcher erstaunenswürdigen und wohlthätigen Kräfte zu preisen.

Denn eben durch diesen Sprachtact erhält das menschliche Denken eine Stütze, ohne welche dasselbe zwar nicht, wie einige meinen, unmöglich sein würde, aber doch sehr erschwert und beschränkt wäre. Daß auch bei Taubstummen ein menschliches Denken möglich sei, beweist das ganze Verhalten derselben, und die Zeichensprache, durch welche sie ihre Gedanken mitzutheilen suchen. Nur weil eben durch das Wort der Begriff mit allen seinen verschiedenen Merkmalen einigermaßen festgestellt und gleichsam gestempelt, auch mit demselben innig verbunden ist, scheint es den Sprechenden unmöglich, beide von einander zu trennen, und sich den Begriff ohne das denselben bezeichnende Wort zu denken. So ist es nun freilich nicht; aber den Taubstummen wird doch unstreitig schon dadurch das Denken sehr erschwert, daß ihnen die Erleichterung fehlt, welche die enge Verbindung des Worts mit dem Begriffe dem Gedächtnisse gewährt. Denn daß auch mit den Zeichen, deren sie sich bedienen müssen, jene Verbindung mit gleicher Bestimmtheit Statt finden könne, wird sich kaum annehmen lassen. Wenn sie aber auch durch ihre Zeichen nicht aller Mittheilung ihrer Gedanken entbehren, wie beschränkt muß doch, bis sie der Schrift kundig werden, der Einfluß Fremder auf ihr Denken bleiben, da sie, außer der Unvollkommenheit ihrer Zeichensprache an sich, nur wenige

ihrer Mitmenschen antreffen, welche dieselbe verstehen, und noch wenigere, welche dieselbe zu ihrer Benachrichtigung und Entwickelung anzuwenden vermögen!

Denn gerade durch die Mittheilung fremden Denkens vermittelst der Sprachen erhält unser eigenes Denken den Umfang und die Berichtigung, ohne welche es auf einer sehr niedrigen Stufe bleiben müßte. Nur einen sehr geringen Theil der Begriffe, Urtheile und Schlüsse können wir durch unser eigenes Empfinden und Denken uns verschaffen, der unendlich größere ist uns durch die Tradition, d. h. durch die Mittheilung anderer Menschen zugeflossen, welche unserm Tact durch die Gesammtwirkung unserer Empfindungen und Vorstellungen als reale Objecte von einer mit uns selbst nahe verwandten Art erscheinen. Eben diese Mittheilung der Gedanken durch die Sprache ist es aber auch, wodurch ein unaufhörlicher Fortschritt des Menschengeschlechts möglich wird, indem die Resultate des Empfindens und Denkens von einer Generation auf die andere übergehen, und von jeder *folgenden* durch ihre eigenen Errungenschaften vermehrt wird. Doch würde von dieser mündlichen Tradition sehr Vieles theils auf Wenige beschränkt sein, theils bald ganz verloren gehen, wenn nicht die Erfindungsgabe der Menschen noch eine zweite, nämlich die schriftliche Tradition, hinzugefügt hätte, durch welche die Mittheilung der Gedanken nicht bloß vor dem Verschwinden gesichert, sondern auch Allen, welche die Sprache und Schrift kennen, durch den Gesichtssinn zugänglich gemacht wird.

Daß aber beide Arten der Tradition nur demjenigen die in ihnen mitgetheilten Gedanken zum Bewußtsein bringen kann, der sie richtig versteht, ist klar genug. Wer sie gar nicht versteht, der erhält durch sie überall keinen Gedanken; wer sie aber mißversteht, der erhält einen ganz andern, als die Mittheilung beabsichtigte, und dadurch kann sie ihm sogar schädlich werden. Zwar erkennt nun der roheste Tact, daß man der Sprache kundig sein muß, um eine sprachliche Mittheilung zu verstehen; von der Menge der übrigen Erfordernisse aber hat er nicht die geringste Ahnung, weil er als

exegetischer Tact jene Erfordernisse überall anwendet, ohne irgend eines derselben zum deutlichen Bewußtsein zu bringen. Weil er aber von der Wiege bis zum Grabe zu einer unaufhörlichen Anwendung derselben genöthigt ist, so erlangt er in dieser durch die unablässige Uebung eine solche Fertigkeit, daß sie, ungeachtet der großen mit derselben verbundenen Schwierigkeit, ihm meistens untadelhaft gelingt. Unzählig sind aber auch die Mißdeutungen, welche täglich in der eigenen Muttersprache begangen werden. Daher bedürfen die Erzeugnisse des exegetischen Tacts eben so sehr als alle übrigen der wissenschaftlichen Prüfung; und soll diese durch deutliches Bewußtsein der Gründe bewirkt werden, so kann es nicht anders geschehen, als nach der Anleitung einer wissenschaftlichen Hermeneutik, deren eigentlicher Gegenstand aber nicht die außerdem freilich unerläßliche linguistische und grammatische Kunde einer besondern Sprache, sondern vielmehr diejenigen Factoren sind, aus denen der exegetische Tact unbewußt seine Entscheidungen bildet, welche aber durch die allgemeine Hermeneutik zum deutlichen Bewußtsein gebracht werden muß, um eine Prüfung möglich zu machen, und in zweifelhaften oder streitigen Fällen eine wissenschaftliche, d. h. aus deutlich erkannten, allgemein geltenden Gründen hervorgehende Entscheidung fällen zu können. Freilich soll die Hermeneutik den exegetischen Tact eben so wenig hervorbringen oder gar entbehrlich machen, als die optischen und perspectivischen Wissenschaften den perspectivischen Tact und das Augenmaaß, oder der Generalbaß den musikalischen Tact; jede Wirkung des Tacts ist vielmehr Sache einer der Anlage angemessenen Uebung, und zur praktischen Thätigkeit schlechthin unentbehrlich. Jene aber soll, so viel sie kann, die Ursachen der Fehler des Tacts aufdecken, ihn selbst läutern, und in zweifelhaften Fällen vernünftige Gründe zur Entscheidung darbieten. Leistet sie dieses, so ist ihre Wichtigkeit eben so einleuchtend, als die Wichtigkeit der sprachlichen Mittheilung selbst, und ihre Vernachlässigung muß für alle Wissenschaften, welche auf sprachlicher Mittheilung beruhen, von den nachtheiligsten Folgen sein.

Zur unmittelbaren (d. h. nicht aus sprachlicher Mitthei-

lung hervorgehenden) Kenntniß der realen Objecte liefern jedoch die Schallempfindungen des Gehörs einen geringeren Beitrag, als manche der übrigen Sinnesempfindungen. Doch werden auch nicht wenige jener Objecte durch die Art der Töne, welche sie zu verursachen pflegen, erkannt, z. B. Menschen an ihrer Stimme, Stürme am Rauschen, Wogen am Brausen, Gewitter am Donner, manche Mineralien an ihrem Klange; besonders aber leisten sie zur Warnung vor herannahenden, aber noch unsichtbaren Gefahren, z. B. durch die Wahrnehmung der Töne wilder Thiere, des Knisterns vom Feuer, des Rasselns herannahender Wagen u. s. w., wesentliche und schätzbare Dienste, indem sie durch die schnellen Combinationen des Tacts augenblicklich zur Rettung treiben.

5. Die Geruchsempfindungen.

Die Geruchsempfindungen endlich haben mit den Geschmacksempfindungen das Gemeinschaftliche, daß sie nur die innere chemische Beschaffenheit der realen Objecte offenbaren, oder zum Bewußtsein bringen; sie unterscheiden sich aber dadurch von den letztern, daß sie auch ohne die Tastempfindung der Berührung, also nach der Vorstellung des Tacts durch eine Wirkung aus der Ferne entstehen, wie dieses auch bei den beiden eben vorher betrachteten Empfindungsarten sich zeigte. Für sich allein geben diese Empfindungen keine Kenntniß realer Objecte, sondern nur in Verbindung mit den Tast- und Gesichtsempfindungen. Wenn nämlich durch diese ein reales Object erkannt ist, und in dessen Nähe, aber ohne daß Berührung nöthig ist, die nämliche Geruchsempfindung sich ankündigt, so wird diese vom Tact als Wirkung jenes Objects, als der Ursache der Empfindung, betrachtet. Das Tacturtheil: diese Rose riecht angenehm, — sagt also eigentlich nichts weiter, als: in der Nähe dieser Rose, welche ich durch die Zusammenwirkung der Gesichts- und Tastempfindung als ein reales Object erkenne, habe ich eine angenehme Empfindung, welche ich außerhalb dieser Nähe nicht hatte, und daher als die Wirkung der Rose betrachte.

Zwar hat nun eine Wirkung ohne Berührung sowohl

hier, wie bei den beiden vorhergehenden Sinnesempfindungen für den Tact etwas Befremdendes, weil er die Tast- und Geschmacksempfindungen nur im Fall einer eigentlichen Berührung wahrnimmt. Aber er sucht den Widerspruch in der Wirkungsweise dadurch auszugleichen, daß er entweder zwischen dem wirkenden Object und dem eigenen Organ einen andern unsichtbaren Körper (wovon die Luft ihm ein Beispiel darbietet) annimmt, der beide berührt, und dadurch die Wirkung vermittelt, oder daß er voraussetzt, seine unsichtbare Theilchen des wirkenden Objects möchten von demselben ausstrahlen oder ausgestoßen werden, und dadurch eine Berührung mit dem Empfindungsorgan bewirken.

Wenn also eine bekannte Geruchsempfindung entsteht, so urtheilt der Tact unbedenklich, daß ein Gegenstand in der Nähe sei, bei dessen Anwesenheit früher die nämliche Empfindung Statt gefunden hat, und gleichfalls, daß, wenn diese fehlt, auch das Object derselben fehle. Beides kann aber ein Irrthum sein. Denn der nämliche oder ein ähnlicher Geruch kann nicht bloß von einem andern Gegenstande, sondern auch von einem abnormen Zustande des Organs herrühren. Ebenso kann auch der Mangel der Geruchsempfindung sowohl durch einen abnormen Zustand des Organs, als auch durch hindernde Umstände, z. B. Gegenwind u. s. w. verursacht werden, und das Tacturtheil über die Abwesenheit des Gegenstandes verfälschen. Noch leichter aber kann der Tact sich in der Art irren, wie er die Wirkung aus der Ferne erklärt. Auch hier wird es also an sogenannten Sinnestäuschungen nicht fehlen, und die Prüfung durch Reflexion oft nöthig sein.

Dennoch bleibt die Geruchsempfindung ein wichtiges, oft sogar allein anwendbares Mittel zur Erkennung und Unterscheidung der realen Objecte; und wenn es auch zweifelhaft sein mag, ob die Feinheit derselben mehr angenehme oder unangenehme Gefühle verursache, so ist sie doch für manche Geschäfte des menschlichen Lebens nicht bloß nützlich, sondern sogar unentbehrlich; auch dient sie, wie die Gehörempfindung, oft zur Warnung vor Gefahren.

Schlußfolgerung.

Aus der ganzen vorstehenden Betrachtung der aus den Empfindungen abgeleiteten Tacturtheile über die Realität der Objecte und deren Beschaffenheit geht also das Resultat hervor: daß sie zwar im Ganzen das Richtige zu treffen wissen, und für die praktische Thätigkeit unentbehrlich, aber doch vielen Irrthümern unterworfen sind, welche sich durch mündliche und schriftliche Tradition über Viele verbreiten, und durch Mißdeutungen dieser Tradition noch ungemein vermehrt werden können. Die Empfindung selbst ist allezeit wahr und subjectiv untrüglich, aber das aus derselben abgeleitete Tacturtheil kann sehr irrthümlich sein, und bedarf um so mehr der Prüfung, je mehr es aus einer einzelnen isolirten Empfindung abgeleitet ist. Die Tastempfindung muß durch die Gesichtsempfindung, und eben so sehr diese durch jene controlirt werden, wenn das Urtheil über die Vorstellung von der Realität der Objecte vor Irrthümern geschützt werden soll. Auch Geschmack, Gehör und Geruch müssen zu Rathe gezogen werden, um den Verwechslungen vorzubeugen, welche aus der Aehnlichkeit der Gestalt, Farbe und der tastbaren Qualitäten entstehen können, wenn die durch Geschmack, Geruch und Gehör erkennbaren Beschaffenheiten unbeachtet bleiben. Daher sagt Professor Enke in seiner „Vorlesung im wissenschaftlichen Verein zu Berlin 1846": „Nur mit Einem Sinn, zwar mit dem edelsten, dem des Gesichts, aber doch nur mit einem einzigen können wir (Astronomen) unsere Wahrnehmungen machen. Darum sind Täuschungen um so mehr zu befürchten, als andere Mittel der Prüfung fehlen. Nur durch Analogieen, von der kleinen Oberfläche der Erde, die wir kaum kennen, entlehnt, können wir unsere Schlüsse unterstützen." Ferner muß die logische Beschaffenheit der vom Tact aus den Empfindungen abgeleiteten Begriffe, Urtheile und Schlüsse geprüft werden, wenn Irrthümer in denselben entdeckt und nachgewiesen werden sollen. Denn es gibt mehr als Eine Ursache solcher irrthümlichen Tacturtheile über die Realität der Objecte und über ihre Beschaffenheit (sogenannte Sinnestäuschungen).

Zuerst nämlich können die Empfindungsorgane sich in einem abnormen Zustande befinden, z. B. bei der Gelbsucht, beim Flimmern und Funkenschimmern der Augen, beim Sausen und Brausen der Ohren, beim bittern Geschmack der Zunge, beim Schnupfen und einem haftenden Geruch in der Nase. In diesen Fällen ist die Empfindung eine wirkliche, aber das Tacturtheil über die Objecte, welche die Empfindung verursacht haben sollen, ist falsch. Indem nun der Tact in solchen Fällen den Widerspruch der gegenwärtigen Empfindung mit derjenigen wahrnimmt, welche er früher bei dem nämlichen Objecte oder bei einem andern der nämlichen Art gehabt hat, oder aus den Mittheilungen Anderer erfährt, daß ihre Empfindung mit der seinigen im Widerspruch steht, wird sein eigenes Urtheil ihm zweifelhaft, und er sieht sich genöthigt, dasselbe einer bewußten Prüfung zu unterwerfen.

Zweitens können auch bloße Vorstellungen von Empfindungen, wenn sie sehr lebhaft werden, sich in wirkliche Empfindungen verwandeln, z. B. Ekel und viele andere. In diesem Falle wird leicht realen Objecten die Ursache der Empfindungen zugeschrieben, ungeachtet die Empfindungen nur in den Vorstellungen ihren Grund haben. Dadurch möchten sich vielleicht die Visionen der Fieberkranken und Wahnsinnigen erklären lassen, bei denen zugleich die freie Selbstthätigkeit des Geistes und somit das Prüfungsvermögen so sehr geschwächt ist, daß sie auf den Widerspruch ihrer einseitigen Empfindung gegen andere ihrer eigenen Empfindungen und gegen die Empfindungen anderer Menschen weder achten, noch zu achten bewogen werden können; daher sie unvermögend sind, zur Prüfung zu kommen und sich von der Irrthümlichkeit ihrer Tacturtheile zu überzeugen.

Wenn aber auch weder abnorme Zustände der Organe, noch bloße Vorstellungen die wirklichen Empfindungen veranlaßt haben, so können doch drittens die Schlüsse, aus denen die Tacturtheile hervorgegangen sind, falsch sein; und zwar findet dieser Irrthum besonders da Statt, wo die nämliche Empfindung von verschiedenen Ursachen herrühren kann. Ein vollkommen naturgemäß gemaltes Relief z. B. muß, aus dem richtigen Standpuncte betrachtet, genau

die nämliche Gesichtsempfindung hervorbringen, wie ein wirkliches. Dennoch ist das Tacturtheil, daß es ein solches sei, falsch; aber es fällt dem Tact nicht ein, dieses für möglich zu halten, so lange er nicht schon aus der Erfahrung weiß, daß auch gemalte Flächen die nämlichen Gesichtsempfindungen hervorbringen können. Erst dann erkennt er das Bedürfniß der Prüfung und zugleich die Mittel zu derselben. Der perspectivische Tact lehrt ihn nämlich, daß die von wirklichen Reliefs bewirkten Gesichtsempfindungen sich auf eine gewisse Weise verändern, wenn der Standpunct verändert wird. Entsteht nun bei der eigenen Fortbewegung eine solche Veränderung nicht, so kommt er zu der Erkenntniß, daß sein anfängliches Urtheil falsch war. Daneben erinnert er sich auch der Tastempfindungen, welche ein wirkliches Relief bei der Berührung hervorbringt. Ist ihm also diese möglich, so kann er auch dadurch jenes Urtheil prüfen und berichtigen.

Aus diesem Beispiele erhellet zugleich, daß Tacturtheile auch durch die Vergleichung mit andern Tacturtheilen (sobald diese hinreichend bewährt sind) geprüft werden dürfen, ohne jedesmal auf die ursprünglichen Factoren und deren Verbindung zurückzugehen, welches mehr Zeit und Mühe erfordert, als gewöhnlich verwendet werden kann und darf. Ueberhaupt aber sind alle jene Prüfungen nicht erforderlich, wenn die Tacturtheile über die Realität der Objecte und deren Beschaffenheit mit demjenigen übereinstimmen, was sich in dieser Hinsicht bereits durch vielfältige Erfahrungen und Prüfungen als bewährt herausgestellt hat. Nur auf das, was von solchen abweicht, oder gar ihnen widerspricht, muß das förmliche, mühsame und langwierige Prüfen beschränkt werden, weil sonst der Mensch vor lauter Kritik nie zum Wahrnehmen und Handeln kommen würde.

Weil aber die Unterscheidung der wirklichen von den bloß gedachten Objecten des Bewußtseins sowohl für das praktische Leben als auch für die Wissenschaften von der allerhöchsten Wichtigkeit ist, und die Irrthümer in dieser Hinsicht eben so häufig als nachtheilig sind: so bedürfen die darauf bezüglichen Tacturtheile vor allen andern der Prüfung. So lange daher die Philosophie zu dieser Nichts leistet, hat sie sich selbst die Schuld beizumessen, wenn sie von Vielen als

eine unnütze Grübelei verachtet wird. Was soll man nämlich antworten, wenn Diese fragen: Wie darf ich in übersinnlichen Gegenständen etwas von der Philosophie erwarten, so lange sie keine Auskunft darüber gibt, woran die Phantasieen eines Fieberkranken von der Wahrnehmung wirklicher Gegenstände zu unterscheiden und wie sie zu prüfen sind? Und was sind alle Wissenschaften mit ihren Schlüssen, wenn es zweifelhaft ist, ob ihre Grundlagen nicht vielleicht wesenlose Phantome sind? Was hilft es z. B. dem Protestantismus, zu behaupten, daß keine wirkliche Verwandlung des Brodes beim Abendmahl Statt finde, und sich auf einen geschichtlich wirklichen Christus zu berufen, wie solches in Dr. Schenkels Gesprächen über Protestantismus rc. geschieht, wenn Niemand zu sagen weiß, woran die Wirklichkeit erkannt und geprüft werden kann? Die Philosophie verfehlt also ihren Zweck und ihre Aufgabe gänzlich, wenn sie über die Realität der Objecte keine Auskunft zu geben vermag.

Vierter Abschnitt.

Verhältniß zur Classificirung der realen Objecte.

Nachdem der Tact auf die angegebene Weise eine Reihe von Vorstellungen realer Objecte aus den Sinnesempfindungen abgeleitet hat, bemerkt er bald, daß die Menge derselben zu groß ist, um sie als einzelne isolirte Vorstellungen, als Individuen, im Gedächtnisse aufzubewahren und für seine Urtheile und Schlüsse aus der dunklen Vorrathskammer desselben hervorholen zu können. Er macht es daher mit ihnen gerade so, wie er es bereits mit den Empfindungen selbst gemacht hatte, und wie dieses oben geschildert ist. Durch sein Hauptvermögen, Vergleichungen so anzustellen, daß er, ohne sich der Gründe bewußt zu werden, die Uebereinstimmung und den Widerspruch (Harmonie und Disharmonie) der aus den Empfindungen abgeleiteten Vorstellungen realer Objecte augenblicklich wahrnimmt, ent-

deckt er in denselben sogleich gewisse Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche einer Menge von Individualvorstellungen gemeinschaftlich zukommen. So bildet er die Begriffe von realen Objecten, indem er sich der Aehnlichkeiten bedient, um das *Genus* (den allgemeinen Begriff), und der mehreren Individuen gemeinschaftlichen Verschiedenheit von jenem (der differentia specifica), um die Art oder species (den untergeordneten Begriff) hervorzubringen. Je mehr dann die Zahl der erkannten Objecte wächst, desto größer wird dieses Bedürfniß der Classification. Es werden daher mehrere genera zu einem höhern oder allgemeineren Begriff zusammengefaßt, bis der Tact endlich zu dem allgemeinsten Wesen oder Ding gelangt; auf der andern Seite aber werden auch die Arten wiederum in mancherlei verschieden benannte Unterarten zerlegt, welche sich zuletzt in dem Einzelwesen, dem Individuum, endigen. Denn auch dieses bleibt, als Vorstellung eines realen Objects, immer noch wenigstens zu den Objecten überhaupt als Wesen oder Ding gehörig, findet also darin sein Genus. Nur dadurch unterscheidet es sich von den Arten und Unterarten, daß keine anderen Individuen bekannt sind, mit denen es die eigenthümliche, es als Individuum bezeichnende differentia specifica gemein hat.

Diese ganze Classification der Objecte nach ihren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, aus welchen die Begriffe derselben gebildet sind, nebst der Bezeichnung dieser Begriffe durch die Sprache, ist ursprünglich durch den bloßen Tact bewirkt, ohne daß er, wie es schon seine Natur mit sich bringt, sich der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche die Merkmale genannt werden, deutlich bewußt geworden wäre; daher er auch gewöhnlich nicht im Stande ist, dieselben anzugeben. Dieses zeigt sich in einer Menge von Begriffen, deren Merkmale noch jetzt von der Wissenschaft vernachlässigt sind und daher Jeden in Verlegenheit zu setzen pflegen, der sie nennen soll, z. B. Thurm, Tisch, Stuhl, Bank, und unzählige andere Begriffe, welche dessen ungeachtet nicht leicht mit abweichenden Begriffen verwechselt werden.

Aber jene Classification der realen Objecte, von welcher eine un-

zählige Menge von Urtheilen und Schlüssen abhängt, ist nicht durch den Tact eines einzelnen Menschen, sondern durch ganze Reihenfolgen von Menschengeschlechtern zu Stande gebracht. Jedes hat durch neue Entdeckung, Classification, Begriffsbildung und Benennung seinen Beitrag geliefert, und ihn vermittelst der Sprache an das nachfolgende Geschlecht übertragen. Dieses aber hat eine solche Tradition nicht bloß in seinen Gedankenvorrath aufgenommen, sondern dieselbe zugleich durch eigene Thätigkeit sowohl vermehrt als auch berichtigt. Ungeachtet also diese ganze Arbeit im Dunkel des Tacts verrichtet ist, so verdient sie doch keineswegs geringschätzig betrachtet zu werden, und hat nicht selten eine größere Richtigkeit, als manche einseitige Forschungen, welche zwar einige Merkmale zum deutlichen Bewußtsein bringen, aber andere nicht weniger einflußreiche übersehen, weil sie die Totalansicht vernachlässigen, durch welche die Entscheidung des Tacts bestimmt wird.

Dennoch kann auch hier der Tact **nicht der Prüfung entbehren**. Denn oft beruhen seine Begriffsbestimmungen hinsichtlich der realen Objecte auf bloß äußerlichen und überdieß zufälligen und veränderlichen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche die wesentliche Beschaffenheit der Objecte wenig oder gar nicht berühren, daher der Tact oft Gegenstände zu einem Begriff verbindet, die wesentlich verschieden sind, und dagegen andere trennt, deren zufällige und vorübergehende Verschiedenheiten zu keiner Trennung berechtigen. „Es gibt wenige Menschen", sagt daher **Grote** in seiner History of Greece etc., „deren Geist nicht mehr oder weniger in dem Zustande unaufgeklärter Begriffe wäre, welchen Sokrates den Krieg erklärte; es gibt keinen Menschen, dessen Begriffe nicht anfänglich zusammengebracht wären durch zufällige, ungeprüfte, **unbewußte, unbegründete Association, welche auf halbvergessenen Einzelheiten ruht, Auseinanderliegendes und Unverträgliches verschmelzt**, und in seinem Geiste Phrasen und orakelartige Voraussetzungen zurückläßt, von denen er sich niemals Rechenschaft gegeben hat; es gibt keinen Menschen, der, wenn er zu einer energischen wissenschaftlichen Thätigkeit bestimmt ist, es nicht als

einen nothwendigen Theil der Selbsterziehung empfunden hätte, diese alten Verwickelungen seines Innern auseinander zu brechen, zu entwirren, zu analysiren und zu reconstruiren."

Hier kann also nur die besonnene Prüfung den Irrthümern des Tacts und den Folgen abhelfen, welche jene Irrthümer wegen der aus ihnen abgeleiteten Urtheile und Schlüsse für das ganze Denken haben müssen. Die Prüfung hat also diejenigen Merkmale des Begriffes, welche denselben wesentlich constituiren, aus dem Dunkel des Tacts an das Licht eines deutlichen Bewußtseins zu ziehen, um dadurch zu einer richtigen Entscheidung zu kommen, welche Objecte unter denselben zu befassen oder von ihm auszuschließen sind.

Aber auch diese Prüfung bedarf der Vorsicht, weil der Begriff nicht auf einigen seiner Merkmale beruht, sondern auf allen, welche wesentlich zu demselben gehören. Werden also von diesen nur einige übersehen, so kann dadurch der Begriff sehr mangelhaft werden. Weil nun der Tact zwar nicht der einzelnen Merkmale sich bewußt ist, aber wohl des Resultats der unbewußten Vergleichung aller, so kann die Prüfung, zumal bei solchen Begriffen, welche auf einer großen Menge von Merkmalen beruhen, nur dadurch zur möglichsten Vollständigkeit gelangen, daß sie diejenigen verschiedenen Objecte sorgfältig vergleicht, auf welche der Tact den Begriff anwendet, um dadurch zu erkennen, ob sie selbst den Begriff zu eng aufgefaßt, oder der Tact eine differentia specifica vernachlässigt und daher den Begriff auf ein Object ausgedehnt hat, welches von demselben ausgeschlossen werden muß. Solche Fehler von beiden Seiten deckt die Naturforschung in Menge auf; besonders haben Botanik und Mineralogie lange mit ihnen zu kämpfen gehabt; auch beweist ihr ganzes Verfahren, daß Tact und Prüfung in unaufhörlicher Wechselwirkung sein müssen, wenn man bei der Classification der Objecte nach den von denselben aufgestellten Begriffen, vom Glauben zu einem richtigen Wissen gelangen will.

Mit Recht sagt daher Professor Schleiden: „Die Geschichte der Botanik zeigt die Perioden der Entwickelungsgeschichte aller Wissenschaften auffallend deutlich. Das Wissen beginnt überall mit dem

bloßen Zusammenfassen und Bestimmen der zusammengehörigen Dinge, die Wissenschaft aber erst, wenn man sich von der rein äußern Erscheinung, den habituellen Eigenschaften, losreißt, und das Charakteristische der Dinge aufsucht, um sie darnach einzutheilen. Mit dieser Ordnung werden sie erst übersichtlich, zu allgemeiner und consequenter Behandlung geschickt. Mit dem Tact des Genies wählte Linné die Fructificationsorgane zur Bestimmung, obgleich, weil er sich lediglich an sie hielt, das System dadurch einseitig und künstlich wurde. Gibt es doch einen glänzenden Beweis für die Klarheit seines Blicks, daß einzelne Classen seines Sexualsystems, z. B. die 15. und 19. Classe, mit den so natürlichen Familien der Cruciferen und Compositeen des natürlichen Systems vollständig zusammenfallen. In allen Wissenschaften folgt auf das künstliche System das natürliche, wo die Thatsachen nicht mehr nach einseitigen, wenn auch noch so bedeutungsvollen Merkmalen geordnet werden."

Die vollkommenste und richtigste Feststellung der Begriffe ist aber nicht bloß für eine genaue Classification der realen Objecte und dadurch für die Erleichterung des Gedächtnisses, sondern auch für die Richtigkeit des ganzen Denkens von der höchsten Wichtigkeit. Denn alle Urtheile sind nichts Anderes, als Subsumtionen unter einen Begriff. Ist also dieser zu eng oder zu weit, so muß nothwendig das Urtheil falsch sein, folglich müssen es zugleich alle Schlüsse sein, welche aus den Urtheilen abgeleitet werden, wenn auch an der logischen Form nichts auszusetzen ist. Daher das alte Sprüchwort: Qui bene distinguit, bene docet. Wenigstens ist eine tüchtige Prüfung solcher Urtheile und Schlüsse ohne die genaueste Feststellung der betreffenden Begriffe ganz unmöglich.

Fünfter Abschnitt.

Offenbarung der sittlichen Forderungen.

Ist nun die Thätigkeit des Tacts, durch welche er aus den reinen Empfindungen allmälig seine Vorstellungen, Urtheile und Schlüsse bildet, in Betreff der realen Objecte so weit gelangt, daß er außer seinem eigenen lebendigen Leibe noch eine Menge anderer realer Objecte erkennt: so findet er unter den letztern auch bald solche, die ihm so viele Aehnlichkeiten mit ihm selber darbieten, daß er sie als Wesen seiner Art anerkennen und sich mit diesen unter den gemeinschaftlichen Begriff Mensch subsumiren muß. Er bemerkt nämlich bei ihnen im Wesentlichen den nämlichen Körperbau, die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Veränderungen, die nämliche Sprachfähigkeit, und durch die letztere wie durch alle ihre übrigen Thätigkeiten die nämlichen Geisteskräfte; auch sieht er sie durch Bedürfniß, Natur und Neigung, besonders durch ihre Abstammung von einander in die mannigfaltigste Verbindung mit einander und mit ihm selber herangezogen. In dieser Verbindung oder Gesellschaft erkennt er dann die Bedingung seiner eigenen Existenz und Subsistenz, aber auch die Gefahren, welche für beide aus dem Zusammenleben mehrerer Menschen entstehen.

Denn die zur Subsistenz der Menschen nothwendige Befriedigung ihrer Bedürfnisse erfordert unabweislich den Gebrauch und Verbrauch gewisser realen Objecte, und das nämliche Object kann nicht von mehreren Menschen zugleich gebraucht und verbraucht werden. Soll also das Bedürfniß der neben einander lebenden Menschen und damit die Subsistenz derselben gegen unaufhörliche Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten, durch welche zuletzt Alle zu Grunde gehen müssen, gesichert werden: so müssen sie sich über gewisse Regeln des Eigenthums (d. h. des Rechts oder der Befugniß, einen gewissen Kreis der Objecte nach eigener Selbstbestimmung zu gebrauchen) vereinigen.

Aus diesem freilich unbewußten Grunde entwickelt sich im Tact das Urtheil über das Eigenthumsrecht, und demnächst der Begriff des Rechts überhaupt, als der Befugniß zu einer gewissen Art der Selbstthätigkeit, und des Unrechts, als einer Ueberschreitung dieser Befugniß. Denn bald zeigt es sich, daß es noch einer Menge anderer Bestimmungen über die Befugnisse zur Selbstthätigkeit, also Gesetze bedarf, um ein friedliches Zusammenleben mehrerer Menschen möglich zu machen.

Die näheren Bestimmungen dieser Befugnisse werden zuerst durch den Tact aufgefunden, und zwar entweder durch den Tact eines einzelnen Individuums (des Gesetzgebers), oder durch stillschweigendes Uebereinkommen Vieler (durch Herkommen); auch kann durch jede dieser Arten das positive, d. h. durch ausdrückliche Gesetze bestimmte, Recht entstehen. Ist aber dieses einmal in einer Gesellschaft von Menschen vorhanden, dann geräth derjenige in offenbaren Widerspruch mit sich selbst, welcher auf den Schutz desselben für sich Anspruch macht, ohne diesen gegen sich anerkennen zu wollen. So lange also Jemand in einer gewissen Gesellschaft des Schutzes ihrer positiven Gesetze genießen will, muß er auch selbst dieselben befolgen, und ihre Wirkungen auch da sich gefallen lassen, wo sie ihm unangenehm sind.

Denn durch ihre Uebertretung würde er unstreitig den Schutz der Gesellschaft verwirken, also der beliebigen Gewaltthätigkeit eines Jeden ihrer Mitglieder Preis gegeben werden. Dieses kann aber die Gesellschaft nicht dulden, denn dadurch würde der Vorwand zu den ungerechtesten Gewaltthätigkeiten gegeben sein. Daher muß sie selbst es sich vorbehalten, entweder gemeinschaftlich oder durch ihre Mandatare, die Richter, zu entscheiden, ob eine gewisse Thätigkeit des Einzelnen seiner Befugniß, hier also dem positiven Rechte, gemäß oder zuwider war, und wie er das begangene Unrecht durch Schadenersatz (Buße) oder durch eine bestimmte Strafe sühnen soll, damit der Uebertreter von der Wiederholung und Andere von ähnlichem Unrecht abgehalten werden.

An diesem positiven Rechte entwickelt sich im Tact zuerst der Be-

griff der Pflicht, d. h. dessen, was das Gesetz gebietet, oder nach demselben gethan werden soll, also der Gesetzmäßigkeit oder Legalität. Auch ist nicht zu leugnen, daß der Tact, zwar in verschiedenem Grade nach der verschiedenen Bildungsstufe der Gemeinschaft und Gesetzgeber, doch in Ansehung dessen, was für das jedesmalige Bestehen der Gesellschaft nach Zeit und Umständen nöthig war, die Gesetze meistens im Ganzen trefflich anzuordnen wußte. Beweise genug finden sich in allen alten Gesetzsammlungen, die größtentheils ohne alle eigentliche Reflexion aus dem allgemeinen Tact der Nationen, bei denen sie entstanden, hervorgegangen sind.

Dennoch liegt es in der Natur der Sache, und der bekannte Spruch: summum jus summa injuria bestätigt es, daß auch das positive Recht, wie jedes Erzeugniß des Tacts, der Verbesserung durch Prüfung bedarf, weil es oft den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft entweder überhaupt oder doch unter veränderten Umständen nicht angemessen ist. Denn theils verändern sich jene Bedürfnisse mit den Zuständen der menschlichen Gesellschaft, so daß, was zu einer Zeit denselben angemessen war, zu einer andern es nicht mehr ist; theils sind auch nicht alle positiven Gesetze aus dem allgemeinen Tacte ihrer Zeit, sondern viele aus dem singulären Tact einzelner Gesetzgeber oder Parteien hervorgegangen, bei denen das Sonderinteresse und Vorurtheile aller Art nicht selten größern Einfluß hatten, als die uneigennützige Sorge für das Wohl der ganzen Gesellschaft. Je mehr aber das Bewußtsein sich entwickelt, daß die allgemeine Wohlfahrt der Zweck der Gesetze sein solle, desto fühlbarer wird der Widerstreit mancher derselben mit diesem Ziele; und die Reflexion sieht sich aufgefordert, den Ursachen jenes Widerstreits und den Mitteln zur Abhülfe nachzuforschen. So entsteht der Gegensatz zwischen dem positiven und dem Natur- oder Vernunftrecht, indem ersteres die Gesetze, wie sie gerade sind, zum Inhalt hat, letzteres aber, wie sie sein sollten, d. h. wie die Natur des Menschen und die Beschaffenheit der Gesellschaft dieselben fordert.

Auch diese Wissenschaft ist, wie alle übrigen, nicht in ihrem

ganzen Umfange eine Aufgabe der reinen Philosophie. Diese hat vielmehr nur anzugeben, wie die Angemessenheit theils der positiven Gesetze selbst zu ihrem wahren Zwecke, theils der Mittel ihrer Verbesserung, welche der Tact in Menge erfindet, zu ihren wahrscheinlichen Erfolgen, zu prüfen ist. Sie wird also darauf aufmerksam machen, welche Kenntniß nicht bloß der menschlichen Natur und ihrer gesellschaftlichen Bedürfnisse überhaupt, sondern auch der dermaligen besondern Zustände der Individuen in der Gesellschaft erfordert werden, um jene Angemessenheit richtig zu beurtheilen. Sie wird zugleich im Allgemeinen an die Rücksichten erinnern, welche sogar bei jeder wirklichen Verbesserung der bestehenden fehlerhaften Gesetze zu beachten sind, wenn sie nicht große Unzuträglichkeiten und selbst Ungerechtigkeiten herbeiführen soll. Denn auch die Verbesserung solcher Gesetze, die an sich unpassend und unbillig sind, kann durch die Störung derjenigen Verhältnisse, welche sich aus jenen gesetzmäßig entwickelt haben, ungerecht und verderblich werden.

Je mehr nun der Tact durch die gesellschaftlichen und besonders durch die Familienverbindungen zur Anerkennung der Gleichartigkeit der Menschen und der gegenseitigen Abhängigkeit ihrer Wohlfahrt gelangt, desto mehr entwickelt sich auch der sittliche Tact, dessen Grundlage in der Wahrnehmung des innern Widerspruchs zu suchen ist, der darin liegt, daß ein Anderer mir nicht leisten will, was er von mir fordert; daß ich folglich auch ihm leisten muß, was ich selbst von ihm verlange, wenn ich nicht in offenbaren Widerspruch mit mir selbst gerathen will. Dieses ist auch der Inhalt der evangelischen Forderung: „Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch", und das Nämliche in der umgekehrten Form; es ist der Grund des gerechten Vorwurfs: „Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest; solltest du dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe?"

Weil jedoch ich selbst nicht Alles zu leisten vermag, was ich von Andern etwa fordern dürfte, oder auch wegen meiner besondern Verhältnisse zu gewissen Personen, welche nähere Ansprüche auf meine

Leistungen haben, jene allgemeine Forderung nicht immer erfüllen kann: so liegt in jener Regel auch zugleich die Beschränkung, daß ich von Andern nicht fordern darf, was sie nach ihren Kräften und Verhältnissen nicht leisten können oder dürfen. Eben dieses ist es aber auch, was jene einfache, im Ganzen fast nirgends bestrittene Regel bei ihrer Anwendung auf die besondern Fälle oft schwierig macht, weil es bei unsern Ansprüchen an Andere uns nöthigt, uns ganz in den Zustand und die Verhältnisse des Andern zu versetzen, indem wir für uns bei den Ansprüchen Anderer das Nämliche verlangen müssen.

Auch hier wird, wie in allen den sogenannten Collisionsfällen, der Tact, eben weil er am besten das Ganze umfaßt, uns meistens am sichersten leiten, sobald wir nur immer den Fall umkehren, d. h. unsere Ansprüche an Andere so denken, als wären sie von diesen an uns gemacht. Auch bleibt uns, sobald wir im Momente des Handelns, wie gewöhnlich, keine Zeit zu weitläufigen Untersuchungen haben, nichts Anders übrig, als unserm sittlichen Tact zu folgen, falls dieser sich unserm Selbstbewußtsein, zumal bei umgekehrtem Fall, als eine gewisse Ueberzeugung ankündigt. Diese beweiset nämlich die Uebereinstimmung des Urtheils über die von uns zu befolgende Handlungsweise mit dem Gesammtzustande unsers Ich, und mit diesem nicht in Widerspruch zu gerathen, also Ueberzeugungstreue zu üben, das ist die wesentliche Forderung des Gewissens, und zugleich die Forderung des Ausspruchs: „Was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde.“ Untrüglichkeit des Urtheils, also auch des sittlichen Tacts, kann von dem beschränkten Menschengeiste nicht gefordert werden, weil sie mit seiner Natur in offenbarem Widerspruch steht. Aber zu wollen, was als recht und gut erkannt ist, das steht ganz in der Macht der Selbstthätigkeit des denkenden Ich; und ob wir das als wahr und gut Erkannte gewollt haben, das kündigt sich dem Selbstbewußtsein unmittelbar und mit untrüglicher Gewißheit an.

Auf dieses Bewußtsein der Ueberzeugungstreue sollte daher auch der Name des Gewissens beschränkt sein, wenn

man diesem Untrüglichkeit zuschreibt; weil aber jede wirkliche Ueberzeugung die subjective Gewißheit in sich schließt, so ist man geneigt, diese als eine objective zu betrachten, und dadurch verleitet worden, auch dem sittlichen Tact, dessen Resultat die Ueberzeugung hervorbringt, die absolute objective Wahrheit zuzuschreiben. Dieses ist nun freilich ein Irrthum. Weil aber nach dem bekannten Spruch „ultra posse nemo obligatur" die absolute objective, also untrügliche Wahrheit von keinem Sterblichen gefordert werden darf, und im Augenblicke des Entschlusses selten nur einmal eine Annäherung an dieselbe durch eine bewußte Prüfung möglich ist: so ist das gute Gewissen als Bewußtsein der Ueberzeugungstreue eine mächtige Beruhigung für das denkende Ich, weil es den innern Zwiespalt desselben verhütet, den das böse Gewissen, als Bewußtsein der Untreue gegen die Ueberzeugung, verursacht, und, so lange er fortdauert, die Ruhe des denkenden Ich stört.

So wie nämlich jedes durch den Tact vermittelte Bewußtsein der Harmonie einer Empfindung mit unserm Gesammtzustande ein angenehmes, das Bewußtsein der Disharmonie dagegen ein unangenehmes Gefühl hervorbringt: so muß auch die Harmonie oder Disharmonie unsers sittlichen Tacturtheils (das eben wegen seiner scheinbaren Unmittelbarkeit sich dem Tact als eine Empfindung ankündigt) mit unserm geistigen Zustande in ein angenehmes oder unangenehmes Gefühl übergehen. Dadurch wird nun das gute Gewissen (d. h. das Bewußtsein der Harmonie des sittlichen Tacturtheils mit dem Entschlusse des Willens) ein angenehmes, das Gegentheil aber ein unangenehmes Gefühl, und beide werden unter dem Namen des sittlichen Gefühls zusammengefaßt. Es ist also ein großer und vielfach schädlicher, aber aus der bisherigen Verkennung des Tacts sehr wohl erklärbarer Irrthum, wenn man das sittliche Urtheil und das sittliche Gefühl für gleichbedeutend hält, oder gar wähnt, daß das sittliche Urtheil aus dem sittlichen Gefühl entspringe. Gerade umgekehrt ist das sittliche Urtheil, oder vielmehr das Verhältniß des sittlichen Urtheils zum Entschluß des Willens die Ursache des sittlichen Gefühls. Weil aber die Gefühle die Ursache der Triebe sind, so entsteht aus

dem sittlichen Gefühle wiederum der sittliche Trieb, d. h. das Verlangen nach jener Harmonie des sittlichen Tacturtheils und Entschlusses, so wie der Abscheu vor jener Disharmonie. Da endlich die sittlichen Gefühle nicht direct aus wirklichen Empfindungen, sondern aus dem Verhältnisse von Gedanken zu einander (nämlich der Vorstellung vom sittlichen Urtheil und vom gefaßten Entschlusse, welche beide dem Tact als Empfindungen erscheinen, und, wie schon oben erwähnt ist, in wirkliche Empfindungen übergehen können) hervorgehen: so gehören sie nicht zu den sinnlichen oder körperlichen, sondern wie Furcht und Hoffnung, Liebe und Haß u. s. w. zu den geistigen Gefühlen; ebenso also auch die sittlichen Triebe.

Aus dem so eben erörterten Wesen des Gewissens erhellet aber auch, weßwegen die Wahrhaftigkeit das erste und sicherste Kennzeichen der Gewissenhaftigkeit ist. Sie beweist nämlich, daß derjenige, welcher sie an den Tag legt, den Widerspruch zwischen seiner Ueberzeugung von der Wahrheit und seinen Worten nicht duldet, also auch eben so wenig den Widerspruch zwischen seiner Ueberzeugung vom Rechtmäßigen und seinen Handlungen dulden werde. Wer dagegen die Lüge nicht scheut, der wird auch keine Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit scheuen, sobald die Folgen derselben ihn nicht zurückschrecken; und mit vollem Rechte nennt Christus das Princip des Bösen „den Lügner von Anfang und den Vater der Lügen". Sollen also Menschen zur Gewissenhaftigkeit gebildet werden, so muß vor Allem ihr sittliches Gefühl für Wahrheit geschärft und Alles vermieden werden, was sie zum Lügen verleiten kann. Dieses ist auch der Grund, warum Kinder durch Nichts mehr sittlich verdorben werden, als durch grausame Bestrafung jedes Fehlers. Die Furcht vor derselben treibt sie nämlich, noch bevor ihr sittlicher Tact und ihr sittliches Gefühl gekräftigt sein kann, zu Lug und Trug, um der Strafe zu entgehen; sie werden also zu schlauen Betrügern abgerichtet, deren sittliches Gefühl früh abgestumpft ist, und werden dadurch zu jeder Schandthat fähig, von welcher nicht die Furcht vor den Folgen sie zurückhält. Gewiß gibt es auch keinen sicherern Beweis der sittlichen Verdorbenheit eines Volkes und eines Zeitalters, als wenn die

offenbarsten Lügen keinen Abscheu mehr finden und auf sich laden, wenn sogar zwischen Lügen und Irrthum kein Unterschied gemacht wird.

Daß aber die Ueberzeugung selbst, mit der es die Ueberzeugungstreue zu thun hat, ungeachtet der Gewißheit, mit welcher sie sich dem sittlichen Tact im Augenblicke des Entschlusses ankündigt, dennoch objectiv unrichtig, also irrig sein kann, und zuweilen wirklich ist, erhellet nicht bloß aus der Natur und Wirkungsweise des Tacts überhaupt, sondern auch aus zahlreichen Erfahrungen von der Unrichtigkeit des sittlichen Urtheils im Augenblicke des Entschlusses und Handelns, ja sogar aus dem Sprachgebrauche, der von einem irrenden Gewissen redet, wobei er freilich die Ueberzeugung (d. h. die subjective Gewißheit des sittlichen Tacts) mit dem Bewußtsein der Treue gegen denselben, welches der eigentliche Gegenstand des Gewissens ist, verwechselt. Auch Christus bestätigt es, daß das sittliche Tacturtheil irrthümlich sein könne, indem er theils seinen Jüngern weissagt, sie würden von Leuten verfolgt werden, welche meinten, sie thäten Gott einen Dienst damit, theils für seine Verfolger betet: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Zwar ist es nun, wie bereits erwähnt ward, im Augenblicke des Entschlusses und Handelns selten möglich, die irrende Ueberzeugung durch eine bewußte Prüfung zu berichtigen. Denn gewöhnlich erlaubt der Drang der Umstände nicht denjenigen Aufschub des Entschlusses und Handelns, der dazu erforderlich wäre. Eine unvollständige Prüfung würde aber den Zweck nicht erreichen, weil die Factoren des sittlichen Tacts gewöhnlich so tief liegen, und mit dem gesammten dunkeln Gedankenvorrath gleichsam so verwachsen sind, daß, wenn auch einzelne ans Licht gezogen und berichtigt werden, doch eine Menge anderer zurückbleiben, welche das Urtheil nur verwirren und jede Ueberzeugung unmöglich machen. Daher führt eine solche unvollständige Prüfung öfter zu einem unbestimmten Zweifeln als zur Entscheidung, und nicht selten hinterher zum Bedauern, daß man sich durch langes Ueberlegen irre machen ließ, und richtiger gehandelt hätte, wenn man der ursprünglichen, als unmittelbar erschienenen Ansicht, d. h. dem Tacte, gefolgt wäre.

Aber dieses berechtigt keineswegs zu dem Schlusse, daß es überhaupt unmöglich sei, die Gefahr des Irrthums zu vermindern. Denn sie wird allerdings vermindert, wenn wir allmälig die Factoren dadurch berichtigen, daß wir den ganzen Kreis unsers Denkens, zumal unsers sittlichen Urtheils, der Wahrheit so nahe als möglich zu bringen suchen, besonders aber diejenigen Gegenstände, welche in unsern Verhältnissen den wahrscheinlichsten Einfluß auf ein richtiges Urtheil haben. Dadurch wird auch der sittliche Tact immer fähiger, zu einem richtigen Entschluß und Handeln zu leiten, wie dieses bereits oben an dem Beispiele des perspectivischen Tacts nachgewiesen ist. Denn jedes richtige Handeln, zu dem der Wille sich entschließen soll, setzt voraus: daß man nicht bloß wisse, welches bestimmte Handeln das richtige sei, und wie dasselbe ausgeführt werden müsse, sondern auch, daß man seine Anlagen zu den Kräften und Fertigkeiten entwickelt habe, welche zur Ausführung erforderlich sind.

Von jenen Erfordernissen zum richtigen Handeln ist aber nur das Wollen ein reines Product der Selbstthätigkeit des denkenden Ich, kann also von Jedem gefordert werden; die übrigen hingegen hängen nur zum Theil vom bloßen Willen ab, zum Theil aber von Bedingungen, welche mehr oder weniger vom bloßen Willen unabhängig sind. Das Wissen wird nicht durch bloßes Wissenwollen erlangt, sondern durch die Anwendung der Geisteskräfte auf die Mittel und Gelegenheiten zum richtigen Erkennen; und nur jene Anwendung hängt vom bloßen Willen ab, die Mittel und Gelegenheiten hingegen sind in so fern vom Willen unabhängig, als sie ohne unser Zuthun uns von außen dargeboten werden. Zu den Kräften und Fertigkeiten aber, welche zur Ausführung des richtigen Entschlusses erforderlich sind, besitzen wir die ursprünglichen Anlagen ohne unser Zuthun und Verdienst; auch die Gelegenheiten, Mittel, Veranlassungen und Antriebe, sie zu Kräften und Fertigkeiten auszubilden, sind uns ohne unser Zuthun gegeben; nur der Eifer, dieses Alles zu benutzen, ist das Werk unsers guten Willens. Folglich ist Alles, was zum Rechthandeln noch außer

dem guten Willen nöthig ist, eine solche Mischung dessen, was von demselben abhängig und unabhängig ist, daß auch das klarste Selbstbewußtsein Mühe haben wird, genau anzugeben, wo die Grenze der Möglichkeit und Unmöglichkeit einer richtigen Beurtheilung und Ausführung dessen liege, was wir thun sollen. Nur zu sehr sind wir geneigt, für unmöglich zu erklären, was nur schwierig oder unangenehm ist.

Wer also im Momente des Entschlusses nicht das Richtige trifft, der wird, auch ungeachtet seines guten Willens, sich doch nicht völlig von aller Schuld freisprechen können, wenn er nicht die Ueberzeugung zu gewinnen vermag, daß die treueste Anwendung aller ihm dargebotenen oder erreichbaren Mittel nicht im Stande war, ihm die richtige Beurtheilung dessen, was geschehen soll, und der Art, wie es anzugreifen ist, zu verschaffen. Eben so wenig wird auch der Mangel an Kräften und Fertigkeiten eine befriedigende Rechtfertigung wegen Unterlassung oder mangelhafter Ausführung des Richtigerkannten gewähren, wenn die Ueberzeugung fehlt, daß jener Mangel nicht von der Vernachlässigung der gegebenen Anlagen und der Mittel zu ihrer Ausbildung herrühre. Nur eine oberflächliche Ansicht kann wähnen, darüber leicht mit sich ins Klare zu kommen; eine tiefere und ernstere dagegen wird schon hier sich gedrungen fühlen, in den Ausspruch einzustimmen: „Wir sind allzumal Sünder, und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten."

Eben dieses wird auch vom sittlichen Tact in seinen Urtheilen über andere Menschen bereitwillig anerkannt, obgleich er sich der Gründe nicht deutlich bewußt ist, und beim Urtheil über seine eigenen Handlungen sich nur zu gern durch die von der Selbstsucht herbeigezogenen Entschuldigungen verblenden läßt. Wenn z. B. durch den Untergang eines Schiffs Leben und Eigenthum vieler Menschen verloren ist, so spricht das sittliche Tacturtheil den Führer des Schiffs noch nicht von aller Schuld frei, wenn auch dessen guter Wille, das Schiff zu erhalten, nicht bezweifelt wird; es verlangt auch noch die Ueberzeugung, daß das Unglück nicht habe vermieden werden können. Es fordert daher von dem Führer, daß ihm die

zu seinem Geschäft erforderlichen Kenntnisse, Erfahrungen und Fertigkeiten nebst Besonnenheit, Vorsicht, Entschlossenheit und Thätigkeit nicht gefehlt habe, indem es nicht mit Unrecht verlangt, daß Jener, wenn es ihm an diesen Erfordernissen fehlte, die Führung nicht hätte übernehmen sollen, und sie, wenn er sie besaß, mit allem Eifer anzuwenden hatte. Ist also das Unglück durch die nautische Unkunde oder Ungeschicklichkeit, oder auch durch Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit verursacht, so wird der Mangel an bösem Willen den Führer doch weder vor sich selbst noch vor Andern zu rechtfertigen im Stande sein.

Weil aber auch schon der Tact erkennt, daß kaum irgend Jemand von sich behaupten darf, jede Gelegenheit, jede Aufforderung, jedes Hülfsmittel zur Ausbildung aller seiner körperlichen und geistigen Anlagen mit der höchsten Sorgfalt und Anstrengung benutzt zu haben: so macht er in seinen sittlichen Urtheilen mit Recht einen großen Unterschied zwischen den Fehlern des Willens und den Mängeln des Wissens und der Ausführung. Denn jene hängen ganz von der freien Selbstthätigkeit ab, auf diese dagegen haben viele von dem freien Willen unabhängige Umstände einen so großen Einfluß, daß derselbe kaum von dem Handelnden selbst, viel weniger also von einem Andern hinreichend ermessen werden kann. Doch vergißt er nur zu leicht die Vorsicht, welche er eben deßwegen in seinen Urtheilen über Schuld und Unschuld Anderer beweisen sollte, weil auch bei diesen ihn die Selbsttäuschung bethört, welche die Hauptursache aller menschlichen Fehler ist, und in dem Conflicte der Neigungen mit den sittlichen Forderungen oder der Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit ihren Grund hat.

Sechster Abschnitt.

Conflict zwischen den sittlichen und sinnlichen Forderungen.

Der eben erwähnte Conflict zwischen den Forderungen des sittlichen Tacts und dem, wozu die Neigungen (die Sinnlichkeit) treiben, ist so stark und einleuchtend, daß der Widerspruch oder die Disharmonie, welche er hervorbringt, unmöglich vom Tact verkannt werden kann. Aber seine Urtheile über denselben sind so mannigfaltigen Irrthümern ausgesetzt, daß sie vorzüglich einer Prüfung bedürfen. Doch auch diese wird gleichfalls leicht durch Einseitigkeit zu eben so großen Irrthümern verleitet, wenn sie nicht mit großer Besonnenheit und Umsicht angestellt wird. Die Gefahren, welche hier von allen Seiten drohen, deutlich zu machen, und den Weg zu zeigen, auf welchem denselben am glücklichsten ausgewichen werden kann, dieses dürfte mithin als eine Hauptaufgabe der wissenschaftlichen Prüfung zu betrachten sein.

Daß die Neigungen der Menschen eine Hauptursache der Verblendung des sittlichen Urtheils sind, ist dem Tact sehr wohl bekannt. Sobald Andere in ihrem sittlichen Urtheil von dem seinigen abweichen, ist er nur zu schnell mit dem Ausspruche zur Hand, daß sie Wahrheit und Recht nicht erkennen wollen, weil beides ihren Neigungen und Sonderinteressen entgegenstehe. Diese Behauptung ist nämlich nicht selten vollkommen unrichtig. Denn oft ist eben dasjenige, dessen Anerkennung der Tact von Andern fordert, ungeachtet seiner eigenen Ueberzeugung von der Wahrheit, doch selbst ein Irrthum; oder auch, der Andere vermag in der That nicht, die Wahrheit und das Recht als solche in seine Ueberzeugung aufzunehmen, weil noch tief eingewurzelte Vorurtheile und Irrthümer derselben entgegenstehen, die, so lange sie fortdauern, für kein ihnen widerstrebendes Urtheil das Bewußtsein der Panharmonie möglich werden lassen, auf welchem die wahre Ueberzeugung beruht.

Doch gibt es auch Fälle genug, in denen jener dem bösen Willen gemachte Vorwurf hinreichend begründet ist. Denn in keiner Hinsicht ist die Freiheit des Willens weniger beschränkt, als in der Richtung der Gedanken. Wer das Vermögen nicht besitzt, seine dunkeln Vorstellungen entweder ans Licht zu ziehen, oder seine Aufmerksamkeit von denselben abzuwenden, und sie dadurch unwirksam zu machen: der hat die wesentliche Function der freien Selbstthätigkeit seines Denkvermögens verloren; er ist der Spielball der durch äußere Veranlassungen hervorgerufenen Vorstellungen, und in Gefahr, durch „fixe Ideen" in Wahnsinn zu verfallen. Wer aber jenes Vermögen noch besitzt, der wird durch dasselbe in den Stand gesetzt, alle dunkeln Vorstellungen, welche der Wahrheit und dem Recht günstig, aber den Neigungen widerwärtig sind, sobald sie im Tact sich hervordrängen, in ihre vorige Dunkelheit zurückzuschieben, indem er seine Aufmerksamkeit von ihnen abzuwenden, dagegen aber diejenigen Vorstellungen hervorzuziehen sucht, welche den Neigungen schmeicheln, indem er also sich selbst zu täuschen strebt. Daher kann man mit Recht sagen, daß die Urtheile der meisten Menschen mehr aus ihrem Herzen, als aus ihrem Kopfe stammen, d. h. mehr ein Resultat ihrer Neigungen als ihres Verstandes sind. Daß also der Wille überhaupt, folglich auch der böse Wille einen entscheidenden Einfluß auf die sittlichen Tacturtheile haben könne, und wirklich habe, läßt sich nicht leugnen.

Aber auch sogar auf die bewußte Prüfung kann der böse Wille einen solchen Einfluß haben; und daß er ihn oft wirklich hat, zeigt die Erfahrung nur zu deutlich. Auch bei wissenschaftlichen Untersuchungen ist es sichtbarer, als man wünschen möchte, daß Manche von denen, welche sie anstellen, sich weniger von reiner Wahrheitsliebe als von ihren Neigungen leiten lassen, indem sie Alles, was den letztern schmeichelt, in das günstigste Licht zu stellen, Alles dagegen, was diesen widerstrebt, durch Scheingründe und unerweisliche Behauptungen zu entkräften, oder, wo auch dieses nicht glücken will, durch vornehmes Ignoriren in Vergessenheit zu bringen suchen. Ebenso verhält es sich mit den Gegnern wissen-

schaftlicher Untersuchungen. Mögen letztere noch so einleuchtend die Wahrheit enthüllen, so wird diese dennoch, wenn sie mit irgend einer mächtigen Neigung in Conflict geräth, viele Gegner finden und einen schweren Kampf zu bestehen haben. Durch alle die Künste, welche der Tact unbewußt ausübt, wird sie dann von den wissenschaftlichen Gegnern absichtlich angegriffen. Die nichtigsten Einwürfe und unwahrsten Behauptungen werden hervorgesucht und ohne alle Beachtung der Gegenstände unaufhörlich wiederholt, indem man die letztern, wo sich nicht einmal Scheingründe gegen dieselben auffinden lassen, oder deren Schwäche gar zu augenfällig ist, gänzlich ignorirt. So sucht man Andere zu täuschen, während der Tact sich selber täuscht.

Auch bereits im alten Testament wird der Hergang auf die nämliche Weise betrachtet. Denn nach dem Urtheile des Herrn Dr. Umbreit in dessen Schrift „Die Sünde, Beitrag zur Theologie des A. T." liegt auch im Buche Hiob „der Nachdruck nicht auf der Einwirkung eines Feindes Gottes, sondern auf der Sünde allein. Empfangen von der bösen Lust wird sie geboren als Kind des Unrechts in der That des Abfalls von Gott, und tritt dann als Lüge (zur Beschönigung) hervor." Auch wird eben daselbst anerkannt, „daß die mosaische Erzählung vom Sündenfalle nur als eine Sage betrachtet werden darf, die den Ursprung der Sünde in orientalischem Gewande darstellt als Nachgiebigkeit gegen die sinnliche Begierde ungeachtet des erkannten göttlichen Willens. Wenn dann vom Zorne Gottes die Rede ist, so steht auch für die Hermeneutik oben an das Gebot: „Du sollst dir von Gott kein Bild oder irgend eine Abbildung machen, d. h. das Bildliche nicht eigentlich verstehen."

Daß daher die Neigungen, oder, wie man es gewöhnlich ausdrückt, daß die Sinnlichkeit als die größte Feindin der Sittlichkeit anzusehen sei, ist ein eben so natürliches als wohlbegründetes Tacturtheil. Denn existirte der Conflict nicht, welchen die Sinnlichkeit verursacht, so würde das Denken und Handeln der Menschen in Allem, was Wahrheit und Recht betrifft, bloß von ihrem sittlichen Tact geleitet werden. Zwar kann dieser so

wenig, als der Tact überhaupt, untrüglich sein, so lange das menschliche Denkvermögen ein beschränktes, allmälig sich entwickelndes ist, und der Allwissenheit nothwendig ermangeln muß; aber er würde den zahllosen Selbsttäuschungen entgehen, deren sich jetzt die freie Selbstthätigkeit bedient, um den Conflict zwischen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit zum Vortheil der letztern zu entscheiden, und dadurch den Widerstand des sittlichen Tacts zu beseitigen, wodurch scheinbar die Meinung, Ueberzeugungstreue zu beweisen, oder das gute Gewissen, gerettet wird. Denn nur bei ganz rohen, oder durch Lügenhaftigkeit völlig verderbten Menschen kann gänzliche Gleichgültigkeit gegen den Widerspruch von Denken und Handeln Statt finden.

Die Freiheit des Willens besteht nämlich keineswegs, wie sie oft dargestellt wird, in einer völlig unmotivirten Wahl zwischen verschiedenen Anforderungen, sondern darin, daß die Selbstthätigkeit des Denkvermögens die Motive für eine der Forderungen verdunkelt und für die andere hervorzieht, dadurch aber der letztern das Uebergewicht verschafft. Der Dieb weiß recht gut, daß das Eigenthumsrecht nicht gekränkt werden soll, denn er wird sich unfehlbar auf dasselbe berufen, sobald es gegen ihn selbst verletzt wird. Aber die Begierde zum unrechtmäßigen Besitz erhält dadurch die Oberhand, daß er jeden Gedanken an die Unrechtmäßigkeit des Diebstahls und an die Folgen desselben gleich beim ersten Anklingen zurückdrängt, oder durch Scheingründe entkräftet, dagegen aber die Genüsse, welche jener Besitz ihm verspricht, sich so lebhaft vergegenwärtigt, daß davor alles Widerstreben des sittlichen Tacts verschwindet. Diese einseitige Richtung seiner Gedanken zur Verstärkung der Motive des Entschlusses ist eben das Werk der freien Selbstthätigkeit des Denkvermögens; folglich ist es auch der Entschluß, der eine Wirkung jener Motive ist; und daß auch die besten Schauspieldichter aller Zeiten dieser Ansicht huldigten, beweisen die Monologe und Dialoge, in denen sie die Motive zu den Entschlüssen der dargestellten Personen zur Anschauung zu bringen suchen. Obgleich aber solche Motive gewöhnlich nicht zum deutlichen Bewußtsein kommen, so beweist doch die Reue nach der That, besonders wenn die Folgen trauriger Art sind, den Antheil, welcher der

freien Selbstthätigkeit des Denkvermögens zuzuschreiben ist. Die Vorwürfe gegen sich selbst, daß Dieses und Jenes hätte bedacht werden *sollen*, zeigen unverkennbar, daß es auch hätte bedacht werden *können*; daß also die Richtung der Gedanken auf die Motive des Entschlusses eine *freie* war.

Das Nämliche wird auch durch die Energie bestätigt, mit welcher der Tact sich jedem Leugnen des freien Willens hinsichtlich des Entschlusses widersetzt. Zu lebhaft empfindet er den Widerspruch, in welchen er sich bei jeder Beschwerde über ein ihm widerfahrenes Unrecht versetzen würde, wenn er die Freiheit des Willens leugnen wollte. Denn existirt dieselbe nicht, so kann überhaupt von Anklagen wegen eines Unrechts nicht die Rede sein; die Handlungen der Menschen sind dann eben so sehr eine unvermeidliche Nothwendigkeit, als die Wirkungen der Naturgesetze; und die unangenehmen Folgen von jenen mögen wohl eine Ursache zur Betrübniß geben, aber zu Anklagen und *Vorwürfen* können sie nicht berechtigen. *Der sittliche Tact läßt sich daher auch durch keine Scheingründe einer verirrten Speculation gegen die Freiheit des Willens irre machen*, obgleich er es der wissenschaftlichen Prüfung überlassen muß, die Nichtigkeit jener Scheingründe aufzudecken.

Doch der unleugbare factische Nachtheil jenes Conflicts für die Gewissenhaftigkeit der Menschen kann den sittlichen Tact sehr leicht verleiten, die sinnlichen Neigungen und deren Folge, die sinnlichen Triebe, *als etwas Absolutböses* zu betrachten, ihr Dasein von der Einmischung übermächtiger Feinde des Guten in die menschliche Natur abzuleiten, ihre Ausrottung als Pflicht zu empfehlen, ja sogar mit der unwiderstehlichen Gewalt ihrer bösen Urheber die eigenen bösen Entschlüsse und Thaten rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen zu wollen. Dieses *kann* aber nicht bloß geschehen, sondern die Geschichte beweist, daß es mehr als zu oft *wirklich geschehen ist*, daher diese Verirrung vorzüglich der Prüfung bedarf.

Der Etymologie nach ist die Sinnlichkeit zunächst das Vermögen, durch *die Sinne Empfindungen zu haben*, und dann, sich der Harmonie oder Disharmonie dieser Empfindungen mit unserm

Gesammtzustande bewußt zu werden, d. h. angenehme oder unangenehme Gefühle zu erlangen. Daß demnächst nun der Begriff auf alle körperlichen und zuletzt auf alle Gefühle überhaupt ausgedehnt wird, liegt in der Weise des Sprachgebrauchs, der das Aehnliche durch die nämlichen Gedankenzeichen ausdrückt, bis etwa eine wahrgenommene Nothwendigkeit der Unterscheidung ihn nöthigt, neue zu erfinden, die aber schwer einen allgemeinen Eingang gewinnen. Weil nun die Wahrnehmung der Harmonie ihrer Natur nach wohlthuend ist, so nehmen wir dasjenige, bei dem sie sich ankündigt, gern an, und eine solche Empfindung wird dadurch ein angenehmes Gefühl, woraus der Trieb, es zu haben und zu erlangen, von selbst folgt, so wie das unangenehme Gefühl von selbst den Trieb erwecken muß, desselben los zu werden und es zu vermeiden.

Ohne diese Triebe zur Erlangung angenehmer und zur Abwehr unangenehmer Gefühle wäre aber das Leben und die Fortdauer desselben ganz unmöglich. Denn zu den Bedürfnissen desselben sind sie die ersten unentbehrlichen Lehrer und Führer, noch ehe Tact und Reflexion zur Erkenntniß der Dinge geführt haben; ja, noch lange nachher müssen sie der Mangelhaftigkeit dieser Erkenntniß abhelfen, ja sogar die Pflichterfüllung erleichtern und unterstützen. Was sollte z. B. aus der Erfüllung der Pflicht, den Körper durch Nahrung zu erhalten, werden, wenn nicht Hunger und Durst rechtzeitig an dieselbe mahnten und zu den Anstrengungen spornten, welche die Herbeischaffung der Nahrungsmittel erfordert? Wer könnte seine Glieder vor Zerstörung schützen, wenn nicht der Schmerz ihn warnte? Wie Wenige würden zu den Anstrengungen, Beschwerden und Gefahren des pflichtmäßigen Handelns Ausdauer und Muth behalten, wenn nicht der Genuß angenehmer Gefühle und die Hoffnung auf künftige ihnen dieselben versüßten? An und für sich ist also der Trieb zur Erlangung angenehmer und zur Abwehr unangenehmer Gefühle etwas schlechthin Nothwendiges, also so wenig etwas Böses und von Feinden des Guten Herrührendes, daß er vielmehr häufig ein Beförderungsmittel des Guten und Pflichtmäßigen wird.

Das Bestreben, ihn zu ertödten oder zu vertilgen, wäre daher nicht bloß etwas Unmögliches, sondern auch etwas Unnatürliches und Pflichtwidriges.

Aber bei weitem nicht immer leitet der Trieb zu den angenehmen und die Scheu vor den unangenehmen Gefühlen zum Pflichtmäßigen; beide treten vielmehr gegen dieses gar oft in einen schweren Conflict. Ich soll die Annehmlichkeiten der Nahrungsmittel nicht genießen, wenn diese das rechtmäßige Eigenthum Anderer sind, oder der Gesundheit meines Körpers und Geistes schaden; ich soll die unangenehmen Gefühle, welche eine Arznei oder eine schmerzhafte Operation verursachen, nicht scheuen, wenn die Pflicht der Erhaltung von Gesundheit und Leben fordert, das Unangenehme zu ertragen. Ohne die Verschmähung angenehmer und die Ertragung unangenehmer Gefühle lassen sich fast keine der Pflichten erfüllen, welche Stand und Beruf in der menschlichen Gesellschaft fordern. Der Conflict zwischen den sinnlichen Trieben und der Pflicht findet sich daher überall im menschlichen Leben; und die Gefahr, daß in diesem Conflict die sinnlichen Triebe das Uebergewicht erhalten, ist um so größer, je mehr sie in jedem menschlichen Dasein zuerst eine unbedingte Herrschaft ausüben müssen, also erst später aus derselben durch die sittlichen Forderungen verdrängt werden sollen. Denn die Gefühle und die aus ihnen hervorgehenden Triebe sind so alt als die Empfindungen, folglich als das erste Bewußtsein; die sittlichen Forderungen hingegen können erst bei der allmäligen Entwickelung des Denkvermögens hervortreten. Diese müssen also die ursprüngliche und bereits tief eingewurzelte Despotie der sinnlichen Triebe erst brechen, wenn in jenem Conflicte der Sieg errungen werden soll, ohne welchen keine zuverlässige Rechtschaffenheit denkbar ist.

Soll nun der Ausdruck Sinnlichkeit (oder nach dem biblischen Sprachgebrauche das Wort „Fleisch") diese Despotie der sinnlichen Neigungen und Triebe bezeichnen: so ist allerdings gegen die Forderung, daß sie ausgerottet oder getödtet werden müsse, Nichts einzuwenden. Aber die dadurch verursachte Vieldeutigkeit jener Wörter hat zu den gefährlichen, oben angedeuteten Mißdeutungen die Veranlassung

gegeben. Es ist daher zu wünschen, daß man statt der Ertödtung der Sinnlichkeit oder des Fleisches lieber sittliche Selbstbeherrschung fordere, welche allerdings die unerläßliche Bedingung aller wahren Rechtschaffenheit ist. Diese muß jedoch von der Selbstbeherrschung überhaupt wohl unterschieden werden, welche zwar eine nothwendige Propädeutik der sittlichen ist, aber in das völlige Gegentheil derselben umschlagen kann.

Obgleich die Selbstbeherrschung überhaupt das Vermögen ist, die Forderungen der sinnlichen Triebe unbefriedigt zu lassen: so kann von ihr doch nur da die Rede sein, wo dieses aus freier Selbstthätigkeit des Willens und nicht deßwegen erfolgt, weil wegen Beschränktheit der Kräfte und Mittel die Befriedigung unmöglich ist. Wer wegen einer zwingenden Nothwendigkeit auf die Befriedigung seiner Triebe verzichten muß, der übt freilich keine Selbstbeherrschung; aber der Tact erkennt doch daraus die Möglichkeit der Nichtbefriedigung, und aus der erzwungenen Ertragung derselben entwickelt sich die Vorstellung, daß sie auch aus freier Selbstbestimmung möglich sei.

Dazu kommt nun die Mannigfaltigkeit und Unvereinbarkeit der verschiedenen sinnlichen Triebe. Ich kann nicht alle erreichbaren angenehmen Gefühle zugleich genießen, zumal da manche derselben einander widersprechen und aufheben. Ich muß also eins derselben wählen, und auf das andere vorläufig verzichten, wobei schon die Selbstthätigkeit des Willens zur Ausübung kommt. Ueberdieß lehrt die Erinnerung aus frühern Erfahrungen, daß die Befriedigung mancher Triebe entweder überhaupt, oder doch in gewissem Grade und Verhältnisse unangenehme Gefühle zur Folge gehabt hat, vor denen man sich mehr scheut, als man die andern liebt; daß man also auf die angenehmen verzichten müsse, um den unangenehmen zu entgehen; aber auch, daß man sich gegenwärtige Unannehmlichkeiten gefallen lassen müsse, um sich künftige Annehmlichkeiten zu verschaffen, welche größer und wichtiger scheinen. Die Wahl zwischen diesen Vorstellungen angenehmer und unangenehmer Gefühle kann nicht anders als durch die Selbstbestimmung des freien Willens ge-

schehen, und die Unterdrückung einiger dieser sinnlichen Triebe, um andere zu befriedigen, ist nicht möglich ohne Selbstbeherrschung.

Eine solche egoistische Selbstbeherrschung, welche bloß zum Vortheil des einen sinnlichen Triebes gegen den andern ausgeübt wird, ist also unstreitig nicht bloß möglich, sondern auch überall wirklich vorhanden. Auch dürfte sie bei einem Menschen, der in völlig isolirtem Zustande außer aller Verbindung mit andern Menschen lebte, schwerlich zu tadeln sein, falls sie von der Klugheit geleitet würde, welche nur diejenigen Triebe auf Kosten der andern begünstigte, die einem wahren und bleibenden Wohlsein nützlich sind. Daß aber einem solchen egoistischen Nützlichkeitsprincip der Selbstbeherrschung die Leitung der Menschen in geselliger Verbindung nicht überlassen werden darf, muß dem Tact bald einleuchten.

Was nämlich im geselligen Zusammenleben der Menschen dem Einen nützlich ist, wird gar oft dem Andern schädlich; was dem Diebe und Betrüger Vortheil bringt, gereicht den ehrlichen Leuten zum Verderben. Soll also die menschliche Gesellschaft bestehen, so muß sie von jedem ihrer Mitglieder fordern, daß es nicht das egoistische Nützlichkeitsprincip, sondern Wahrheit und Recht zur Richtschnur seines Verhaltens mache; folglich alles desjenigen sich enthalte, was mit Wahrheit und Recht im Widerspruch ist; mithin eine sittliche Selbstbeherrschung beweise. Denn gilt Treue und Glauben, Wahrheit und Recht nicht mehr, so ist Jeder der Gewaltthätigkeit dessen Preis gegeben, der durch Macht oder List im Stande ist, jenes Nützlichkeitsprincip zu seinem Vortheil auszubeuten. Wer also nicht das Opfer desselben werden will, der muß der Gewalt und List das Gleiche entgegensetzen, und das bellum omnium contra omnes, bei welchem zuletzt Alle zu Grunde gehen müssen, ist an der Tagesordnung. Sogar barbarische Völker kommen gewöhnlich zu der Einsicht, daß Verträge, Wahrheit und Recht heilig gehalten werden müssen, wenn sie nicht durch unaufhörliche Gewaltthätigkeiten um alle Ruhe und friedliches Wohlsein gebracht werden sollen.

Daß diese Nothwendigkeit einer sittlichen Selbstbeherrschung auch wirklich allgemein anerkannt werde,

beweisen die Forderungen, welche Jeder an den Andern macht, wenn er selbst auch denselben nicht genügen mag. Jeder beruft sich nämlich auf Wahrheit und Recht, so lange diese seinen Vortheil unterstützen, und wagt es selten, denselben geradezu ins Angesicht zu schlagen, wenn sie seinen Gelüsten hinderlich werden. Sophistereien aller Art, Lug und Trug werden aufgeboten, um wenigstens den Schein zu retten, als habe man Wahrheit und Recht auf seiner Seite, zum deutlichen Zeichen, daß man ihre Macht in den Herzen der Menschen anerkennt und fürchtet. Aber diese Heuchelei erreicht meistens nur auf kurze Zeit ihr Ziel. Bald wird sie nämlich durch die innern Widersprüche verrathen, in welche jede Unwahrheit sich nothwendig verwickeln muß; und dann erregt sie zuerst Mißtrauen, darauf Verachtung und Abscheu. Sogar diejenigen, welche im eigenen Herzen dem Nützlichkeitsprincip huldigen, können es bei Andern nicht dulden, und verdammen diese, ohne wegen der nur allzugewöhnlichen Selbsttäuschung zu beachten, daß sie dadurch sich selbst verurtheilen. Nur der übermüthige Trotz auf eine Macht, welche sich für unwiderstehlich hält, findet es nicht der Mühe werth, sich zu verstecken, und ohne Maske ein Princip für sich selbst in Anspruch zu nehmen, welches er keinem Andern zugesteht.

Dazu kommt noch die Erfahrung von der Unsicherheit des Nützlichkeitsprincips, bei welchem die Schlauesten sich häufig verrechnen, und ungeachtet des anfänglichen Erfolgs sich gewöhnlich zuletzt in ihren eigenen Schlingen fangen; daher schon der Tact das Sprüchwort erfunden hat: „Ehrlich währt am Längsten." Verbindet sich dann mit dem Schmerz über das Fehlschlagen der Hoffnung und der für dieselbe aufgewendeten Mühen, Aufopferungen und oft schändlichen Mittel, das Bewußtsein des Widerspruchs des eigenen Verhaltens gegen die eigenen Forderungen an Andere, dann wird die Nichtswürdigkeit jenes Princips klar, und die Reue, sich ihm hingegeben zu haben, um so bitterer.

Was also schon der Tact erkennt, das bestätigt auch die schärfste Prüfung, daß nämlich diejenige Selbstbeherrschung, welche nur auf egoistische Zwecke gerichtet ist, und zur Erreichung der-

selben Wahrheit und Recht aus den Augen setzt, keine Achtung, sondern vielmehr Abscheu verdiene; daß sie also zwar wegen der Größe der Versuchung, mit welcher Furcht und Hoffnung zuweilen den Menschen bestürmen, diese höchstens entschuldigen, aber das Princip selbst niemals rechtfertigen dürfen.

Es kann also keinem Zweifel unterworfen sein, daß die sittliche Selbstbeherrschung, welche in dem Conflicte der Sinnlichkeit mit der Sittlichkeit alle sinnlichen Neigungen und Triebe der sittlichen Ueberzeugung von Wahrheit und Recht zu opfern bereit ist, und durch die Stärke des Willens jede Versuchung zum Gegentheil überwindet, das wahre Ziel des Menschen und seine höchste Würde sei.

Daß sie aber auch dem Menschen möglich, und die Macht der sinnlichen Triebe keineswegs so unwiderstehlich ist, wie man sich gern einbildet, beweist schon die Erfahrung von der Macht der egoistischen Selbstbeherrschung. Auch der Jähzornigste vermag es, sich in der Gegenwart solcher Personen zu mäßigen, welche mächtig genug sind, seine Leidenschaftlichkeit auf eine fürchterliche Weise zu bestrafen. Warum sollte also eine hinreichend lebhafte Vorstellung der Unverletzlichkeit von Wahrheit und Recht, über welche der Wille zu gebieten hat, nicht die nämliche Wirkung hervorbringen können? Daß sie aber auch in der That diese Wirkung bei Vielen gehabt hat, beweiset eine Menge von Beispielen aus jedem Zeitalter.

Dennoch ist es nicht zu verkennen, daß die sittliche Selbstbeherrschung nicht selten einen Kampf zu bestehen hat, der die höchste Kraft des sittlichen Willens erfordert, wenn er einen glücklichen Ausgang haben soll; daß aber diese Kraft des sittlichen Urtheils und Willens sich erst allmälig und weit später entwickelt, als die sinnlichen Gefühle und Triebe, welche schon gleich beim ersten Erwachen des Bewußtseins sich ankündigen, und, wie oben gezeigt ist, für die Erhaltung des Leibes und Lebens unumgänglich nöthig sind. Diese sind also schon längst in voller Kraft der Gewohnheit und Herrschaft, wenn die sittlichen Gefühle und Triebe noch in ihren ersten schwachen Entwickelungsstadien sich befinden, und behaupten schon dadurch lange

ein Uebergewicht, welches ein **mächtiges Gegengewicht erfordert**, um die sittliche Freiheit und Selbstbeherrschung vor dem Untergange zu bewahren, und alle die Selbsttäuschungen zu vereiteln, zu denen die sinnlichen Triebe verleiten. Auch zeigt die Erfahrung, daß bei Allen, welche solchen Kampf glücklich bestanden, ein solches Gegengewicht nicht fehlte, und dieses ist vorzugsweise der **Religionsglaube**.

Siebenter Abschnitt.

Verhältniß zum Religionsglauben.

Schon der Umstand, daß die religiösen Ueberzeugungen durch das Wort **Glaube** bezeichnet werden, weiset auf den Ursprung derselben durch den Tact hin, der freilich der Urquell alles menschlichen Denkens ist. Dieser Ursprung wird aber auch dadurch bestätigt, daß das Wesentliche jenes Glaubens von Alters her bis auf den heutigen Tag sich fast ohne Ausnahme auch bei den rohesten Völkern findet, welche von wissenschaftlicher Prüfung keine Ahnung haben. Selbst bei solchen Völkern, bei denen er zu fehlen schien, hat man doch fast immer später entdeckt, daß die falsche Meinung nur durch Unkunde ihrer Sprache und Denkweise entstanden sei. Der **wesentliche Inhalt** des Religionsglaubens aber besteht darin, daß die realen Objecte mit ihren Veränderungen, also auch der Mensch mit seinen Schicksalen, als die Wirkung einer unsichtbaren oder vielmehr übersinnlichen Ursache betrachtet werden. Zugleich beweist die Allgemeinheit dieses Glaubens, daß der Tact auch bei seiner rohesten Wirksamkeit durch Factoren der einfachsten und ursprünglichsten Art zu demselben hingedrängt werden müsse. Vielleicht ist es auch nicht unmöglich, dieselben aufzufinden.

Schon die erste Unterscheidung der wirklichen Empfindung von der bloß gedachten führt, wie bereits oben gezeigt ist, den Tact auf

die Begriffe von Ursache und Wirkung, und nöthigt ihn, sobald er zur Wahrnehmung realer Objecte gelangt ist, jede Veränderung als Wirkung einer Ursache zu betrachten. Diese Ursache findet er nun zwar zuweilen zunächst in einem andern sinnlich wahrnehmbaren Objecte, wie die Bewegung eines Körpers in der Wirkung eines andern; aber sie ist auch häufig gar nicht wahrnehmbar, wie bei den organischen Veränderungen der Pflanzen und Thiere, und bei den Veränderungen der Atmosphäre, z. B. Sturm, Blitz, Donner, Regen, und bei unzähligen andern. Diese alle müssen ihm folglich als Wirkungen unsichtbarer und übersinnlicher Ursachen erscheinen, welche letztern er mit dem allgemeinen Worte „Kräfte" bezeichnet, weil er das, wodurch er selbst Veränderungen bewirkt, seine Kraft nennt, von welcher er ebenfalls nur ihre Wirkung wahrnimmt, während sie selbst ihm unsichtbar bleibt.

Dadurch allein schon ist dem Tact die Brücke aus der sichtbaren oder sinnlich wahrnehmbaren Welt in die unsichtbare oder übersinnliche gebaut, und nun wird jede Veränderung in der sichtbaren Welt, deren Ursache er nicht wahrnimmt, ihm die Offenbarung einer unsichtbaren Ursache, und dieser sind ihm anfangs eben so viele, als die Veränderungen selbst.

Indem er nun ferner bemerkt, daß alle willkührlichen Bewegungen seines Leibes, durch welche er auf die Körperwelt wirkt, von dem unsichtbaren, denkenden und wollenden Theile seines Ichs, welchen er Geist nennt, ausgehen, dieser also die Ursache jener Veränderungen ist, so wird er geneigt, auch alle übrigen unsichtbaren Ursachen der Veränderungen sichtbarer Gegenstände, eben weil sie unsichtbar sind, als denkende und wollende Geister zu betrachten. Weil aber sehr viele dieser Veränderungen auf seinen eigenen Zustand einen unverkennbaren Einfluß haben, den er durch seine eigene Kraft nicht immer hervorbringen oder beseitigen kann: so sucht er jene vermeintlich denkenden und wollenden Geister durch eben die Mittel für sich zu gewinnen, oder ihren Zorn zu versöhnen, welche bei ihm selber solchen Zweck nicht verfehlen; er bringt ihnen Lobsprüche, Geschenke, Büßungen und sogar Menschenleben als Opfer dar. Das ist der

Fetischdienst, wie er noch jetzt bei den rohesten Völkern angetroffen wird. Bei ihm ist die Macht des Fetisch die einzige Ursache der Verehrung, von sittlichen Attributen aber gewöhnlich keine Spur zu finden. In dieser Gestalt ist der Religionsglaube eben so wenig eine Stütze der Sittlichkeit, als diese in ihm gesucht wird; der einzige Beweggrund der Verehrung ist Egoismus, Furcht oder Hoffnung.

Je mehr dann der Tact durch die Erweiterung seiner Erkenntniß der realen Objecte zu einer Classification derselben genöthigt wird, desto mehr fängt er an, dieselbe auch auf die ähnlichen Kräfte zu übertragen; er sieht ein, daß mehrere Veränderungen durch Kräfte gleicher Art hervorgebracht werden, und so geht der Fetischismus in Polytheismus über, dessen Götzen zwar von unbeschränkter Zahl sind, doch allmälig durch Classification und Unterordnung auf eine kleinere reducirt und in eine Familie gesammelt, zuletzt aber einem einzigen als dem Familienhaupte oder Regenten untergeordnet wird, wie z. B. in der griechischen Mythologie. Andere führt der Tact auf den großen Einfluß, welchen die Gestirne, besonders die Sonne, auf alle Naturveränderungen ausüben; daher wird ihre unsichtbare Kraft Gegenstand der Furcht und Hoffnung, also auch einer eigennützigen Verehrung, die sich im Sterndienst zeigt. Alle diese Götzen werden nun zwar als geistige Wesen und zwar allmälig immer mehr als solche gedacht, welche nicht bloß an Macht, sondern auch in ihren geistigen Eigenschaften vollkommener als die Menschen sind; aber es werden ihnen doch auch, wenn gleich in höherem Grade, alle die guten und schlimmen Neigungen und Leidenschaften beigelegt, welche sich bei den Menschen finden; sogar die menschliche Gestalt fehlt ihnen nicht. Denn mag diese auch als symbolische Darstellung geistiger Eigenschaften und der speciellen Wirkungen, welche ihnen zugeschrieben werden, zu betrachten sein, so wurde doch in ihnen der Wohnsitz des geistigen Wesens gefunden.

Diese Erzeugnisse des religiösen Tacts von größtentheils unbekanntem Ursprunge wurden nun durch die Tradition fortgepflanzt, und um so zäher festgehalten, je ehrwürdiger das von den Vorfahren Ueberlieferte, und je geheimnißvoller und übermächtiger

der Gegenstand desselben erschien. Daher ward jede Veränderung als ein Frevel gegen die Weisheit der Väter und als eine Beleidigung der übermächtigen Wesen betrachtet, welche ihre Zufriedenheit mit dem bisherigen Dienste durch zahllose Wohlthaten, aber auch ihren Zorn über die Vernachlässigung desselben durch große Mißgeschicke hinreichend beurkundet hätten, während der letztere durch die hergebrachten Gebräuche oft glücklich beseitigt wäre. Es darf also nicht befremden, daß der in andern Gegenständen des menschlichen Denkens weniger gehemmte Fortschritt der Bildung auf die einmal stabil gewordenen Erzeugnisse des religiösen Tacts nur geringen Einfluß gewinnen kann, und daß sogar die Fortschritte des sittlichen Tacts wenig in den Vorstellungen ändern, welche ein roheres Zeitalter einmal von der Denkart seiner Götzen aufgestellt hat. Wenn z. B. die scheußlichen Menschenopfer dem verfeinerten sittlichen Tact unerträglich geworden waren, so fuhr man doch noch lange fort, an Bildern von Menschen das Nämliche zu thun, was man vormals mit den Menschen selbst vorgenommen hatte.

Daß aber die Götzen bei aller ihrer Uebermacht doch immer als unvollkommene und sogar gegen einander streitende, zuweilen als bösartige Wesen betrachtet werden, liegt theils im Ursprunge der dieselben betreffenden Vorstellung, theils in ihrer Vielheit. Da nämlich die Naturkräfte dem Tact nicht anders erscheinen können, als einander beschränkend, und oft im wilden Kampfe mit einander: so können ihre Repräsentanten, die Götzen, auch nicht anders gedacht werden. Dazu kommt, daß dem Tact, so lange er die Begriffe vortheilhaft und gut, nachtheilig und böse mit einander verwechselt und als gleichbedeutend betrachtet, auch die Naturkräfte und deren Repräsentanten nach ihren vermeintlichen vortheilhaften oder nachtheiligen Wirkungen als gute oder böse übersinnliche Wesen gelten müssen. Die gewöhnliche Folge davon ist, daß die guten vernachlässigt werden, weil sie schon von Natur das Gute thäten, ja, daß es sogar bis zu der Lächerlichkeit getrieben wird, sie züchtigen zu wollen, wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllen; daß dagegen die Verehrung der bösen um so eifriger betrieben wird, damit ihre Neigung,

zu schaden, möglichst zurückgehalten werde. Dadurch wird dann der Götzendienst in einen wahren Teufelsdienst verwandelt, wie er auch von den ersten Christen genannt wurde und noch jetzt den Jesiden in Kurdistan zugeschrieben wird.

Der Zwiespalt, in den diese mangelhaften und irrigen Vorstellungen mit der fortschreitenden Bildung überhaupt, und insonderheit mit dem mehr entwickelten sittlichen Tact geriethen, mußte bei Vielen die Nothwendigkeit der Prüfung durch Reflexion, d. h. durch Vergleichung mit deutlich erkannten Wahrheiten, einleuchtend machen, und dadurch in Einzelnen würdigere Vorstellungen von den Gegenständen der Religion bewirken, wie sie auch wirklich in den Schriften derselben anzutreffen sind. Aber die für den großen Haufen unüberwindlichen Schwierigkeiten, jenen auf ihrem mühsamen Pfade zu folgen, und die bereits erwähnten Hindernisse, mit welchen sich noch überdieß die Interessen der Staaten und Individuen an der Erhaltung des Herkömmlichen verbanden, vereitelten fast alle Wirkung der reineren Vorstellungen auf den Glauben der Menge.

Um so dankbarer muß der unermeßliche Fortschritt anerkannt werden, der bereits im grauen Alterthum durch die mosaische Religion für den Religionsglauben eines ganzen Volks gewonnen ward. Die große Wahrheit: „Es gibt nur Einen Gott", und das ernste Verbot: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir", bewirkte in dem religiösen Tact eines Theils der Menschen eine Revolution, die von den wohlthätigsten und mannigfaltigsten Folgen sein mußte. Alle bisher zersplitterten Naturkräfte wurden jetzt auf ein einziges Wesen zurückgeführt, welches als die Ursache alles Daseins und aller Veränderungen in der Körper- und Geisterwelt gedacht werden mußte, wenn auch der Grund nicht zum deutlichen Bewußtsein kam.

Da nämlich die körperliche Materie nichts Anderes ist, als die sinnlich wahrnehmbare Wirkung der niemals sinnlich wahrnehmbaren, also übersinnlichen Naturkräfte: so mußte jetzt Gott als Complex aller dieser Kräfte, als die Grundursache des „Himmels und der Erde", d. h. der ganzen sinnlich wahrnehmbaren Natur gedacht

werden. Aber dieser einzige Complex umfaßte auch die geistigen, die denkenden und wollenden Kräfte, folglich konnte ihm in beiden Rücksichten die unbeschränkte Vollkommenheit nicht abgesprochen werden. Dadurch erschien er nicht bloß als ein den Menschen an Macht überlegenes Wesen, wie im Polytheismus, sondern als ein allmächtiges; „so er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so steht's da"; und eben so wenig duldet sein Wissen und Wollen eine Unvollkommenheit: er ist allwissend und heilig.

Durch diesen Begriff der unbeschränkten Vollkommenheit war die würdige Gottesidee eingeleitet, die Grundlage aller wahren Theologie gelegt, und zugleich die logische Unmöglichkeit, einen zweiten Gott oder gar mehrere zu denken, gegeben. Was nämlich als Mehrfaches gedacht werden soll, muß in irgend einer Hinsicht als ein Verschiedenes gedacht werden, denn sonst fällt es in der Vorstellung als ein Einziges zusammen. Die Verschiedenheit kann aber nur entweder in der eigenthümlichen Beschaffenheit oder in der Stelle des Raums liegen. Zwei unbeschränkt vollkommene Wesen können aber weder in ihren Eigenschaften noch in den Graden derselben eine Verschiedenheit haben, und eben so wenig in der Stelle des Raums. Denn sollte Jeder eine verschiedene Stelle des Raums einnehmen, so müßte er von der Stelle des Andern ausgeschlossen, also in dieser Hinsicht beschränkt sein. Ueberdieß lassen sich auf geistige Wesen die Dimensionen des Raums durchaus nicht anwenden, wie denn Jeder es lächerlich finden würde, wenn Jemand von einer langen, breiten oder dicken Seele reden wollte. Zwar kann von einer großen Seele die Rede sein; aber dabei denkt Niemand an ihre Ausdehnung, sondern nur an die Intensität ihrer Kraft. Sobald man also Gott als ein unbeschränkt vollkommenes Wesen denkt, so ist es schlechthin logisch unmöglich, mehr als Einen Gott zu denken; der Polytheismus entgeht dieser Unmöglichkeit nur dadurch, daß er seine Götzen als beschränkte Wesen mit verschiedenen Eigenschaften, wohl gar in körperlichen Gestalten denkt; und eben um das Zurückfallen in die polytheistischen Vorstellungen von Beschränkungen des göttlichen Wesens und dadurch in den Polytheismus zu verhüten, hatte die

mosaische Religion es aufs strengste verboten, von Gott ein Bild zu machen.

Diese allein würdige und mit der strengsten Reflexion übereinstimmende Gottesidee hat aber auch auf die ganze Ansicht des Universums den wohlthätigsten Einfluß. Dieses erscheint nämlich nun nicht mehr als die Wirkung einander feindselig widerstrebender Kräfte, sondern als ein weise geordnetes harmonisches Ganzes, oder als die Einheit in der Mannigfaltigkeit. Es kann nämlich unmöglich etwas Anderes sein, weil die Ursache desselben ein unbeschränkt vollkommenes Wesen ist; und diese Ueberzeugung wird auch da festgehalten, wo unsere unvollkommene, mangelhafte Kenntniß das Gegentheil zu finden wähnt; sie wird aber auch überall bestätigt, wo es uns gelingt, in den Zusammenhang der Dinge und ihrer Anordnung tiefer einzudringen. Dieß ist es, was schon die mosaische Religion in den bildlichen, eben so einfachen als treffenden Worten ausdrückt: „Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut!"

Doch war jene Gottesidee des mosaischen Monotheismus der allgemeinen Bildungsstufe des Volks, dem sie mitgetheilt wurde, so weit vorausgeeilt, daß sie nicht sogleich auf den religiösen Tact desselben den beabsichtigten Einfluß haben konnte. Weil nämlich der Tact überhaupt nur die Harmonie einer gegebenen Vorstellung mit der ganzen Summe der verwandten, schon vorhandenen wahrnimmt: so kann die neue Vorstellung nicht durch jenen zur Ueberzeugung werden, so lange noch verwandte Vorstellungen wirksam sind, die der neuen Vorstellung widerstreiten. Von der Art müssen aber auf einer niedrigen Bildungsstufe eine Menge früh eingesogener Irrthümer sein; und eben daraus ist es überhaupt leicht zu erklären, warum jede wirkliche Verbesserung der Einsichten einen so schwierigen und langsamen Eingang in die Ueberzeugungen der Menschen findet, bis allmälig die widerstreitenden, und, eben weil sie dunkel sind, schwer zu entdeckenden irrigen Vorstellungen als unrichtig anerkannt werden, dadurch aber nach und nach ihren Einfluß verlieren. Dazu kommen dann noch die persönlichen Interessen der

Selbstsucht, welche die Wahrheit, wo sie den Neigungen entgegentritt, ungern einsehen will, und daher die Selbstthätigkeit des Denkens dazu anwendet, die Aufmerksamkeit von solchen Wahrheiten abzuwenden, oder dieselbe auf solche Vorstellungen hinzulenken, welche durch ihren Widerspruch jene zu entkräften scheinen.

Ursachen genug des langen schweren Kampfs, dem auch hier diejenigen, welche auf der mosaischen Grundlage glücklich weiter bauten, die Propheten, mit denen zu bestehen hatten, die sich ihnen wegen eingewurzelter Vorurtheile oder aus Selbstsucht widersetzten. Doch ging durch ihre oft mit harter Verfolgung vergoltene Bemühung allmälig viel Gutes in den Tact der Nation über; besonders ward der in der Tradition der mosaischen Belehrungen kaum angedeutete Glaube an die Vergeltung in einem künftigen Leben zu einer so festen Ueberzeugung des Volks erhoben, daß an demselben die grausame Intoleranz der syrischen Könige scheiterte.

Zwar ist es kaum glaublich, daß Moses, der ehrwürdige Reformator des religiösen Tacts seiner Nation, einen so wichtigen Gegenstand desselben, wie unstreitig die Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode ist, unberührt gelassen haben sollte; doch finden sich in den schriftlichen Ueberlieferungen der mosaischen Religion so wenige klare Belehrungen über diesen Punct, daß die erst spät erfolgende Entwickelung jenes Glaubens bei den Anhängern des Monotheismus dadurch zwar erklärt wird, aber doch um so befremdender erscheinen muß, weil die Keime jener Entwickelung dem menschlichen Geiste so tief eingepflanzt sind, daß auch die roheste Barbarei sie nicht ganz herauszureißen vermag, und einige Spuren ihrer Wirkungen selbst bei den ungebildetsten Völkern sichtbar werden.

Denn ungeachtet der Tact bald bemerkt, daß alle Kraft, also auch die menschliche Geisteskraft, nur aus ihren sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen erkannt werden kann, so bleibt es ihm doch auch nicht verborgen, daß der Mangel jener Wahrnehmung nicht das Aufhören der Kraft selbst beweise, weil die Kraft etwas Uebersinnliches ist, also fortdauern kann, wenn auch ihre Wirkung nicht wahrgenommen wird. Es ist ihm z. B. klar, daß die Kräfte, welche die Bewegung der Luft

verursachen, auch bei der völligsten Windstille nicht aufgehört haben zu existiren, weil er sie bald darauf wieder in ihrer vollen Thätigkeit wahrnimmt. Eben so wenig können beim Schlaf und in der Ohnmacht die geistigen Denk- und Willenskräfte ihre Existenz verloren haben, da sie ja beim Erwachen wiederum in der vorigen Wirksamkeit wahrnehmbar werden. So wird ihm der Schlaf ein Bruder des Todes, und dadurch zugleich ein Erwachen aus dem Todesschlaf in Aussicht gestellt. Zwar wird ihm ein solches Erwachen nicht sinnlich wahrnehmbar, ja es scheint sogar durch die Auflösung der körperlichen Materie des Leibes widerlegt zu werden. Aber diese scheinbare Ruhe beweist ihm nicht das Aufhören der geistigen Kräfte; und je mehr sich das dunkle Bewußtsein befestigt, daß die unsichtbaren Kräfte das Bleibende, die Materie aber, als die sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen derselben, das Wechselnde sind: desto weniger kann er die Auflösung des Leibes als einen Beweis des Aufhörens der geistigen Kräfte gelten lassen. Zeigt ihm doch auch jedes in die Erde gelegte Samenkorn, daß mit dessen Auflösung die Kraft zu einem erneuerten Aufblühen seiner Thätigkeit nicht zerstört wird.

Dazu kommen nun noch die Wirkungen der Zärtlichkeit und Liebe beim Tode hochgeschätzter und geliebter Personen. Ihre Vernichtung und deßwegen eine ewige Trennung von ihnen sich zu denken, wird dem gefühlvollen Herzen unerträglich, das in ihrem Dasein sein ganzes Lebensglück fand; nur die Hoffnung des Gegentheils kann dasselbe trösten, und es glaubt gern, was es so sehnlich wünscht; dieses wird ihm aber eben dadurch um so leichter, daß es ihm schon vorher wahrscheinlich gewesen ist.

Diese Wahrscheinlichkeit und Hoffnung erscheint nun aber dem entwickelten sittlichen Tact als eine unabweisliche Nothwendigkeit, und wird durch den geläuterten Religionsglauben zur sichersten Gewißheit erhoben.

Die Beobachtung der menschlichen Schicksale bringt nämlich den Tact zu der Erfahrung, daß die Angemessenheit des Denkens und Wollens zu dem, was er als wahr und gut erkennen muß, die Menschen gewöhnlich im Ganzen glücklich, das Gegentheil aber un-

glücklich mache. Damit verbindet sich dann auch der Abscheu, den dieses Gegentheil, wenn es gegen uns verübt wird, uns einflößt. Dadurch muß sich von selbst im Tact das Urtheil bilden, daß nur der gute Mensch verdiene, glücklich zu sein, das Unglück des Bösen aber, welches eine Wirkung seiner Vergehungen ist, als eine gerechte Strafe derselben betrachtet werden müsse; und daß dieses Urtheil wirklich das allgemein herrschende ist, sagt Jedem sein eigenes Bewußtsein und die unleugbare Erfahrung. Um so mehr empören den Tact die nur allzuhäufigen Ausnahmen von jener im Ganzen wahrgenommenen und gebilligten Einrichtung der menschlichen Schicksale, zumal weil es ihm schwer wird, einzusehen, daß solche Ausnahmen schlechthin unvermeidlich sind, wenn eine wahre uneigennützige Sittlichkeit nicht unmöglich werden soll. Denn um sie zu vermeiden, müßte alle freie Selbstthätigkeit des Wollens und Handelns aufgehoben werden, wodurch zwar alle Ungerechtigkeit unvernünftiger und böser Menschen, aber auch zugleich alle wahre Sittlichkeit vernichtet würde, weil diese eben auf der freien Selbstthätigkeit beruht. Doch wenn auch der Tact die Unvermeidlichkeit jener Ausnahmen anerkennt, so wird er sich doch nie mit dem Gedanken befreunden können, daß sie für den, welchen sie treffen, immerwährend sein und nicht später durch ein angemessenes glückliches Schicksal ausgeglichen werden sollen. Wenn also bei vielen der edelsten Menschen das gerade durch ihre Rechtschaffenheit verursachte unglückliche Schicksal bis an ihren Tod dauert, und sogar dieser auf eine grauenhafte Weise durch dieselbe herbeigeführt wird: so entsteht für den sittlichen Tact die unabweisliche Annahme: Es muß nach dem Tode einen Zustand der Vergeltung geben, in welchem dem Rechtschaffenen die Opfer des gegenwärtigen vergütet werden; und in diesem Zustande muß das Bewußtsein der Persönlichkeit oder der Identität der Person fortdauern, denn sonst würde die Vergeltung nicht ihr selbst widerfahren, sondern einem fremden Wesen, das darauf keinen Anspruch hätte. Der Glaube an ein künftiges Leben der nämlichen Persönlichkeit, welche im irdischen gedacht, gewollt und gehandelt hat, ist also für den sittlichen Tact ein unumgängliches Bedürf-

niß, um die Widersprüche zu lösen, in welche die Beobachtung der Schicksale der Menschen im Verhältnisse zu ihrer Rechtschaffenheit geräth.

Dazu kommt, daß die ganze Aufgabe des sittlichen Tacts an sich schon zu einer zwecklosen Spiegelfechterei herabsinkt, wenn es keine Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode gibt. Jene verlangt einen unaufhörlichen Fortschritt, um während des irdischen Lebens in der sittlichen Vollkommenheit im Erkennen, Wollen und Thun des Richtigen und Guten immer weiter zu kommen, und dieses kann ohne große Anstrengungen und Aufopferungen nicht geschehen. Ist aber der Tod das Ende der Existenz, so ist jenes ganze mühsame Streben, weil auf dessen Erfolg für das irdische Wohlsein nicht sicher zu rechnen ist, ja sogar dieses oft gerade durch jenes gestört wird, ohne allen Zweck und Nutzen, und eine eben so große Thorheit, als wenn Jemand mit großer Mühe und Aufopferung eine hohe Leiter ersteigen wollte, von der er weiß, daß sie vor Erreichung des Ziels zusammenbrechen und ihn wieder zu Boden werfen muß; daß er also dann nicht weiter gekommen ist, als alle diejenigen, welche keinen Schritt gethan haben. Denn eben so verhält es sich mit den Anstrengungen für die sittlichen Aufgaben, wenn der Tod die Existenz der Person vernichtet, weil die Vernichtung jeden Unterschied des Zustandes aufhebt. Wem also die sittlichen Aufgaben noch keine reine Thorheit geworden sind, dem bleibt der Glaube an die Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode ein unabweisliches Bedürfniß.

Noch dringender aber und unumgänglicher wird dieses Bedürfniß für den geläuterten Religionsglauben. Ihm zufolge muß nämlich die unbeschränkt vollkommene Ursache des Universums, also auch der Erde mit allen ihren Einrichtungen und Veränderungen, als ein allwissendes und allmächtiges, heiliges und gerechtes Wesen gedacht werden. Daher muß diesem der sittliche Zustand und das Schicksal jedes Menschen aufs genaueste bekannt sein. Als allmächtiges Wesen bedarf es aber schlechthin keiner Hülfe zur Erreichung seiner Absichten. Was es also als ein heiliges Wesen von den

Menschen fordert, das kann es unmöglich um seiner selbst willen, sondern nur zu dessen eigenem Besten fordern; eben als seine Gebote müssen aber die sittlichen Forderungen betrachtet werden, welche es durch die Einrichtung unserer geistigen Natur und durch die Ordnung der menschlichen Verhältnisse an uns gelangen läßt. Wie könnte nun seine Absicht, daß jene Forderungen zu unserm eigenen wahren Besten dienen sollen, in allen den nicht seltenen Fällen erreicht werden, in welchen die treue Befolgung des göttlichen Willens Unglück und Elend bis zum Tode, wohl gar einen grauenvollen Tod selbst zur Folge hat, falls dieser das Ende der Existenz wäre? Denn Demjenigen, der nicht existirt, kann selbst die Allmacht Nichts zum Besten gereichen lassen. Es ist daher der stärkste logische Widerspruch, folglich undenkbar, daß ein heiliger und gerechter Gott Denjenigen, welche eben wegen ihres treuen Gehorsams gegen seinen heiligen Willen seines Wohlgefallens am meisten würdig sind, durch eine Vernichtung ihrer Existenz im Tode alle Möglichkeit seiner vergeltenden Belohnung entziehen lassen könne. So gewiß es also einen heiligen und gerechten Gott gibt, eben so gewiß ist eine Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit nach dem Tode. Denn sie allein macht es möglich, daß er die Ausnahmen des von ihm im Ganzen angeordneten Verhältnisses zwischen Wohlsein und Würdigkeit, welche er eben wegen seiner Heiligkeit verstatten muß, vergüten, und zum Besten derer, die ihm redlich dienen, gereichen lassen kann.

Dieses Alles, dessen Gründe der Tact zwar nicht zum deutlichen Bewußtsein bringt, aber doch in seiner dunkeln Werkstatt auf die Ergebnisse seiner Thätigkeit mächtig einwirken läßt, macht es erklärlich, daß der Glaube an ein künftiges Leben sich schon auf den ersten Stufen der geistigen Entwickelung findet; nur verirrt er sich gewöhnlich, indem er der Phantasie freien Lauf läßt, um über die Modalität und den Ort der künftigen Existenz nähere Auskunft sich zu verschaffen. Alles aber, was dahin gehört, ist dem Menschen noch mehr verborgen, als seine irdische Zukunft, und es mußte dieses sein. Die Verschiedenheit des künftigen Zustandes von dem gegenwärtigen muß nothwendig so groß sein, daß sich keine passenden

Analogieen finden lassen, und ohne diese, die sich auf bekannte Wahrnehmungen beziehen, lassen sich eben so wenig einigermaßen adäquate Vorstellungen bilden, wie der Blinde sie von der Farbe zu erlangen vermag. Eben so wenig, wie diesem die genaueren Beschreibungen der Farben verständlich werden können, würden auch von uns die vollkommensten Schilderungen des künftigen Lebens richtig verstanden werden. Gewiß würde der Erfolg noch weit geringer sein, als wenn man einem Wilden auf einer neuentdeckten Insel eine adäquate Vorstellung von dem Leben und den Genüssen hochcivilisirter Europäer beibringen wollte. Daher müssen alle Versuche der Phantasten und Grübler sich nothwendig in innere Widersprüche verlieren. Gott hat unstreitig aus weisen Absichten den Blick in unsere Zukunft nach dem Tode noch weit dichter verhüllt, als er es schon in Ansehung unserer irdischen Zukunft gethan hat. Ist es also schon Thorheit, diese klar durchschauen zu wollen, so ist es noch thörichter, von jener das Nämliche zu verlangen. Denn so viel läßt sich wenigstens erkennen, daß eine genaue Kunde des künftigen Lebens, wenn sie auch nicht schon an sich für uns unmöglich wäre, unserer irdischen Wohlfahrt und Sittlichkeit nur nachtheilig sein würde. Denn sie würde uns entweder kalt lassen gegen Freuden, die unserer gegenwärtigen Empfindungsweise nicht angemessen sind, oder die Vorstellung derselben würde, wenn wir sie in ihrer ganzen Fülle zu fassen vermöchten, keine andere Wirkung haben, als uns das gegenwärtige Leben zu verleiden, und gegen Alles, was dieses darbietet, gleichgültig zu machen. Sie würde sogar unsere Sittlichkeit verunreinigen, denn die eigennützigen Motive der Furcht und Hoffnung, welche ihrer Reinheit schon jetzt nur zu vielen Eintrag thun, würden dann so mächtig werden, daß sie auch den besten Entschlüssen ihren eigentlichen sittlichen Werth rauben müßten, weil dieser eben auf der freien Selbstbestimmung beruht. Darum soll uns im gegenwärtigen Leben der Glaube genügen, daß im künftigen eine gerechte Vergeltung unfehlbar eintreten werde. Die nähere Bestimmung über den Ort und die Beschaffenheit derselben sollen und können wir ruhig dem überlassen, unter dessen Leitung auch unsere ganze irdische Zukunft

steht. Hier gilt das schöne Wort des Dichters: „Wer so viel schöne Gaben für Ohr und Augen schaffen kann, muß wohl was Bess'res haben."

Bei dem geläuterten Religionsglauben, welchen Moses seinem Volke mittheilte, konnte es also nicht fehlen, daß der Glaube an Vergeltung in einem künftigen Leben allmälig herrschend werden mußte, und wir finden auch wirklich in spätern Zeiten Beweise von einer Kraft desselben, welche im Stande war, die stärksten Versuchungen zu überzeugungswidrigen Entschlüssen zu überwinden. Dennoch wurde sein Einfluß auf ächte Sittlichkeit dadurch sehr gelähmt, daß immer mehr die Meinung vorherrschend ward, das Wohlgefallen Gottes, mithin das Schicksal des künftigen Lebens hange nur von der Angemessenheit der äußerlichen Handlungen zu gewissen, nicht einmal allgemeingültigen, sondern nur speciell für die besondern Bedürfnisse der Nation gegebenen Vorschriften ab. Dadurch wurde die positive Legalität mit der wahren Sittlichkeit, die auf der Gesinnung beruht, verwechselt, und der entscheidende Werth, den die letztere für das göttliche Urtheil haben muß, durch den Pharisäismus fast ganz verdrängt.

Erst Jesu, dem Stifter eines ächten, für die ganze Menschheit bestimmten Reichs Gottes, der eben deßwegen der wahre Gesalbte des Herrn (Messias, Christus, Sohn Gottes) genannt wird, war es vorbehalten, den religiösen Tact der Menschen überhaupt einer Reinheit und Vollständigkeit fähig zu machen, welche er vor ihm nicht erreichen konnte. Dahin mußten alle seine Lehren, wenn sie richtig verstanden wurden, führen; vorzüglich aber seine Lehren von Gott, als dem unbeschränkt vollkommenen Geiste, der nur im Geiste und in der Wahrheit würdig verehrt werden könne, also nicht durch einen bloß äußerlichen Pharisäismus, sondern durch Rechtschaffenheit der Gesinnung, die, wenn sie wahr und ächt ist, ein ihr angemessenes Verhalten zur nothwendigen Folge hat; daher er von dem Reiche Gottes sagt: „es kommt nicht mit äußerlichen Geberden, man kann auch nicht sagen, hie oder da ist es; denn siehe, das Reich

Gottes ist inwendig in euch"; ferner, als dem liebevollen Vater, nicht bloß eines einzelnen Volks, sondern der ganzen Menschheit, daher Alle sich als seine Kinder betrachten sollen, welches sie nicht bloß durch ihren Ursprung und ihre Anlagen schon sind, sondern vielmehr durch das Streben nach Aehnlichkeit mit ihm in ihrem Denken und Wollen und durch die Bewährung eines brüderlichen Verhältnisses gegen einander immer mehr zu werden suchen sollen; endlich als dem gerechten Vergelter der in diesem Leben bewiesenen Gesinnungen und Thaten in einem künftigen Leben.

Alle diese und die mit ihnen zusammenhängenden unschätzbaren Lehren wurden von ihm nicht nur auf die klarste, dem bloßen Tact faßlichste Weise mit der reinsten Sittlichkeit in die engste Verbindung gesetzt, sondern zugleich eben in dieser Verbindung durch sein ganzes Leben bis zum irdischen Tode erläutert und bestätigt. Dieses sind Vorzüge, durch welche die christliche Religion weit über alle andern hervorragt, und welche durch keinen Scharfsinn der Lehren einer philosophischen Speculation ersetzt werden können. Dazu kommt aber auch noch, daß das Außerordentliche seiner Schicksale und Thaten einen Glanz über die Person des Stifters der christlichen Religion verbreitet, der seine Schüler und Anhänger mit der höchsten Begeisterung erfüllte, und ihnen bei denen, welchen sie seine Lehren und Thaten verkündigten, ein starkes Zutrauen verschaffte, bevor noch diesen das neue Licht selbst klar wurde, das ihnen von jenen angezündet ward. Denn nur dadurch und durch das Beispiel der Standhaftigkeit, mit welcher der Gründer dieser Religion sich aufgeopfert hatte, und worin die Verkündiger derselben ihm nachahmten, konnte eine Religion, welche jedes unredliche und gewaltthätige Förderungsmittel verschmähte, und zufolge ihrer Beschaffenheit nothwendig verschmähen mußte, die zahllosen mächtigen Hindernisse besiegen, welche sich ihr von allen Seiten entgegenstellten. Besonders aber konnte der Glaube an die Vergeltung in einem künftigen Leben keine größere Stütze erhalten, als durch die Erfahrung, daß der Edelste aller Sterblichen, der vor Allen der Liebe des himmlischen Vaters würdig war, ein Leben voll Mühseligkeiten,

Entbehrungen und Verfolgungen eben wegen seines Gehorsams gegen den göttlichen Willen mit dem gräßlichsten Tode beschließen mußte. Denn dadurch ward es Allen klar, daß ein allmächtiger, heiliger und liebevoller Gott den, der aus Liebe und Gehorsam gegen ihn Alles aufopferte, unmöglich das Schicksal des ärgsten Missethäters leiden lassen konnte, ohne ihn herrlich zu entschädigen; daß also der Tod keine Vernichtung der Persönlichkeit sein könne, weil ohne die Fortdauer der Persönlichkeit in einem künftigen Leben jede Möglichkeit einer solchen Vergeltung aufgehoben wäre. Zugleich wurden auch durch das traurige Schicksal Christi mehrere von ihm schon während seines Lebens gelehrte höchst wichtige, aber gewöhnlich verkannte Wahrheiten bestätigt, nämlich: daß nicht jedes irdische Leiden ein Beweis des göttlichen Mißfallens sei; daß die wahre Menschenwürde schlechthin nicht durch die äußern Umstände des Standes und der Schicksale bestimmt werde; daß endlich der himmlische Vater, der zum Besten des sündigen Menschengeschlechts seinen Geliebten so viel hatte leiden lassen, auch dem Sünder seine Vaterliebe wieder zuwenden wolle, wenn es dessen ernstlicher Wille sei, wieder in den Zustand einer ächten Kindschaft überzugehen, oder sich mit Gott zu versöhnen.

So war also durch Christus Alles dargeboten, was von nun an den Tact Aller, die ihn zum Führer nahmen, zur vollkommensten Bildung, Erweiterung und Berichtigung ihrer sittlich-religiösen Vorstellungen leiten konnte und noch immer leiten kann, um sie zu ächten Kindern Gottes zu erziehen und seines väterlichen Wohlgefallens würdig zu machen. Seine Schuld ist es also nicht, wenn seine Absicht nicht bei Allen erreicht ist, wenn sogar viele seiner wichtigsten Lehren in das gerade Gegentheil umschlugen. Der Ursachen, welche dazu beitrugen, sind zu viele, um sie alle namhaft zu machen; doch dürfen einige derselben nicht übergangen werden, weil sie vorzüglich dazu beitragen können, die Wirksamkeit des Tacts zum Schlimmen wie zum Guten in ein helleres Licht zu stellen.

Eben weil der Tact das Vermögen ist, die Harmonie oder Dis-

harmonie eines Gedankens mit dem ganzen Vorrathe der im dunkeln Bewußtsein des Ich befindlichen Vorstellungen wahrzunehmen: so hangen seine Resultate von diesem Vorrathe ab. So lange daher dieser nicht geändert ist, können neue Gedanken nicht in die Ueberzeugung übergehen, bevor sie selbst eine Veränderung erlitten haben und dadurch mit jenem vorhandenen Vorrathe in Uebereinstimmung gebracht sind. Von diesem Vorrathe selbst aber werden nur einige durch die neuen Gedanken berichtigt, ein großer Theil dagegen bleibt noch eine geraume Zeit unberichtigt zurück. Zwar sollte nun das Christenthum neue Menschen schaffen, aber dieses konnte der Natur der Sache nach nur allmälig geschehen. Es war unmöglich, daß Juden und Heiden bei dem Uebergange zum Christenthum auf einmal alle von Jugend auf eingesogenen Vorurtheile ablegen konnten, wie man ein Kleid auszieht. Wenn auch einige dieser Vorurtheile, die der Annahme des Christenthums am schroffsten entgegenstanden, vor derselben beseitigt sein mußten, so blieben doch viele andere zurück, deren Unverträglichkeit mit der neuen Lehre anfangs nicht bemerkt war, die aber bald auf die Deutung derselben sehr merklich denjenigen Einfluß gewinnen mußten, den der exegetische Tact nothwendig auf jede Interpretation ausübt, und die daher Mißdeutungen mancher Art zu verursachen nicht unterließen.

Nun mußten aber die aus solchen Mißdeutungen abgeleiteten Schlüsse um so weiter von der Wahrheit abführen, je mehr auch diese Schlüsse selbst theils durch andere Vorurtheile, theils durch unreine Motive, deren Einwirkung auf die Selbstthätigkeit des Denkens oben gezeigt ist, unterstützt wurden. Zwar wäre nun deren nachtheiliger Einfluß gehemmt worden, und der Tact hätte sich allmälig von ihren Folgen geläutert, wenn die Irrthümer rechtzeitig durch eine besonnene wissenschaftliche Prüfung aufgedeckt wären. Aber in allen Gegenständen, welche ein mächtiges Interesse berühren, besonders also in den religiösen, wird jede Abweichung von denjenigen Vorstellungen, welche einmal die Oberhand erhalten haben, und an denen der Tact um so zäher festhält, je undeutlicher sie und ihre Factoren sind, als ein Verbrechen betrachtet und behandelt, dadurch aber jede wissen-

schaftliche, die reine Wahrheit anstrebende Prüfung erschwert, oder gar unmöglich gemacht.

Sobald darauf in der römischen Kirche die Behauptung ihrer Unfehlbarkeit, welche allen Abweichungen am besten Einhalt zu thun schien, Platz gegriffen hatte, war jeder von ihr angenommene Glaubenssatz gänzlich der Prüfung entzogen und auf gleiche Weise für jedes Mitglied derselben verbindlich. Dieses wird zwar von vielen ihrer Anhänger nicht anerkannt; aber von dem römischkatholischen Pfarrer Aloys Lindenbauer in der Schrift: „Ueber die gegenwärtige Stellung der katholischen Kirche, Augsburg 1844", eben so richtig und consequent als nachdrücklich ausgesprochen. Er sagt nämlich S. 15: „Das katholische Princip in seinem materiellen Princip ist: Glaube, was die von Christus gestiftete Kirche als solche zu glauben vorstellt; und des Katholiken Princip in seinem formalen Princip ist: Glaube, weil es die von Christus gestiftete Kirche als solche zu glauben vorstellt! — — Die Kirche betrachtet also einen Katholiken sogleich als einen, der alle Verbindung mit ihr dem Wesen nach aufgegeben hat, nicht nur, sobald er ihr Glaubensprincip, sondern schon, sobald er sich erlaubt, eines von den Dogmen, welche die Kirche als ihr überliefert lehrt, in zweifelnde Untersuchung zu ziehen. Denn sie verlangt so unbedingten Gehorsam, daß ein Mitglied, wenn es auch noch so hochansehnlich ist, sobald es vom katholischen Glauben auch nur in einem einzigen Puncte abweicht, ausgeschlossen wird, und wir haben in unserer Zeit auffallende und schreckliche Beispiele hievon gesehen." Daher heißt es auch S. 25: „Außer der Kirche kein Heil." Dem gemäß fügt er dann auch S. 88 hinzu: „Eben so wenig (wie die Anerkennung ihrer eigenen Freiheit) wird die katholische Kirche jemals das Princip aufgeben, daß die weltliche Macht die heilige Pflicht habe, den wahren Glauben zu fördern, den Irrthum aber nach besten Kräften auch nöthigenfalls durch weltliche Mittel unschädlich zu machen. Allein die unerforschliche Fügung Gottes kann Ausnahmen von diesem Princip nothwendig machen, welche abzuwenden außer dem Be-

reich menschlicher Kräfte liegt." — Auch das Breve des Papstes Clemens XIII. übergibt dem Feldmarschall Daun den geweihten Degen gegen Friedrich II. mit den Worten: „ut gladio hoc, quem Tibi mittimus, manibus Tuis gesto hæresin, cujus fœdissimum odorem exspiraverunt inferi, exstirpare possis."

Ist nun einmal durch die vorgebliche Unfehlbarkeit der Kirche, welche in „Flathes Vorläufer der Reformation" durch die schlagendsten Beispiele vollständig widerlegt wird, der Irrthum der Kirche für ein Heiligthum erklärt, an dem keine Prüfung sich vergreifen darf, so führt gerade die Consequenz der aus dem Irrthum abgeleiteten Schlüsse nothwendig immer weiter von der Wahrheit ab, und alle Möglichkeit, zu dieser zurückzukommen, ist gänzlich abgeschnitten. Es darf daher auch nicht befremden, daß das, was Christenthum genannt wurde, der Lehre Christi immer unähnlicher, zuletzt in eben den Pharisäismus ausartete, dessen Bekämpfung Christus ans Kreuz gebracht hatte. Ueberdieß hatte sich eben auf dem Grunde der vorgeblichen Unfehlbarkeit eine kirchliche Gesetzgebung (das canonische Recht) dergestalt entwickelt, und mit solcher Schroffheit ausgebildet, daß die wirkliche Befolgung desselben für jede bürgerliche Verfassung zerstörend werden mußte, ja sogar dieselbe eigentlich unmöglich machen würde, wie solches in des Herrn Superintendenten Eichlers Schrift: „Kein wohlgeordneter Staat kann die römischkatholische Kirche frei nach ihren Gesetzen leben lassen, Darmstadt 1854", unwiderleglich erwiesen ist. Endlich aber wurden die verderblichen, ja fürchterlichen Folgen jener vorgeblichen Unfehlbarkeit dem Tacte der Majorität, die unterdeß in verwandten Gegenständen des Denkens erheblich fortgeschritten war, so augenfällig und unerträglich, daß der oft gehemmte und grausam unterdrückte Prüfungsgeist nach vielen vergeblichen Versuchen zuletzt den Sieg erringen konnte.

Denn nur dieses machte die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts möglich, und setzte sie in den Stand, den furchtbaren Kampf zu bestehen, der ihrer harrte. Alle diejenigen nämlich, welche die Disharmonie dessen, was damals als Christen-

thum galt, mit der wahren Lehre Jesu nicht wahrnahmen, oder aus egoistischen Rücksichten nicht anerkennen wollten, boten gegen die Reformatoren alle die gewaltthätigen Mittel auf, durch welche es ihnen früher mehr als Ein Mal gelungen war, den von ihnen verabscheuten Prüfungsgeist zu unterdrücken. Solches wäre ihnen auch damals wahrscheinlich gelungen, wenn nicht jener Geist theils durch die vorgeschrittene Einsicht, theils durch das immer wachsende Gefühl des unerträglichsten Jochs eine solche Stärke erlangt hätte, daß er der Gewalt zu trotzen wagte, theils durch mehrere zusammenwirkende Umstände gekräftigt worden wäre, den Sieg zu erringen.

Aber die Wirkungen des Prüfungsgeistes, ohne welchen die Reformation weder entstehen noch Fortgang gewinnen konnte, und den sie daher auch unter dem Namen der Gewissensfreiheit für sich in Anspruch nahm, konnten um so weniger bei allen Denkern in völlig gleichen Resultaten sichtbar werden, je mehr die Gründe, auf welchen ihre Urtheile beruhten, noch im Dunkel des Tacts verborgen waren, und auch da, wo sie deutlicher hervortraten, nur unbestimmt gedacht und ausgesprochen wurden. Daher mußten diese sehr verschieden aufgefaßt und zu noch verschiedeneren Schlüssen angewendet werden; daraus aber eine Menge von Streitigkeiten und Spaltungen entstehen, welche die Kirche der Reformation in unzählige, einander befeindende Secten zu zersplittern drohte. Denn theils war man nicht im Stande, die eigentliche Ursache der Differenzen aufzufinden und zu beseitigen, weil man sie nicht aus dem Dunkel des Tacts ans Licht zu ziehen vermochte, theils klebte an diesem Tact noch immer eben das Vorurtheil, welches die alte Kirche zur Behauptung der Infallibilität verleitet hatte, daß nämlich eine kirchliche Gemeinschaft nur bei einer völligen Uebereinstimmung mit allen Satzungen der Kirche möglich sei, theils mischten die menschlichen Schwächen der Eitelkeit und Rechthaberei sich hinein, und reizten die leidenschaftliche Heftigkeit zur Sectenbildung.

Mit Recht sagt daher Herr A. Schmidt in der Deutsch. Zeitschr. 1852 S. 305: „Es ist wahr, mit völlig fertigen und unabänderlichen Formen läßt sich eine Kirche bequem regieren, so lange es noch etwas

zu regieren gibt, wie man in Rom wohl sieht. Aber Ein Rom gibt es daher nur, und, da eine evangelische Kirche niemals Rom werden kann, so werden die, welche in ihr Wissenschaft und Leben in unabänderlichen Formen fangen und bannen wollen, es am wenigsten verhüten, daß sich die evangelischen Kirchen Deutschlands in lauter Secten und losgerissene Gemeindlein auflösen. Wer nicht den kirchlichen Bestand an dem Einzigen, was fester steht als Himmel und Erde, an dem sich immer reicher und reiner auslegenden Worte der Schrift beständig zu erneuern weiß, der weiß das Bestehende nicht zu erhalten."

Eine solche Auslegung kann aber nur in einer wissenschaftlichen, den exegetischen Tact controlirenden Hermeneutik eine sichere Grundlage finden; diese war aber zur Zeit der Reformation um so weniger zu erwarten und zu fordern, da sogar jetzt noch das Bedürfniß derselben kaum anerkannt und zu befriedigen versucht wird.

Die Verlegenheiten, welche daraus entstanden, verblendeten nun, wie es so oft in den Conflicten des Lebens geschieht, gegen den Widerspruch, in welchen man mit den eigenen Hauptgrundsätzen der Reformation gerieth; man wußte sich nicht anders zu helfen, als daß man neben denselben eine Menge verschiedener, zum Theil sehr streitiger Glaubenssätze zu Bedingungen der Theilnahme an der kirchlichen Gemeinschaft machte. Die Ursachen und Folgen dieser Verirrung vollständig zu erörtern, dieses geht über den Zweck der vorliegenden Schrift hinaus; doch dürfen sie nicht ganz unberührt gelassen werden, weil sie nicht bloß auf den ganzen Zustand des Religionsglaubens einen mächtigen Einfluß gehabt haben, sondern auch nicht wenig beitragen können, das ganze Verhältniß von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen in ein helleres Licht zu stellen.

Das seit der Restauration der Wissenschaften möglich gewordene und durch die Erfindung der Buchdruckerkunst erleichterte eifrige Studium der Quellen des ursprünglichen Christenthums in den Grundsprachen hatte die Reformatoren zu der lebhaften Ueberzeugung gebracht, daß es Christi Hauptabsicht war, sich der die ächte Sittlichkeit

zerstörenden äußerlichen Werkheiligkeit der Pharisäer zu widersetzen, um eine ächte Sittlichkeit durch die Anerkennung des Grundsatzes möglich zu machen, daß nur die gute, dem Willen Gottes gemäße Gesinnung, nebst dem aus derselben nothwendig (wenn sie anders wirklich und wahr vorhanden ist) folgenden Verhalten, das Wohlgefallen Gottes erwarten dürfe.

Die Gesinnung ist nämlich die bestimmte Richtung des Willens. Aber diese Richtung entsteht nicht ohne alle bestimmende Ursache, sondern vielmehr aus Vorstellungen und Gedanken; diese aber entweder auf das Angenehme und Unangenehme oder auf das Wahre und Gute richten (d. h. durch Selbstbestimmung jenes oder dieses zum Bewußtsein bringen oder zurücktreiben, dadurch aber einem von beiden das Uebergewicht verschaffen) zu können, darin besteht eben das Wesen der Freiheit des Willens. Ist nun auf diese Weise eine Richtung des Willens entstanden, so folgt daraus der Entschluß (das bestimmte Wollen); und wenn dieser wirklich vorhanden ist, so wird es an dem Bestreben, ihn zur Ausführung zu bringen, nicht fehlen. Wenn also das äußerliche Verhalten mit einer Gesinnung im Widerspruch steht, so ist diese sicherlich nicht vorhanden. Wer thut, was meine Wohlfahrt stört, der liebt mich nicht, wie sehr er auch seine Liebe betheuren mag. Aber umgekehrt läßt sich aus einer Handlung nicht die Gesinnung mit Sicherheit erkennen. Die Ausführung des guten Willens kann durch Hindernisse gestört werden, deren Beseitigung nicht in der Macht des Wollenden steht, folglich ihm nicht zugerechnet werden darf. Auch läßt sich aus der Beschaffenheit einer Handlung an sich nicht mit einiger Sicherheit auf die Absichten und Motive derselben schließen, von denen ihr sittlicher Werth allein abhängt, und welche allein ganz von der Selbstbestimmung des Menschen abhangen. Diese aber sind etwas rein Innerliches, welches nur von dem allwissenden Herzenskündiger mit Sicherheit erkannt werden und sein Wohlgefallen oder Mißfallen bestimmen kann.

Die Nothwendigkeit dieses gegen die Ausartung der alten Kirche in pharisäische Werkheiligkeit gerichteten Grundsatzes war den Refor-

matoren durch den schamlosen Ablaßhandel ihres Zeitalters vorzüglich klar geworden, und trieb sie zunächst zur entschiedensten Opposition. Dieses erhellet mit unverkennbarer Deutlichkeit aus der Apologie der A. Conf., wo zu Artikel 7 und 8 gesagt wird: „Man muß die Kirche als lebenden Leib Christi beschreiben, um recht zu wissen, wodurch wir Glieder Christi und lebende Glieder der Kirche werden; sonst lernt Niemand, daß Christi Reich in Gerechtigkeit des Herzens und in der Gabe des heiligen Geistes bestehe; sondern man meint, es sei nur eine äußerliche Beobachtung gewisser Gebräuche und Gottesdienste. Was wäre dann für ein Unterschied zwischen dem Volk des Gesetzes im A. T. und der Kirche? — — So sagt Christus zu den Pharisäern, welche ja gewiß in äußerer Gemeinschaft mit der Kirche, d. h. mit den Heiligen unter dem Gesetzesvolk, standen: „Ihr seid von dem Vater dem Teufel (Joh. 8 V. 44)." Daher war es natürlich, daß sie diesen Grundsatz, den sie mit dem biblischen Ausdruck „die Rechtfertigung durch den Glauben" bezeichneten, zuerst und eifrigst vertheidigten. Nicht mit Unrecht wird er deßwegen das materiale Princip der Reformatoren genannt.

Gleichwie sie nun jenen Grundsatz mit Hülfe ihres reinen sittlichen Tacts aus den ursprünglichen Quellen des Christenthums geschöpft hatten, welche den Namen der heiligen Schriften (biblia sacra) oder, wiewohl minder genau, „der heiligen Schrift" führen, geschöpft hatten, so mußten sie ihn auch mit deren Aussprüchen wider die Gegner vertheidigen. Davon durften sie sich aber wenig Erfolg versprechen, so lange neben derselben die kirchliche Tradition gültig blieb. Denn diese war durch die von ihr sanctionirte Auslegung der heiligen Schrift und durch die daraus abgeleiteten Schlüsse sowohl die Quelle als die Stütze des Pharisäismus der Kirche. Daher sahen sie sehr bald sich genöthigt, sich auf die Erfahrung zu berufen, daß die Urheber der Tradition oft einander und sich selbst widersprochen hätten, wodurch die ihnen zugeschriebene Unfehlbarkeit längst hinreichend widerlegt wäre; daß also „aus der Schrift allein und hellen klaren Gründen" bewiesen werden müsse, was

ächte Lehre Jesu sei oder nicht. Diesen Grundsatz pflegt man das formale Princip der Reformation zu nennen; doch dürfte der Ausdruck „das Erkenntnißprincip derselben" vorzuziehen sein.

So beifallswerth aber auch jene beiden Grundsätze sind, so sieht man doch aus ihrer unbestimmten Fassung, daß sie mehr einem richtigen Tact als einer wissenschaftlichen Prüfung ihren Ursprung verdanken. Denn was zuerst die Rechtfertigung durch den Glauben betrifft, so lassen sich mit beiden Begriffsbezeichnungen die verschiedensten Begriffe verbinden. Besonders wird unter dem Worte Glauben häufig nicht die sittlich-religiöse christliche Gesinnung und daraus erfolgende Ueberzeugungstreue, sondern vielmehr ein bloßes unfruchtbares Fürwahrhalten oder Geltenlassen gewisser kirchlicher Dogmen verstanden; wenigstens bleibt die Wahl frei zwischen den verschiedenen Vorstellungen, welche der Tact mit dem Worte Glauben verbindet. Daher lag wenigstens die Mißdeutung nahe, daß das bloße Fürwahrhalten gewisser von der Kirche angenommener Glaubenssätze das Wohlgefallen Gottes zu erwarten habe, das Thun aber gleichgültig sei. Dadurch näherte man sich theils dem katholischen Grundsatze, daß jede Abweichung vom Kirchenglauben eine Ketzerei und vor Gott das größte Verbrechen sei, wodurch jede Glaubens- und Gewissensfreiheit wiederum vernichtet ward; theils beförderte man eine Gleichgültigkeit gegen die sittliche Thätigkeit, welche noch schlimmere Folgen haben konnte, als die pharisäische Werkheiligkeit, und schon Luther in seinen letzten Lebensjahren manchen Kummer verursachte.

Nicht weniger bedenklich ist aber auch die Unbestimmtheit des Erkenntnißprincips. Unmöglich können alle die verschiedenen Schriften der Büchersammlung, welche die heilige Schrift genannt wird, eine gleich wichtige und zuverlässige Erkenntnißquelle für das Christenthum sein. Was das alte Testament für die Kenntniß der Entwickelung der mosaischen Religion ist, das kann offenbar nur das neue Testament für die christliche sein. Für diese kann also zunächst nur das neue Testament in Betracht kommen, das alte aber nur, in wie fern jenes sich auf dieses bezieht, dessen Kenntniß voraussetzt und

damit übereinstimmt. Sogar auch das neue Testament besteht aus mehreren Schriften verschiedener Verfasser, denen Luther selbst nicht gleiche Auctorität zugestehen wollte, wie sein hartes Urtheil über den Brief des Jacobus beweist.

Ferner kann jede Schrift, also auch die heilige, nur dann eine Quelle richtiger Erkenntniß werden, wenn sie richtig verstanden wird, weil sie nichts anderes als Wörter, d. h. Gedankenzeichen, enthalten kann, aus denen der Gedankeninhalt erst gefunden werden soll. Dieses wird freilich aus den oben wiederholt angegebenen Ursachen von dem Tact nicht erkannt, wie er denn leider auch jetzt noch von gegebenen Gedanken spricht, wo er sich der ärgsten Mißdeutungen schuldig gemacht hat. Soll also der Satz, daß die heilige Schrift die einzige zuverlässige Quelle des ächten Christenthums ist, die nöthige Bestimmtheit erhalten, so darf der Zusatz: die richtig verstandene heilige Schrift, nicht fehlen. Zu einem gründlichen Beweise aber, daß sie richtig verstanden sei, bedarf es einer wissenschaftlichen Hermeneutik, und diese konnte zur Zeit der Reformatoren unmöglich existiren, weil die vermeinte Unfehlbarkeit der Kirche sie völlig überflüssig machte. Weil jedoch die protestantische Kirche eine solche Unfehlbarkeit, welche sie der römischen Kirche ableugnet, unmöglich sich selbst zuschreiben kann: so gerieth sie gleich anfangs durch die Erasmische Behauptung, scripturas esse obscuras et ambiguas, in eine nicht geringe Verlegenheit, der Luther Nichts anderes entgegenzusetzen wußte, als den Machtspruch: Breviter, non est humanum inventum illa vox, sed incredibili malitia ipsiusmet principis omnium dæmonum in orbem missum virus. Damit ist aber die Sache nicht abgemacht; denn daß er selbst und seine Gegner oft, ohne Zweifel bona fide, einen nicht bloß verschiedenen, sondern sogar ganz entgegengesetzten Sinn in den nämlichen Schriftstellen gefunden haben, läßt sich unmöglich leugnen, aber auch nicht erklären, ohne jener Erasmischen Behauptung eine gewisse Wahrheit zuzugestehen. Daß auch Herr Professor Tholuck der nämlichen Ansicht ist, beweist er in seiner Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte 1837 S. 439, wo er sagt: „Wie viel dazu gehört, so zu schreiben, daß sich mit einer

Willenserklärung nur ein einziger Sinn verbinden läßt, zeigen die Testamente; ja, wo die Rede über die allerdürrsten assertorischen Sätze hinausgeht, möchte es sogar schlechthin unmöglich sein, durch äußere Redemittel Mißverständnisse auszuschließen, — und mehr noch ist dieses der Fall bei alten Schriftstellern, die nicht für uns, sondern für ihre Zeitgenossen geschrieben haben, die Manches wußten, was uns unbekannt ist." Wird also die traditionelle Interpretation einer angeblich unfehlbaren Kirche verworfen, wie Luther dieses mit Recht thut, und nothwendig thun mußte: so konnten nur wissenschaftliche Gründe zur Entscheidung zugelassen werden, und diese nur in einer wissenschaftlichen Hermeneutik ihre Grundlage finden. So lange diese fehlt, mangelt es also der ganzen protestantischen Kirche an ihrem eigentlichen unentbehrlichen Fundamente, ohne welches sie gleichsam in der Luft schwebt. In den stärksten und bestimmtesten Ausdrücken finde ich nun auch diese, wie es scheint, eben so unleugbare als wenig beachtete Ansicht durch den ausgezeichnet gelehrten, scharfsinnigen und wahrheitliebenden Dr. Joh. Schultheß bestätigt. Denn in der kleinen Gratulationsschrift zur dritten Säcularfeier der Genfer Kirche im Jahr 1835 sagt er S. XXVII: „Donec autem interpretatio librorum sacrorum ad scientiæ robur provecta non erit, fundamentum ecclesiæ evangelico-protestantis vacillabit incertum, varium, mobile, controversum, hostibusque nimis speciosas occasiones præbebit ecclesiam nostram traducendi.

Eben wegen dieser Haltungslosigkeit ist sie in unaufhörlicher, durch die Erfahrung hinreichend bestätigter Gefahr, in zahllose Secten zu zersplittern und die Beute einer Kirche zu werden, welche durch die colossale Anmaßung ihrer Unfehlbarkeit sich eine scheinbare Consequenz für alle ihre übrigen irrthümlichen Behauptungen verschafft, dadurch aber Viele bethört. Daher gereicht es der protestantischen Kirche zu geringer Ehre und zu unaussprechlichem Schaden, daß sie bei der Hermeneutik, auf welcher die ganze wissenschaftliche Consequenz ihres Systems beruht, jedes Vordringen zum eigentlichen Kern derselben, d. h. zur Untersuchung des exegetischen Tacts,

vernachlässigt, und sogar die ganze Wissenschaft immer mehr von fast allen protestantischen Universitäten verschwinden läßt.

Eben so beifallswerth ist es ferner, wenn die Reformatoren helle, klare Gründe fordern, und sich auf dieselben bei ihrer Vertheidigung berufen. Ihrer bedarf es schon für die richtige Interpretation weit mehr, als diejenigen für nöthig halten, denen der bloße exegetische Tact genügt, ungeachtet derselbe ihnen eine völlig unbekannte Kraft ist, und die daher von einer wissenschaftlichen Hermeneutik nichts wissen wollen. Noch nothwendiger sind sie jedoch für die Schlüsse, welche aus den Ergebnissen der Interpretation gezogen werden. Aber der Ausdruck „helle, klare" zeigt deutlich genug seine Abstammung aus dem bloßen Tact, denn er bezeichnet nichts anderes, als das Bewußtsein der Harmonie der Gründe mit dem unbewußten Gedankenvorrath des denkenden Subjects. Doch darf man mit Recht ein Mehreres fordern. Denn es ist allen Menschen Jahrtausende hindurch „hell und klar" gewesen, und vielen noch jetzt, daß die Gestirne sich täglich um die Erde drehen, ungeachtet es nicht wahr ist. Ebenso ist auch in religiösen Angelegenheiten Vielen hell und klar, was mit ihren Vorurtheilen übereinstimmt, aber nichts weniger als wahr und richtig ist.

Auch den Reformatoren konnte daher Einiges hell und klar erscheinen, was nicht als absolute Wahrheit zu betrachten ist, und Luther selbst leugnet dieses nicht. Er gesteht vielmehr freimüthig, daß er sich nicht sogleich von allen Eindrücken des Papstthums habe losmachen können, und wünscht sogar seinen Schriften den Untergang, damit sie nicht Jemand zum Irrthum verleiten könnten. Daher trägt sogar Dr. Tholuck in seiner Abhandlung über die Articuli fundamentales (Deutsche Zeitschrift für christl. Wissenschaft ꝛc. 1851 März) kein Bedenken, dem Dr. Hagen beizustimmen, der in seinem „Geist der Reformation II, 37" sagt: „Der Zufall machte bei Luther gar Manches; es kam darauf an, von welcher Seite ihm irgend eine Sache zuerst erschien, um sich für immer gegen oder für sie zu erklären, oder in welcher Beziehung die Vertreter einer Richtung zu seiner Person standen."

Um so gefährlicher mußte daher nun auch die unbestimmte scheinbare Duplicität des protestantischen Erkenntnißprincips: „Schrift **und** helle, klare Gründe, oder Offenbarung **und** Vernunft, Glauben **und** Wissen", für die Reformation werden. So lange man nämlich aus gänzlicher Unkunde des exegetischen Tacts von gegebenen Gedanken träumte, konnte dem Tact überhaupt die Frage nicht entgehen, welche von beiden Auctoritäten in einem Conflicte den Vorzug haben solle? Unvermeidlich aber war es, daß daraus nichts Anderes entstehen konnte, als zwei einander heftig bekämpfende Hauptparteien, deren eine die Gefangennehmung der Vernunft forderte, sobald diese sich den Resultaten einer derjenigen Interpretationen widersetzte, welche von den verschiedenen Secten zu Tage gefördert wurden, während die andere Hauptpartei die Schrift verwarf, sobald sie nach ihrer oft eben so einseitigen Tactinterpretation sich nicht sogleich mit den vermeinten oder wirklichen Wahrheiten in Uebereinstimmung wollte bringen lassen. Der unaufhörliche Streit, der daraus nothwendig entstehen mußte, hat mehr als alles Andere der Reformation geschadet, die Zersplitterung in zahllose Secten befördert, die Achtung gegen die Schrift geschwächt und die protestantische Kirche mehr als einmal an den Rand des Abgrunds gebracht. Dennoch ist nie etwas Gründliches und Probehaltiges geschehen, um den Uebeln, welche aus dieser scheinbaren Duplicität des protestantischen Erkenntnißprincips nothwendig hervorgehen mußten, abzuhelfen. Auch ist es unmöglich, dahin zu gelangen, so lange jede wissenschaftliche Hermeneutik, die nur aus der allgemeinen hervorgehen kann, vernachlässigt und geringschätzig behandelt wird. Begreiflich ist es jedoch, daß auch diese weder beachtet noch verstanden wird, so lange der Tact überhaupt, folglich auch der exegetische, der bei jeder Interpretation das Hauptmotiv der Entscheidung ist, ein völlig unbekanntes Gebiet bleibt. Denn nur durch die allgemeine Hermeneutik kann es nachgewiesen werden, daß die vermeinte Duplicität des protestantischen Princips für Jeden, der Zutrauen zur Schrift hat, eine bloß scheinbare ist, und eben in der Hermeneutik ihren Vereinigungspunct findet. Dieses ist schon oben

S. 91 angedeutet, aber im „Beitrag zur allgemeinen Hermeneutik § 181 u. f." ausführlich erwiesen. Daraus erhellet nämlich, daß unter Luthers „Schrift und helle, klare Gründe" nichts Anderes zu verstehen sei, als: ein vernünftiges (d. h. dem menschlichen Vermögen, Wahrheit vom Irrthum zu unterscheiden, angemessenes) Verstehen, und eine vernünftige Auslegung der heiligen Schrift. Nichts sollte daher der protestantischen Kirche wichtiger sein, als die Nothwendigkeit und die Erfordernisse einer solchen Auslegung zum deutlichen und möglichst allgemein verbreiteten Bewußtsein zu bringen, welches eben die Aufgabe der Hermeneutik ist.

Höchst ungerecht wäre es jedoch, jene Unbestimmtheiten den ehrwürdigen und verdienstvollen Reformatoren zum Vorwurf zu machen, die mit unerschütterlichem Muthe und Gottvertrauen einer Gefahr trotzten, welcher oft Könige und Kaiser unterlegen waren. Die Schuld lag nicht an ihnen, sondern am damaligen Zustande der Wissenschaften, welcher auch auf die zu einer richtigen Interpretation nicht minder unerläßliche Sprach- und Sachkunde einen bedeutenden Einfluß haben mußte. Zwar was die Fertigkeit in den Grundsprachen betrifft, so dürfte Mancher der Reformatoren von Wenigen unsers Zeitalters übertroffen werden. Aber die wissenschaftliche Grammatik jener Sprachen, so wie die Kritik des Textes hat seit ihrer Zeit unleugbare Fortschritte gemacht, und noch größer sind diese in der Sachkunde geworden; Geschichte, Alterthumskunde, Geographie und Naturkunde haben seitdem eine durchaus veränderte Gestalt gewonnen; und auch von ihren Ergebnissen hängt das richtige Verstehen alles desjenigen, was sich auf dieselben bezieht, wesentlich ab. Obgleich ferner die Reinheit und Klarheit des sittlich-religiösen Urtheils der Reformatoren, welches gleichfalls bei der Interpretation der heiligen Schrift von entscheidendem Einfluß ist, hohe Bewunderung verdienen: so folgt daraus doch nicht, daß die Farbe ihres Zeitalters und früheren Mönchsstandes ohne Einfluß auf ihren Tact gewesen sei. Dieses wäre gegen die Natur desselben gewesen. Ist auch die Unrichtigkeit gewisser Vorstellungen erkannt, so ist ihr Einfluß dadurch noch nicht

völlig vernichtet; ein eingewurzelter Gespensterglaube schreckt noch lange den, der die Richtigkeit desselben vollkommen begriffen zu haben glaubte. Auch beweist Luthers eigenes oben erwähntes Bekenntniß, daß es sich mit ihm so verhielt, wie es nicht anders sein konnte.

Alle diese Mängel des eben so nothwendigen als verdienstvollen Werks würden sich indessen allmälig verloren haben, wenn der Weg einer besonnenen wissenschaftlichen Prüfung ohne die Anmaßung der eigenen Infallibilität, den die Reformatoren betreten hatten, auch später fortgesetzt wäre. Leider vereinigten sich aber mehrere Umstände, jenen Weg nur zu bald zu verlassen, und großentheils auf den Pfad der alten Kirche zurückzukehren, indem man, wie sie es längst gethan hatte, jede Abweichung von den einmal angenommenen Vorstellungen als eine verbrecherische Ketzerei betrachtete, und nicht selten hart bestrafte. Dieser offenbare, eben so schimpfliche als schädliche Widerspruch zwischen der theoretischen Anerkennung und der praktischen Verleugnung des Princips der Glaubens- und Gewissensfreiheit scheint zwar unbegreiflich, ist es aber eben so wenig, wie viele andere Widersprüche im menschlichen Leben, wenn man die Umstände erwägt, welche dahin führten.

Zuerst bewirkte nämlich die gerechte Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe, welche die Reformatoren bei ihren Freunden und Anhängern fanden, daß man, überzeugt von der Richtigkeit ihrer Ansichten überhaupt, geneigt war, sie auch von jeder einzelnen anzunehmen; und daß man jede Abweichung schon deßhalb mißbilligte, weil sie das Zutrauen zur Hauptsache zu beeinträchtigen schien. Zwar durfte man nicht behaupten, daß die Reformatoren sich nicht irren konnten; aber man war doch geneigt zu glauben, daß sie sich niemals geirrt hätten, und betrachtete daher mit um so größerm Widerwillen Alles, was diesen Glauben stören konnte, je weniger man sich im Stande sah, die Einwürfe, welche gegen Einzelnes erhoben wurden, gründlich zu widerlegen. Diese erschienen daher leicht auch ohne weitere Untersuchung als Irrthümer, oder gar als Feindseligkeit gegen die ganze Sache.

Diese Meinung schien nun aber um so nothwendiger, weil die römische Behauptung „extra ecclesiam nulla salus“, welche wesentlich auf der Anschauung beruht, daß eine infallible Religionsüberzeugung die Möglichkeit des ewigen Heils bedinge, unmöglich aus den Köpfen der Protestanten sogleich verschwunden sein konnte. Hat doch eine solche Anschauung noch lange zu der traurigen Mißdeutung der „Rechtfertigung durch den Glauben“ beigetragen, und sogar Protestanten zu Haß und Verfolgung ihrer Mitbrüder getrieben, wenn diese in irgend einem für fundamental gehaltenen Dogma von der Tradition der Reformatoren abwichen. Anfangs glaubte man durch die heil. Schrift in den Besitz der untrüglichen Wahrheit gesetzt zu sein, weil man leicht erkannte, daß sie gegen die gröbsten Verirrungen der römischen Kirche in der einleuchtendsten Opposition stehe. Aber man konnte damals noch nicht erkennen, was leider noch heutigen Tages wegen unverantwortlicher Vernachlässigung der allgemeinen Hermeneutik von Vielen nicht erkannt wird, daß in keiner Schrift die Gedanken selbst „gegeben“ werden können, sondern nur Wörter, d. h. Gedankenzeichen, die oft mehrdeutig sind, und daß aus diesen Gedankenzeichen die beabsichtigten Gedanken erst gefunden werden müssen, aber auch sehr leicht gemißdeutet werden können; daß also auch die Reformatoren ohne die Infallibilität, welche sie sich selbst eben so sehr als der römischen Kirche absprachen, nicht vor jeder Mißdeutung absolut geschützt sein konnten. Auch jetzt noch ist jene Meinung von der Nothwendigkeit der absoluten Wahrheit der Religionsüberzeugung, als *πρῶτον ψεῦδος*, die Hauptursache der mit neuer Bitterkeit erwachten Streitigkeiten in der protestantischen Kirche. Viele sogenannte Rationalisten haben sich dadurch verleiten lassen, die Resultate der Vernunft (d. h. des menschlichen Prüfungsvermögens) als untrüglich darzustellen, ohne zu bedenken, daß absolute untrügliche Wahrheit nur bei einem unbeschränkt vollkommenen Wesen, also bei Gott, zu finden ist, Menschen aber, als beschränkte, einer allmäligen Entwickelung bedürftige Wesen, sich, wie oben sogar von der angewendeten Mathematik anerkannt ist, mit möglichster Annäherung an die absolute Wahrheit begnügen müssen. Noch weit sichtbarer aber ist dieses Vor-

urtheil bei den Confessionsverehrern. Diese sagen: „Ich brauche Wahrheit und Gewißheit im Leben und Sterben. Ich kann aber nicht warten, bis die streitenden Exegeten und die einander annihilirenden Philosophen dieselbe gefunden haben, darum muß ich mich an die Kirche und deren Bekenntnisse halten." Dieses Urtheil ist sehr verführerisch für Viele, weil es eine nicht bloß scheinbare, sondern bis zu einem gewissen Grade wirkliche Wahrheit enthält. Es ist bereits oben (Theil I, Abschnitt II, B) erwiesen, daß Keiner in allen Fächern der menschlichen Erkenntniß der Auctorität des Zutrauens entbehren kann, daß sie also auch bei der Religionserkenntniß, der schwierigsten von allen, keineswegs schlechthin für unnöthig oder gar für verwerflich erkärt werden darf. Verwerflich wird sie aber, sobald sie eine blinde Unterwerfung fordert, d. h. verlangt, daß sie auch da gelten solle, wo und so lange sie mit irgend einer unbezweifelten Wahrheit in Widerspruch steht, mag dieser nun aus einer Mißdeutung der Auctorität, oder aus einem Irrthum derselben, oder aus einem Fehler der unbezweifelten Wahrheit herrühren. So lange nämlich Jemand diesen Widerspruch nicht zu beseitigen vermag, soll er zwar eine achtbare Auctorität deßhalb nicht leichtsinnig verurtheilen, weil die Schuld an ihm selbst liegen kann; aber er darf derselben auch in dem betreffenden Puncte nicht folgen, sondern muß die Sache vorläufig unentschieden lassen, denn Widersprüche in Gedanken, Worten und Handlungen wissentlich bei sich zu dulden, ist Heuchelei und das Grab aller Gewissenhaftigkeit. Wird also Unterwerfung oder Zustimmung verlangt, so muß entweder der Widerspruch befriedigend beseitigt, oder wenigstens das bewiesen werden, daß sowohl die Auctorität selbst als auch die Auffassung ihrer Aeußerungen untrüglich sei. Geschieht ersteres, worauf jedoch die neueste Theologie sich durchaus nicht einlassen zu wollen scheint, so ist die Schwierigkeit gehoben; letzteres hingegen ist in der protestantischen Kirche schlechthin unmöglich, während es in der römischen Kirche zwar behauptet, aber durch ihre ganze Geschichte und Entwickelung hinreichend widerlegt wird. Jeder gewissenhafte protestantische Christ muß sich also für sein „Leben und Sterben" mit der Wahrheit

begnügen, welche ihm durch die ihm von Gott verliehenen Mittel zugänglich ist, und, wenn er dieser gewissenhaft folgt, sich der Gnade Gottes getrösten.

Dazu kam die Unfähigkeit oder Trägheit der Mehrzahl, welche sich mit der Prüfung fremder Gedanken nicht befassen kann oder mag, und daher mehr geneigt ist, in verba magistri zu schwören, als sich selbst einem Geschäfte zu unterziehen, dessen Gelingen ihnen zweifelhaft ist, oder gar sein muß. Diese folgen lieber einer Auctorität, welche sich ihr Zutrauen erworben hat; und wenn sie selbst zu einer gründlichen Prüfung unfähig sind, so handeln sie darin vollkommen richtig, sobald nur ihr Zutrauen gegründet und richtig ist. Je seltener aber in einem Zeitalter die Prüfungsmittel sind, desto Mehrere müssen sich in diesem Falle befinden.

Endlich verursachten auch die Nachstellungen der alten Kirche und die Gefahren, welche einige der eifrigsten Anhänger der neuen dieser selbst durch ihre Thorheiten und Ueberstürzungen bereiteten, große und peinliche Verlegenheiten. Die erstere erlaubte sich nämlich nicht nur die rohesten Gewaltthätigkeiten, sondern auch List und Betrug, um einzelne Anhänger der Reformation für ihre Plane zu gewinnen, und dann durch deren heimliche Wirksamkeit die noch unbefestigte Partei zu stürzen. Wenigstens wurde dieses geglaubt, und schien Schutzmittel gegen solche falschen Freunde nöthig zu machen. Dazu kamen die Thorheiten und Ueberstürzungen, zu welchen einige der eifrigsten Anhänger der Reformation durch ihren falschen Tact und durch ihre Leidenschaftlichkeit verleitet wurden, und welche in Bilderstürmerei, Gemeinschaft der Güter und offene Empörung gegen alle Obrigkeit ausarteten, dadurch aber die Ehre und Sicherheit der Reformation in hohem Grade gefährdeten. Gegen alle die großen Verlegenheiten, die aus solchen Umständen hervorgingen, wußte man kein anderes Mittel, als, nach dem Beispiele der alten Kirche, die Lehrer auf die früher zu ganz andern Zwecken abgefaßten Bekenntnisse zu verpflichten, und diese dadurch in unabänderliche Glaubenssymbole zu verwandeln, ungeachtet ihnen ursprünglich die etwa nöthigen Veränderungen ausdrücklich vorbehalten waren.

So bedenklich dieses Mittel schon an sich sein mußte, so ward es doch noch ungemein verschlimmert, als man endlich anfing, die Symbole als Statuten der protestantischen Gemeinschaft zu betrachten, an welche jeder Theilnehmer der Gesellschaft, vorzüglich aber die Lehrer derselben, streng gebunden wären, so lange sie dieselbe nicht verlassen wollten. Um dieses zu rechtfertigen, beruft man sich darauf, daß jede Gesellschaft, um zu bestehen, gewisser statutarischer Verpflichtungen ihrer Mitglieder bedürfe, also auch die protestantische derselben nicht entbehren könne. Wäre aber Jenes der Sinn der Verpflichtung auf die Symbole, so wäre sie durchaus verwerflich. Denn diese Deutung beruht auf einer Verwechslung gänzlich verschiedener Gegenstände, und steht mit dem wesentlichen Zweck der protestantischen Kirche in absolutem Widerspruch, daher sie dieselbe so wenig stützt, daß sie vielmehr die Zerstörung derselben bewirken muß.

Zwar ist nämlich die Verpflichtung auf statutarische Vorschriften für jede Gesellschaft, also auch für die protestantische Gemeinschaft, erlaubt und nöthig, in so fern die Vorschriften äußerliche und sittlich gleichgültige (d. h. den sittlichen Forderungen nicht widersprechende) Handlungen betreffen. Aber darf auch die richtige Erkenntniß und Befolgung der reinen Lehre Christi, wie er sie in Wort und That mitgetheilt hat, welche allein der Zweck der gegen die Verirrungen der alten (sich auf ihre Unfehlbarkeit berufenden) Kirche protestirenden christlichen Gemeinschaft sein darf, und deren Verkündigung anerkanntermaßen der Zweck des christlich-protestantischen Lehramts ist, ja sogar diesem ausdrücklich zur Pflicht gemacht wird, durch statutarische Vorschriften festgestellt werden? Dazu könnte sie offenbar nur durch die Untrüglichkeit dessen, der die Statuten abfaßt, berechtigt sein, wie die katholische Kirche sich dieselbe, wiewohl mit Unrecht, zuschreibt. Wie könnte aber eine Kirche, welche gegen jene protestirt, und für sich um so weniger auf dieselbe Anspruch machen darf, je nachdrücklicher ihre eigenen Gründer sie von sich ablehnen, jenen Zweck durch statutarische Vorschriften in Betreff der Lehre zu erreichen hoffen? Was wäre aus der reinen (d. h. richtigen) Erkenntniß des Himmels und

der Erde geworden, wenn vor mehreren Jahrhunderten die berühmtesten Astronomen, Geographen und Naturkundigen statutarisch vorgeschrieben hätten, was in diesen Wissenschaften gelehrt werden solle!

Mit Recht sagt daher Dr. Bretschneider in seiner Vertheidigung der Deutschkatholiken, welche damals noch nicht in politischen Verdacht gerathen waren: „Nur in Sachen, welche der Freiheit des Willens unterworfen sind, kann man für die Nachkommen verbindliche Statuten machen, nicht aber für Ueberzeugungen, da diese nicht vom freien Willen abhangen, sondern von der Beschaffenheit der Gründe“ (und, hätte hinzugesetzt werden sollen, von der gesammten, den Tact bestimmenden Bildungsstufe). Aehnlich lautet gleichfalls die Erklärung des Dr. Ammon über diesen Gegenstand in seiner „Fortbildung des Christenthums II. S. 140 und 152“. Auch Herr Dr. Sack ist der nämlichen Ansicht, indem er (Deutsche Zeitschr. 1851 S. 123) sagt: „Die Unmöglichkeit, von dem protestantisch-evangelischen Standpuncte aus eine befehlende Lehrauctorität für die Kirche aufzurichten, sei es in Personen, sei es in Büchern, ist schon so oft und siegreich, und kürzlich noch in diesen Blättern dargethan worden, daß es nicht nöthig sein kann, hier auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Aber darauf muß doch auch hier hingewiesen werden, daß die zwar wohl eine Zeitlang lutherische Praxis, aber weder protestantische noch evangelische Idee von einem bevorzugten unbedingtes Vertrauen, ja Gehorsam verlangenden Ansehen der geistlichen Amtsträger nothwendig eine bedrohende Macht in den Gemüthern gewinnen muß, von welcher dann der Uebergang zu einem gebietenden Klerus und zu Allem, was damit zusammenhängt, gar nicht so fern liegt.“

Jeder christlich-protestantische Lehrer des reinen Christenthums soll also, und darauf bezieht sich auch seine ganze Vorbereitung, mit allen Prüfungsmitteln den wahren Gedankeninhalt der Lehre Christi zu erforschen suchen, um diesen mitzutheilen. Welche Wahrscheinlichkeit ist aber, daß dieses Geschäft bei ihm genau den nämlichen Erfolg haben werde, wie derselbe in einem ganz andern Zeitalter und einem gänzlich verschiedenen Zustande aller auf dasselbe einwirkenden Wissen-

schaften bei den Reformatoren Statt fand. Wie nun, wenn die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflicht ihn zu abweichenden Resultaten führt? Soll dann jene ihn zu dem Amte untüchtig machen, zu dem er in vielen Jahren seines Lebens mit Anstrengung und Aufopferung sich vorbereitet hat? Oder soll er das Gegentheil von dem, was er als Wahrheit erkannt hat, von heiliger Stätte als Wahrheit verkündigen, folglich wissentlich täuschen? Eine solche Verpflichtung ist für jede sittliche Gesinnung unerträglich. Sogar bei jedem Zweifel wäre er nicht besser daran. Denn auch was zweifelhaft ist, darf nicht mehr für Wahrheit ausgegeben werden.

Wollten also die protestantischen Lehrer die große Gefahr vermeiden, in jedem nächsten Augenblicke zu ihrem Amte unfähig zu werden: so bliebe ihnen Nichts übrig, als jedes Forschen und Prüfen gänzlich aufzugeben, ungeachtet auch dieses ihnen zur Pflicht gemacht wird. Denn nie können sie sicher sein, daß es nicht irgend einen Zweifel an irgend einer statutarischen Vorschrift verursachen werde, wie z. B., daß alle Kinder, welche ganz ohne ihre Schuld ungetauft sterben, zu Gottes ewigem Zorn verdammt wären, daß Hagel, Sturm und Unwetter als Werke des Teufels betrachtet werden müßten, und dgl. Wenigstens müßten sie bei der Auslegung der heiligen Schrift die statutarischen Vorschriften als norma interpretandi anerkennen, folglich eine die Prüfung fesselnde protestantische Tradition zugeben, welche unmöglich mehr Auctorität haben kann, als die katholische, folglich von jedem Protestanten verworfen werden muß, so lange er noch auf diesen Namen Anspruch machen will. Wenn nämlich in der Schrift „Stahl wider Bunsen" Jedem, der von der Auslegung der Reformatoren abweicht, zugerufen wird: „Es gehört ein colossaler Hochmuth dazu, deine Erkenntniß, deine Schriftforschung, dein Geisteslicht für höher zu halten, als die Geistesfülle, die der Herr seiner Kirche und seinen treuesten Dienern verliehen hat", so dürfte wohl auch die Frage erlaubt sein, wie denn bei den Reformatoren ein solcher „colossaler Hochmuth" gegenüber der sich sogar heilig und untrüglich nennenden katholischen Kirche gerechtfertigt werden solle?

Auch die Folgen, welche für die protestantische Kirche nothwendig entstehen müssen, wenn die Bekenntnißschriften als Statuten derselben betrachtet werden, sind so verderblich, daß sie gegen eine solche Ansicht das gerechteste Bedenken erregen müssen. Man braucht nur die Schilderung zu lesen, welche Barthold in Friedrich v. Raumer's „Historischem Taschenbuch 1852" unter der Ueberschrift: „Die Erweckten im protestantischen Deutschland zu Ausgang des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts", von den damaligen kirchlich-sittlichen Zuständen unsers Vaterlandes entwirft, um jene Folgen in der grauenhaftesten Wirklichkeit geschildert zu sehen. Unstreitig wurde damals über die statutarische Bekenntnißtreue der Orthodoxie eifrigst gehalten; und doch sagt er von jenem Zeitalter: „Fähige Beobachter der kirchlich-sittlichen Zustände unsers Vaterlandes im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts kommen darin überein, daß das religiöse Leben, so weit es aus dem herrschenden Kirchenthum und der herrschenden Theologie seine Nahrung zog, aller erwärmenden Kraft und sittlichen Begeisterung beraubt war, und daß Versunkenheit und Stumpfsinn eines ganzen Geschlechts drohte. Der Grundgedanke der Reformation, eine nie abgeschlossene Ausbildung fordernd, war in sich gefesselt und gebannt, seitdem das Ende des großen deutschen Krieges die protestantische Partei vor jedem Angriff der römischen Kirche sicher gestellt hatte. — — Am lutherischen Kirchenthum war Aberglaube (Hexenverfolgung), Siechthum und Abgestorbenheit unverkennbar, ja es war ein Papstthum in schlimmster Bedeutung geworden, gerade mit dem Unterschiede, daß ihm die Mysterien und die heitere sinnliche Pracht des Cultus fehlte." Auch heißt es eben vorher: „Ein strenges Kirchenregiment, entstanden unter andern sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen, vererbte als unwandelbares Gesetz auf ein verändertes Geschlecht, und strafte nach einerlei Richtschnur jede Abweichung von seinen altväterischen Satzungen." — Aber auch in unsern Zeiten können die traurigen Folgen nicht ausbleiben, wenn gleich nicht ganz in der nämlichen Gestalt.

Findet nämlich eine solche Ansicht bei den Geistlichen Statt, so müssen sie, um entweder den Vorwürfen ihres Gewissens

oder der Amtsentsagung zu entgehen, jeden Forschungs- und Prüfungsgeist bei sich ersticken, und gegen alle Fortschritte des Zeitalters sich sorgfältig absperren, dadurch aber theils sich der Verachtung aller gebildeten Mitglieder ihrer eigenen Gemeinschaft bloßstellen, welche sie entweder als unwissende Menschen oder gar als Heuchler betrachten, und durch ihre Urtheile auch die Achtung der Ungebildeten ihnen entziehen, theils sich unfähig machen, ihre eigene Kirche auf eine gründliche und überzeugende Weise gegen die immer bedenklicher werdenden Angriffe der römischen Kirche zu vertheidigen, welche, uneingedenk ihrer eigenen wissenschaftlichen Haltlosigkeit, doch schlau genug jede Schwäche ihrer Gegner zu benutzen weiß, um deren Inconsequenz ins hellste Licht zu stellen. Diejenigen protestantischen Geistlichen aber, denen es gelingt, sich im starren Glauben an die protestantische Tradition festzubannen, werden, wenn sie nicht alle Fähigkeit zum consequenten Denken verloren haben, bald zur Tradition der alten Kirche sich hingedrängt sehen, die, wie ungegründet auch ihre Behauptungen sind, doch nicht in den offenbaren Widerspruch mit sich selbst geräth, der bei der protestantischen Tradition unvermeidlich ist. Davon liefern die Puseyiten in England ein warnendes Beispiel.

Mit Recht sagt daher Herr Domprediger A. Schröder in der A. K. Z. 1852 Nr. 192: „Von jeher hat der Jesuitismus die protestantische Wissenschaft und Theologie überwacht. Die alte Position, welche er gegen den Protestantismus einnahm, war immer, ihn von Reichs- und Staatswegen in die engsten Grenzen seiner legitimirten Symbolorthodoxie einzuweisen, und so ihm die Bewegung des geistigen Lebens der Fortbildung und der Wissenschaft zu rauben, dadurch aber den in die Buchstaben- und Formelnknechtschaft, in das papierne Papstthum eingefangenen Protestantismus innerlich zu lähmen und zu entnerven. — In Frankreich verfolgt daher die strengkatholische Partei die kirchlichen Bewegungen in den übrigen Ländern, besonders in Deutschland und England, mit größter Aufmerksamkeit. Mit besonderer Genugthuung fühlt sie die verwandte orthodoxe Richtung in den protestantischen Ländern um sich greifen, und begrüßt sie als den natür-

lichen Uebergang zur Rückkehr von der Ketzerei des Lutherthums. — — Gelingt es, die protestantische Theologie auf dem märkischen Sande (wie der puseyitische nachherige Römling Newman sagt) erst niederzuwerfen und zu entprotestantisiren, wer weiß, welche Hoffnungen dann für Rom erblühen!"

Fängt dann auch die Gemeine an, die Bekenntnißschriften oder Symbole als statutarische Vorschriften zu betrachten, so lauert ein Theil derselben argwöhnisch auf jede scheinbare Abweichung vom Buchstaben jener Symbole, steift sich auf seine vermeinte Orthodoxie, verketzert die ehrwürdigsten Lehrer als Neuerer und Meineidige und ihre Genossen als falsche Brüder, so daß Haß und Unduldsamkeit die zartesten und heiligsten Bande zerreißen. Dagegen wendet ein anderer Theil sich mit Abscheu von solchen Statuten ab, welche die Gewissensfreiheit des Protestantismus in eine ihnen unerträgliche Geistessclaverei, und die brüderliche Liebe in Haß und Verfolgungssucht verwandeln; er sucht also seine Rettung in Gesellschaften, welche von solchen Statuten frei sind. Unaufhörliche Unruhen, Spaltungen und Sectenbildungen sind, wie die ganze Kirchengeschichte lehrt, die unausbleibliche Folge von allen Versuchen, den Religionsglauben der Menschen durch statutarische Vorschriften gleichförmig zu machen.

Welche Folgen solche Versuche namentlich für die Pfalz hatten, bezeugt der Verfasser des Aufsatzes: „Warum müssen wir an der Union festhalten" in der Allg. K. Z. 1853 Nr. 29, wo er sagt: „Die Zustände, welche die confessionellen Streitigkeiten in der Pfalz herbeigeführt hatten, waren zuletzt wirklich unerträglich geworden. Sie hatten zwar nicht, wie die zwischen Katholiken und Protestanten, Blutvergießen herbeigeführt; aber wie viele redliche Diener des Evangeliums waren durch den öftern Wechsel der evangelischen Confessionen des Amtes entsetzt, des Landes verwiesen, in Armuth und Elend verstoßen worden; wie viel Trübsal brachten diese Streitigkeiten somit nicht bloß über einzelne Personen, sondern über ganze Familien; wie sehr mußte es auch Hartherzigkeit bei den Gemeinen erzeugen, wenn sie oft treue, tadellose Seelenhirten aus keinem andern Grunde ihres Amtes entsetzt sahen, als weil ihre dogmatischen An-

sichten in einigen Puncten dem herrschenden System nicht entsprachen; wie oft führte die Eifersucht auch zur Anwendung durchaus unevangelischer Mittel, um sich gegenseitig einen Vortheil abzugewinnen; wie sehr wuchs aber dadurch die gegenseitige Entfremdung, welche zuletzt das brüderliche Zusammenwirken im Dienste des gemeinsamen Herrn unmöglich machte! Alle brüderliche Theilnahme an den beiderseitigen Schicksalen schien erstorben. Lutherische Pfarrer mußten an vielen Orten der Pfalz mit äußerster Dürftigkeit kämpfen, und lebten öfters von den Almosen ihrer wohlhabenden Gemeindeglieder, die sie, mit dem Sack auf dem Rücken, von Haus zu Haus selbst einsammelten. — Lutherische Gemeinen mußten, wenn sie ihre baufälligen, oft sehr ärmlichen Gotteshäuser nicht wieder herzustellen vermochten, bei Katholiken ein Obdach für ihre Versammlungen suchen, während sie von ihren confessionsverwandten Brüdern schnöde zurückgewiesen wurden."

Nur dann können die eben geschilderten nothwendigen, von der ganzen Geschichte bis auf die neuesten Erfahrungen bestätigten Folgen verschwinden, wenn mit Beseitigung aller statutarischen Zwangs-Auctorität sich für die populäre Auslegung und Auffassung der heiligen Schrift der vernünftige Sinn verbreitet, der im „Leben des Kaufmanns Martens" von demselben gerühmt wird. Dieser pflegte nämlich zu sagen: „Manche Aussprüche Jesu verstehe ich nicht, aber ich glaube, daß er nichts gesagt haben kann, was dem wahren Sinn nach mit der Vernunft im Widerspruch steht. So lange mir ein Ausspruch Jesu noch dunkel ist, lasse ich ihn in Ehrfurcht dahingestellt sein, bis Gott mir hier oder dort das Verständniß öffnen wird." Dieses ist im Wesentlichen eben das, was oben S. 85 Lessing von der Auslegung des Aristoteles fordert, und eben so sehr den Resultaten der wissenschaftlichen allgemeinen Hermeneutik angemessen ist, nur mit dem Unterschiede, daß das Zutrauen der Christen zu Christo (der Glaube an ihn) größer ist, als Lessings Zutrauen zum Aristoteles.

Dieses Zutrauen ist, nach den Worten der heiligen Schrift selbst, der Fundamentalsatz des christlichen Glaubens, und auch der einzige, der die Gemeinschaft der Protestanten, also die Union der-

selben, zusammenhalten kann. Mit Recht sagen daher die Vertheidiger der Union in ihrem Protest: „Innerhalb unserer unirten evangelischen Landeskirche gibt es Einzelne und Gemeinden, die lutherisch, reformirt oder keins von beiden, und doch evangelisch sind; aber eine lutherische Confessionskirche und eine reformirte Confessionskirche existirt allerdings innerhalb der Union nicht; wer dergleichen wieder herstellen will und dabei von Union sprechen, der will einen Cirkel, der aber viereckig sein soll. — — Die Bekenntnisse werden für Jeden, der überhaupt in solchen Dingen urtheilsfähig ist, immer ihre Unterschiede behalten; aber innerhalb des Gebiets der Union sollen die Unterschiede nicht mehr die kirchliche Gemeinschaft beeinträchtigen."

Später sind denn die Gründe dieses Protests von Herrn Dr. Pischon in dem Schriftchen: „Die Augsburgische Confession und der Berliner Kirchentag" auf einleuchtende Weise entwickelt. In Ansehung jener Unterschiede der Confessionen beruft sich der Herr Verfasser S. 46 zustimmend auf den Ausspruch des Herrn Prälaten v. Kapff: „Ueberhaupt liegt der Hauptunterschied auf dem Gebiete der feineren dogmatischen Bestimmungen und der schärferen Erklärung einzelner Bibelstellen. Aber mehr als auf dieses kommt es auf den Wiedergeburtsgrund der Seelen an, und auf die Liebe zum Heiland", und „darum an den Hauptsachen festhaltend, reichen wir die Bruderhand Jedem, der im lebendigen Glauben des Sohnes Gottes steht, und nach dem Reiche Gottes vor allem Anderen trachtet, wartend, bis der Geist Gottes über die brennenden Puncte ein volleres Licht gibt, und hängen indessen als Glieder eines Leibes durch das eine Haupt zusammen." Und wenn dann Herr Dr. Pischon hinzufügt: „Ist das nicht köstlich geredet mitten in einem lutherischen Lande, und gibt uns das nicht Hoffnung, daß die wahre Union da schon alle Herzen gewonnen habe und die Saat schon reif sei zur Erndte?" wer möchte da seine freudigste Zustimmung versagen! Wer möchte aber auch nicht wünschen, daß in den zahllosen Streitigkeiten, deren letzte Gründe bei evangelischen Christen nur in der verschiedenen Auslegung des Evangeliums gefunden werden dürfen,

durch eine wissenschaftliche Hermeneutik, welche aber ohne gehörige Berücksichtigung des exegetischen Tacts unmöglich ist, mit Hülfe des „Geistes Gottes über die brennenden Puncte ein volleres Licht“ verbreitet werde!

Ganz damit übereinstimmend erklärt Herr Dr. Tholuck (Deutsche Zeitschrift 1852 März, S. 103): „Christlich-religiöse Wahrheit bewährt sich nur in dem gegenseitigen Zeugnisse des Geistes Gottes in der Schrift, und des Geistes Gottes in dem von der Wahrheit der Schrift erweckten Menschengeiste. Nach beiderseitigem Zeugnisse spricht der Christ seine Grundwahrheit in dem Bekenntnisse aus: Durch die Erlösung Gottes in Christo Jesu bin ich meines Heils gewiß. In diesem einzigen Fundamentalsatze sind die Grundlagen einer christlichen Anthropologie, Theologie, Soteriologie und Eschatologie begründet.“ — Dieser ist aber nichts Anderes als der biblische Ausspruch: Wer da saget, daß Jesus der Christ ist, der ist ein Christ. Und zwar ist er ein katholischer Christ, wenn er den näheren Unterricht über den Gedankeninhalt dieses Fundamentalsatzes von einer vorgeblich unfehlbaren Kirche erwartet, ein protestantischer hingegen, wenn er, den Irrthum und die verderblichen Folgen dieser Erwartung erkennend und gegen dieselben protestirend, jenen Unterricht nur von der wissenschaftlichen Erforschung der heiligen Schrift in Verbindung mit der naturgemäßen Bildung des sittlich-religiösen Tacts erwarten zu dürfen glaubt.

Will man also gegen die Urheber der Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften, durch welche sie ihren großen Verlegenheiten abzuhelfen suchten, nicht unbillig sein, so darf man mit derselben keinen Sinn verbinden, der sie mit dem Wesen der Reformation selbst in den geradesten Widerspruch gebracht hätte. Jene Verpflichtung sollte nämlich nur dazu dienen, theils die wesentlichen Grundsätze der Reformation gegen heimliche Nachstellungen zu schützen, theils den Extravaganzen oberflächlicher Köpfe und ihrem Streben nach den verderblichen Sectenspaltungen nebst dem daraus hervorgehenden unaufhörlichen Hader vorzubeugen. Mag nun auch die Zweckmäßigkeit dieses Hülfsmittels sehr bezweifelt werden, so muß doch der Sinn der Ver-

pflichtung nach der Absicht, welche ihr zum Grunde lag, beurtheilt werden.

Die Verpflichtung konnte also unmöglich eine neue Tradition aufrichten wollen, denn dadurch wäre der erste Grundsatz des Erkenntnißprincips und die ganze Berechtigung der Reformation, welche nothwendig das Recht der alten ableugnen mußte, vernichtet, und die Rückkehr zu dieser angebahnt. Sie soll eben so wenig das Prüfungsrecht (die Gewissensfreiheit) aufheben, ohne welche die Reformation weder entstehen durfte, noch ferner bestehen kann. Sie soll auch nicht die Wahrhaftigkeit und Ueberzeugungstreue durch irgend einen Zwang beeinträchtigen, weil jene Tugenden die Bedingung aller Sittlichkeit und alles Vertrauens sind, und jede Art des Zwangs die Gewissensfreiheit illusorisch macht. — Sie kann also nur die Anmaßlichkeit zähmen sollen, welche jedes von der allgemeinen Annahme abweichende Ergebniß des Tacts oder einer einseitigen Prüfung sogleich als unbezweifelbare Wahrheit betrachtet und Andern aufdrängen will. Sie verpflichtet vielmehr zu der Vorsicht, welche jede ächte Wahrheitsforschung zumal bei abweichenden Vorstellungen fordert, indem sie sich nicht befriedigt fühlt, bevor sie die Harmonie von Tact und Prüfung als Zeichen der Panharmonie wahrnimmt und dadurch zur vernünftigen Ueberzeugung gelangt. Daher erlaubt sie sich auch nicht, den Tact Anderer bloß irre zu machen, falls er nicht wirklich verbessert und mit einer richtigen Ansicht in Harmonie gebracht werden kann, weil dadurch nur Zweifel, aber keine richtige Ueberzeugung entsteht. Sie verlangt daher, daß der protestantische Lehrer nicht gegen die aus den Bekenntnißschriften in den Tact der Gemeine übergegangenen Vorstellungen polemisire, sondern diejenige Seite derselben, welche auch für ihn Wahrheit enthält, aufsuche und geltend mache; daß er sogar diejenige Seite, welche der Sittlichkeit Gefahr droht, nicht sowohl direct angreife, als durch richtige Vorstellungen unschädlich zu machen suche. Eben so sehr fordert sie aber auch, daß er sich sorgfältig hüte, durch solche Deutung der Bekenntnisse und besonders der heiligen Schrift, welche mit denjenigen Vorstellungen, die aus den Fortschritten der Wissenschaften bereits als unbezweifelte Wahrheiten in den

allgemeinen Tact übergegangen sind, im Widerspruch stehen, einen gerechten Anstoß zu verursachen, und dadurch jene selbst verdächtig oder gar verächtlich zu machen.

Daß auch nur ein solcher zwangsfreier Protestantismus dem Sinne der Augsburgischen Confession gemäß sei, beweist Herr Dr. Johannsen in der „Norddeutschen Monatsschrift 1846 August" auf die schlagendste Weise, und stellt am Schlusse des Aufsatzes die 16 Hauptpuncte seines Beweises so klar vor Augen, daß sie keinem Unbefangenen zweifelhaft bleiben können.

Versteht man nun die Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften in der angegebenen Weise, so wird sie Keinem anstößig sein, der es einsieht, daß weder Tact noch Prüfung auf absolute Untrüglichkeit Anspruch machen können, und daß nur aus der Harmonie beider die vernünftige Ueberzeugung hervorgeht, über welche der beschränkte, auf allmälige Entwickelung angewiesene menschliche Geist nicht hinauskommen kann, und auf deren Befolgung das gute Gewissen beruht. Auch ohne alle Verpflichtung würde er also eben so handeln, wie nach der Uebernahme derselben; und insofern sie wirklich dazu beitragen kann, Diejenigen zu zügeln, welche daran nicht denken, oder durch Unbesonnenheit und Eitelkeit verleitet werden, nicht darauf zu achten, dürfte wenig mehr dagegen einzuwenden sein, als daß der Mißdeutung gewehrt werden müsse.

Hält man sogar einen mehr positiven Inhalt der Verpflichtung zur Sicherung des christlichen Protestantismus nöthig, so wird derjenige nicht leicht Anstoß finden, den Herr Prof. Dr. Schenkel vorschlägt, der sich zwar als einen Freund der Bekenntnißtreue darstellt, aber deutlich genug beweist, daß er sie nicht im Sinne des Statutensystems auffaßt. Er gibt nämlich in Uebereinstimmung mit seinem Werke, „Das Wesen des Christenthums", den wesentlichen Inhalt der Verpflichtung in der Allg. K. Z. 1852 S. 438 folgendermaßen an: „Wenn sie (die Bekenntnißschriften) den lebendigen persönlichen Gott bekennen, das Verderben der Sünde mit ernstem Nachdruck aussprechen, uns auf Jesum Christum als unsern alleinigen Heiland verweisen, keine andere Rechtfertigung als die aus dem Glauben kommende an-

erkennen, alle menschliche Eigenwilligkeit und Selbstüberhebung, alles Menschenverdienst und alles Menschenwerk in Sachen des Heils verwerfen (?); wenn sie auf gute Werke als Früchte des neuen Heilslebens dringen, die wahre Kirche in der wahren Gemeinschaft der Gläubigen finden, das Meßopfer um des heiligen Opfers Christi am Kreuz willen für ungültig erklären, die Verwaltung der Sacramente in biblischer Form fordern, das allgemeine Priesterthum der Gläubigen lehren, den Ungläubigen mit dem Gericht und der Verdammniß drohen, den Gläubigen den Trost des ewigen Lebens verheißen: ist denn in allen diesen Puncten ein einziger, dessen Schriftgemäßheit im Wesentlichen nicht erwiesen wäre? Würden wir nicht in demselben Augenblicke das richterliche Ansehen der Schrift verwerfen, in welchem wir einen dieser Puncte verwerfen wollten? — Daneben behalten wir uns aber allerdings vor, das, was als schriftgemäß in ihnen nicht auf die Dauer erweislich sein sollte, auch nicht zur Richtschnur der Lehre zu nehmen; und in diesem Sinne müßten wir eine unbedingte Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften, welche dieselben für die Lehrer des Evangeliums als ein untrügliches Richtmaß geltend machte, im Einverständniß mit der Concordienformel für ein an der richterlichen Auctorität des göttlichen Worts selbst begangenes Unrecht halten. Eine Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften kann nur in dem Sinne abgenommen werden, daß derselben die Verpflichtung auf das Wort Gottes vorangegangen ist. Sie kann keine andere Bedeutung haben, als daß die Bekenntnisse nur in so weit unbedingt bindend für die Gewissen sind, so weit ihre Uebereinstimmung mit dem Schriftworte eine gewisse und zuverlässige ist." — Dabei ist freilich nur nicht abzusehen, woher die Entscheidung über diese Gewißheit und Zuverlässigkeit ohne die bisher so sehr vernachlässigte wissenschaftliche Hermeneutik zu erlangen sei, da ohne diese Alles dem verschiedensten exegetischen Tact überlassen ist.

In ähnlichem Sinne äußert sich auch Herr Dr. Sack in der „Deutschen Zeitschrift rc. 1851 April". Nachdem er nämlich versucht hat, darzuthun, daß als christliches Bekenntniß nur das Taufbekenntniß

zu betrachten sei, nicht aber die längeren dogmatisch-exegetisch vermittelten und ausgearbeiteten, fügt er hinzu: Sind diese Grundgedanken richtig, so muß man sich billig wundern, wie heutzutage die ganze Lehrentwickelung der lutherischen Kirche schlechthin das Bekenntniß genannt wird, welches doch nur das sein kann, was jeder gläubige Laie zu verstehen vermag, nicht das, was zum Theil nur zur Selbstverständigung in den oberen, d. h. theologischen, Schichten der Kirche, aufgesetzt worden, wie ganz zugestandenermaßen Apologie und Concordienformel diesen Zweck haben. Die Verpflichtungsformel auf das Gemeinsame der beiden Confessionen gebietet nicht sowohl zu lehren (wie dieß Gebieten allein dem Worte Gottes zusteht); sie verbietet vorzüglich **nicht** zu lehren, nämlich nicht zu lehren den dort gemeinsam bezeichneten Irrthum; und das kann die Kirche verlangen, so lange sie keinen neuen zusätzlichen (nicht einen andern abschaffenden) symbolischen Ausdruck geschaffen hat." Dieses scheint auch die einzige ausführbare Deutung zu sein.

Selbst Herr Dr. Tholuck beginnt in der nämlichen Zeitschrift 1851, März, seinen freisinnigen Aufsatz „Ueber die Fundamentalartikel des christlichen Glaubens mit der Apostrophe: „„Fort mit dem halben Glauben! Wer nicht an jedes Wort glaubt, das zwischen den zwei schwarzen Deckeln dieses Buchs steht, der kann nicht selig werden! Das halten jetzt wieder Manche für alte Orthodoxie, aber mit Unrecht;"" worauf er die Beweise des Gegentheils aus Thomas Aquinas, Luther und den protestantischen Theologen folgen läßt. Dann warnt er in Ansehung der Symbole: „Man meine nicht, daß die protestantischen Glaubensbekenntnisse sofort in unserm Sinn Symbole, d. h. noch immer verpflichtende unbedingte Normen gewesen. Noch auf dem Fürstentage zu Frankfurt a. M. 1557 wurde die Abhaltung eines Colloquiums beschlossen, worin die Confession und Apologie als kurzer Inbegriff der protestantischen Lehre zu Grunde gelegt werden sollte; bei welcher Confession sie aus dieser Hauptursache, daß dieselben auf dem Fundament der göttlichen Schrift gebauet, bleiben wollen, bis man sie eines Abgangs von

göttlicher Schrift überweise." — Nur bleibt auch hier die Frage, ob die Entscheidung dem zufällig-exegetischen Tact, oder den erprobten Grundsätzen einer wissenschaftlichen Hermeneutik überlassen werden solle?

Soll dagegen die Verpflichtung in dem Sinne des Statutensystems aufrecht erhalten werden, so muß der unsägliche Nachtheil, den diese Ansicht nicht bloß der ganzen protestantischen Kirche, sondern jedem ächten Religionsglauben und dem christlichen insbesondere zugefügt hat, durch den geistigen Zustand unsers Zeitalters noch unendlich vergrößert werden. Denn wer es einsieht, daß die Tacturtheile durch die Harmonie eines Gedankens mit dem ganzen Vorrath dunkler Vorstellungen verwandter Art bestimmt werden, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß sie in unserm Zeitalter ganz anders ausfallen müssen, als vor drei Jahrhunderten. Schon vor der Reformation selbst war durch die welthistorischen Veränderungen des fünfzehnten Jahrhunderts eine mächtige Veränderung vieler Vorstellungen bei einem großen Theile der Bewohner unsers Erdtheils bewirkt, und eben diese hatte die Reformation möglich gemacht. Aber die Fortschritte in allen Wissenschaften und die schnelle Mittheilung derselben nebst der unaufhörlichen Anregung des Prüfungsgeistes durch eine Unzahl sich schnell folgender Verbesserungen und Erfindungen in allen Fächern sind in neuerer Zeit so unermeßlich gewachsen, daß die Veränderung in den Vorstellungen der Menschen noch unendlich größer geworden und dadurch die Auctorität des Herkömmlichen wankend gemacht ist. Denn was früher Jahrhunderte lang in den Köpfen weniger Gelehrten verschlossen lag, das geht jetzt mit Blitzesschnelligkeit durch tausend Canäle in die Vorstellungen aller Volksclassen hinüber. Sind aber die Vorstellungen verändert, so kann mancher Gedanke, der einst mit denselben harmonirte, oder wenigstens zu harmoniren schien, dieses jetzt nicht mehr thun, weil der Widerspruch bemerklich geworden ist, folglich kann auch nicht mehr eine Ueberzeugung von seiner Wahrheit bewirkt werden. Wenn also die neuere Dogmatik die älteren Dogmen wieder aufnimmt, ohne vorher die Einwendungen gründlich und befriedigend zu widerlegen, welche in neuerer Zeit, sei es mit Recht

oder Unrecht, gegen dieselben erhoben und auf tausend Wegen zu allen Gebildeten durchgedrungen sind: so kann sie nur hoffen, bei Unwissenden und Gedankenlosen ihren Zweck zu erreichen; bei den Uebrigen ist es eben so unmöglich, als Oel und Wasser innig mit einander zu vermischen. Bei dieser Unmöglichkeit empört sich aber der sittliche Tact, wenn ihm solche Gedanken aufgedrungen werden, über die Forderung, Ueberzeugungen zu heucheln, die man nicht haben kann, und Andern als Wahrheit zu verkündigen, was man für Irrthum halten muß. Eine solche Forderung kann also keine andere Wirkung haben, als daß Diejenigen, welche jene sich erlauben, verachtet, und wenn sie ihre Macht zu Zwangsmitteln mißbrauchen, verhaßt werden. Wird sogar das Christenthum als die Ursache solcher Forderungen und Zwangsmittel angesehen, so muß sich Verachtung und Haß auch gegen dieses wenden.

Befremden darf es also nicht, wenn durch solche Verkehrtheiten, verbunden mit dem Nihilismus einer lange von oben begünstigten und despotisch herrschenden Philosophie, der gegenwärtige Zustand der protestantischen Kirche der Schilderung entsprechen sollte, welche Dr. Schenkel in der Allg. K. Z. 1852, Nr. 53 von demselben entwirft, indem er sagt: „Ich glaube nicht, daß seit drei Jahrhunderten die evangelische Kirche größere Gefahren zu bestehen, mächtigere Feinde zu bekämpfen, zweifelhaftere Freunde zu ertragen, verworrnere Streitfragen zu schlichten hatte, als gerade jetzt. Sie hat nicht nur mit gewaltthätigem Uebermuthe, sondern auch mit hämischer Tücke, nicht nur mit eigensinniger Bornirtheit, sondern auch mit herrschsüchtigem Zelotenthum den Kampf aufzunehmen, und mit Gottes Hülfe glücklich und siegreich durchzuführen."

Nur wähne man nicht, durch gewaltsame Repristination veralteter Dogmen und Ausdrücke den Sieg erringen zu können. Besonnene und durch Klarheit überzeugende Schlichtung jener „verworrenen Streitfragen" nebst milder, aber charakterfester Ueberzeugungstreue sind die Mittel, bei denen Gottes Hülfe zu erwarten ist. Denn in einem Zeitalter, wie das gegenwärtige ist, arbeitet der Religionsglaube unfehlbar an seinem Untergange, wenn er sich um die Veränderung des allgemeinen Tacts nicht bekümmert, und eine gewisse

Auffassungsweise des Religionsglaubens festhalten will, ungeachtet sie in entschiedenem Widerspruche gegen Dasjenige steht, was in jenen Tact als unbezweifelte Wahrheit eingedrungen ist. So lange nämlich dieses nicht aus der Ueberzeugung weggeschafft ist, sind alle Bemühungen, jene Auffassungsweise aufrecht zu erhalten oder gar neu einzuführen, im Ganzen und auf die Länge vergeblich, wenn sie auch eine Zeitlang Erfolg zu versprechen scheinen. Jeder Zwang aber, der zu diesem Zwecke angewendet wird, wirkt immer, wo es sich um eine Ueberzeugung von Wahrheit und Recht handelt, gerade das Gegentheil von dem, was beabsichtigt wird. Er kann höchstens eine Zeitlang Heuchler hervorbringen, aber die Sache, der er dienen soll, so wenig nachhaltig stützen, daß er ihr vielmehr schadet, weil er einen gerechten Unwillen gegen sie aufregt. Verachtung und Haß und, wie die Geschichte lehrt, das Bestreben, sich von derjenigen Gemeinschaft abzusondern und loszumachen, welche sich einen solchen Gewissenszwang erlaubt, wird durch denselben nur verstärkt, und durchbricht zuletzt nicht bloß die Schranken der Gewalt, sondern, wie alle Leidenschaft, die Grenzen der Mäßigung, der Wahrheit und des Rechts, indem er in völligen Unglauben übergeht.

Es darf daher auch keineswegs befremden, daß, wie die Sachen jetzt stehen, auch diejenigen Katholiken, welche mit ihrer Kirche höchst unzufrieden sind, dennoch wenig Neigung zeigen, zur protestantischen überzutreten, weil sie meinen, dadurch die eine Art der Geistessclaverei mit einer andern noch weniger berechtigten vertauschen zu sollen; daß dagegen in der protestantischen die Sectirerei grauenhaft zunimmt, und die Zahl der Theologie Studirendeu sich auffallend vermindert, weil sie glauben, sich als Theologen zu einer Heuchelei verpflichten zu müssen, welche sie und ihre Eltern mit Recht verabscheuen.

Soll also der Religionsglaube wirklich und nachhaltig geschützt werden, so müssen die Lehrer und Erhalter desselben dafür sorgen, daß die Auffassung desselben mit allen unbezweifelten Wahrheiten, welche ein Zeitalter errungen hat, nicht in eine unauflösliche Disharmonie gerathe. Mit Recht sagte daher Dr. D a v i d S c h u l z in seiner Danksagungsrede nach der glänzenden Feier seines Geburtstages 1845: „Es kann, es darf keine theologische Wahrheit geben, welche im Ge-

biete der Naturforschung, der Weltweisheit, der Rechtskunde als Unwahrheit erschiene, keine historische, positive, oder, was gleichgilt, offenbarte Wahrheit, welche, dem Gesetze des in uns lebendig denkenden Geistes widerstreitend, als unmöglich sich darstellte, und ebenso umgekehrt. Denn in Harmonie und Einheit, Ordnung und Zusammenhang" (also in Panharmonie) „besteht das Wesen der Wahrheit, und der Ur- und Allvater kann nicht den Menschengeist mit sich selbst in Widerspruch gesetzt haben."

Eben dieses wird auch von Herrn Geh.-Rath Bunsen bestätigt, indem derselbe in seinem Werke „Hippolytus und seine Zeit" S. 844 sagt: „Das Christenthum ward nicht vernunftwidrig, sondern göttlich-vernunftgemäß geboren, nicht sclavisch, sondern frei; und die folgerichtige Kritik der evangelischen und apostolischen Urkunden zeigt nicht, daß der glorreiche Bau auf Kohlen gegründet war, die man für Gold, noch auf Sand, den man für Fels gehalten; wohl aber zeigt sie, daß er in zu engen Verhältnissen sowohl für seinen göttlichen Stifter als für die Menschheit aufgeführt war, um ewig zu dauern. Die apostolische und alte Kirche ist eben so unbedingt maßgebend als eine andere; aber sie bezeugt nicht nur verneinend, sondern auch in der allerbejahendsten Weise die erfreuliche Thatsache, daß sie in allen wesentlichen Puncten mit dem übereinstimmt, was die philosophische und geschichtliche Kritik als Wahrheit anerkennen muß."

Nur durch solche Harmonie der Vorstellungen des Religionsglaubens mit den erkannten Wahrheiten jeder Art können daher protestantische Geistliche sich das Zutrauen erwerben und erhalten, dessen sie, von jeder Zwangsauctorität verlassen, nothwendig zur Erfüllung ihres Berufes bedürfen, der eben so wichtig als unentbehrlich ist.

Da nämlich die Vorstellungen, welche sie mitzutheilen und zur Ueberzeugung zu bringen haben, von übersinnlicher und eben deßwegen von der schwierigsten Art sind, so kann in Ansehung derselben eine Belehrung noch viel weniger entbehrt werden als bei andern Gegenständen der menschlichen Erkenntniß, in denen Niemand durch sein eigenes Beobachten, Nachdenken und Grübeln für sich allein auf den

Standpunct kommen kann, wohin ihn eine tüchtige Belehrung führt. Zu dieser ist nun allerdings erforderlich, daß der Lehrer für jeden Gegenstand, den er vorzutragen hat, durch Prüfung, so weit sie ihm möglich ist, sich eine vernünftige (d. h. mit der angemessenen Prüfung übereinstimmende) Ueberzeugung verschaffen, und auch da, wo sie, wie bei allen historischen Wissenschaften, auf Auctoritäten beruht, sowohl den Werth der Auctorität selber, als den richtigen Sinn ihrer Mittheilung durch sorgfältige Prüfung zu ermitteln suche. Aber es wäre der höchste Unverstand, zu fordern, daß er alle seine Lehrlinge die nämlichen Prüfungen durchmachen lasse, denn dieses ist in den meisten Fällen ganz unmöglich.

Am wenigsten ist eine solche Forderung bei dem Religionsglauben zulässig, theils weil die letzten Gründe dieser Art von Gegenständen großentheils so tief liegen, daß nur Wenige im Stande sind, sie aus ihrer Dunkelheit ans Licht zu ziehen und die ganze Reihe ihrer Wirkungen zu verfolgen; theils weil bei dem christlichen Religionsglauben, der außer der allgemeinen noch eine besondere historische Grundlage hat, die richtige Erkenntniß derselben von mannigfaltigen und nur Wenigen erreichbaren Vorkenntnissen abhängt. Der Lehrer kann also hier noch weniger als in einem andern Fache seinen Zweck erreichen, wenn nicht das Zutrauen, daß er eine vernünftige Ueberzeugung von den Gegenständen seiner Belehrung und zugleich den redlichen Willen habe, sie jener Ueberzeugung gemäß vorzutragen (also die Auctorität des Zutrauens), oder die freie Auctorität ihm zu Hülfe kommt. Ist aber diese Auctorität des Zutrauens verloren, so ist des protestantischen Geistlichen ganze Wirksamkeit bei seiner Gemeine gelähmt, deren größester Theil des Auctoritätsglaubens in Ansehung der christlichen Religion eben so wenig entbehren kann, als Herr Prof. C. Vogt in Ansehung der Resultate der Astronomie. Denn, ungeachtet dieser in der bekannten Schrift: Köhlerglaube und Wissenschaft 1855 S. 32 sich „ehrfurchtsvoll vor Auctorität, welcher Art sie auch sei,“ nennt, so hat er doch im geradesten Widerspruch mit dieser Behauptung kurz vorher S. 22 gesagt: „Dem Laien gelten

die Resultate der Wissenschaft als Wahrheiten; er muß sie hinnehmen auf Treu und Glauben, denn er kann nicht nachgehen auf dem Wege, den man zu ihrer Erreichung gewandelt ist. . . . Ich gestehe offen, daß ich unfähig bin, mir vollständig die Mittel und Wege anzueignen, auf welchen die Astronomen die allgemeine Gravitation und die Bewegung der Erde um die Sonne nachgewiesen haben; ich bin kein Mathematiker und werde mir niemals anmaßen, die Rechnungen von Copernicus, Keppler, Newton und Laplace meiner Kritik zu unterwerfen; nichts desto weniger bin ich vollkommen von der Wahrheit des Resultats überzeugt, zu welchem alle diese Männer gelangten." — Will man also jeden Glauben, der auf dem Zutrauen zu einer glaubwürdigen Auctorität beruht, einen „Köhlerglauben" nennen, so findet er sich bei Herrn Vogt eben so sehr als bei jedem Andern, weil Keiner desselben in irgend einem Fache entbehren kann, wie bereits oben Theil I, Abschnitt II, B erwiesen ist.

Der nämlichen Ansicht ist auch Dr. Jul. Müller, der in der Abhandlung: „Ueber die göttliche Einsetzung des geistlichen Amts mit besonderer Rücksicht auf die Gewalt der Schlüssel", in der deutschen Zeitschrift für christl. W. ꝛc. 1852, Juni, S. 206, sich folgendermaßen ausspricht: „Wenn ein Amt besteht, dessen Beruf es ist, der rechten Gestalt und Ordnung des christlichen Glaubens und Lebens unablässig nachzuforschen nach der Richtschnur des göttlichen Worts, wie sollten die leitungsbedürftigen Glieder der Gemeine dem treuen und verständigen Träger dieses Amtes nicht willig Folgsamkeit schenken auch über jene scharfe Grenze (einer Auctorität, der die Gemeine schlechthin zu gehorchen hätte) hinaus, natürlich immer mit dem Vorbehalte, nicht mehr zu folgen, sobald ihnen das Wort Gottes etwas anders sagt. Das ist keine passive Unterwerfung unter ein gebietendes Ansehen gewisser Personen, sondern ein Verhältniß des Vertrauens und der Pietät, der willigen Anschließung an die bessere, als fester gegründet im göttlichen Wort erkannte Einsicht. Die aber damit nicht zufrieden sind, sondern fordern, daß, was der Pastor in seiner Gemeinde von Amts wegen setzet und ordnet, in ihr unbedingt gelten und zum Vollzug kommen müsse kraft seiner Amtsauctorität mit dem

Vorbehalt seiner Verantwortlichkeit gegen seine Vorgesetzten, die muß man fragen, für wen sie streiten? In der That für Niemand als für die, welche von dem Lebensgrunde des Amts, dem göttlichen Worte, abgefallen sind, denn die wahrhaft darauf stehen, bedürfen einer solchen Auctorität nicht, und mögen sie nicht. Oder wollen wir, damit wir nicht in Gefahr gerathen, durch diese zwischengeschobene pastorale Auctorität von Christo und seinem seligmachenden Evangelium völlig losgerissen zu werden, uns hinter die Behauptung flüchten, daß eben alles amtliche Thun der Geistlichen durch eine besondere Leitung des heiligen Geistes vor jedem Abfall bewahrt sei, — d. h. gegen die unleugbarste Thatsache, und zwar nicht bloß der Gegenwart, sondern aller Zeiten die Augen verschließen."

Ist aber diese Auctorität verloren, so ist des Geistlichen ganze Wirksamkeit gelähmt. Er verliert sie indeß unfehlbar, sobald er durch einen offenbaren Widerspruch gegen das, was als Errungenschaft der Wissenschaft in den allgemeinen Tact übergegangen ist, in den Verdacht der Unwissenheit, oder gar der Heuchelei und des absichtlichen Betruges verfällt. Sogar allgemein herrschende Irrthümer und Vorurtheile bedrohen ihn mit dieser Gefahr und fordern ihn bei der Opposition gegen dieselben zu großer Vorsicht auf, wenn er nicht ganz sicher ist, sie mit allen ihren Verzweigungen in ihrer vollen Richtigkeit darstellen und die Lehrlinge von der Richtigkeit des Gegentheils überzeugen zu können, welches nur selten möglich und an seinem Orte ist. Ueberdieß darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß sogar manche Irrthümer des Religionsglaubens als Stützen der Sittlichkeit gedient haben, und es daher bedenklich ist, sie unvorsichtig hinwegzureißen, bevor neue und bessere Stützen derselben untergebracht sind.

Dabei darf auch nicht außer Acht gelassen werden, was oben bei Gelegenheit der Pädagogik (Theil I, Abschnitt VII) an dem Beispiele des Sprachunterrichts ausführlich erörtert ist. Denn die Kritik des Religionsglaubens ist, eben wie die Kritik der Sprache, zunächst die Sache der Lehrenden, nicht aber der Lehrlinge, weil selbst die richtigste Kritik nicht das Wahre aufbaut, sondern nur das ihm entgegenstehende Verkehrte wegnimmt. Sie soll also die Lehrenden in den Stand

setzen, das Fehlerhafte zu vermeiden, und nur das Wahre und Erprobte den *Lehrlingen* mitzutheilen. Erst wenn diese der eigenen Prüfung fähig und, um sich des von Außen auf sie eindringenden Falschen zu erwehren, derselben bedürftig werden, sind sie zu ihr anzuleiten, aber auch zu der Vorsicht zu gewöhnen, ohne welche selbst die Prüfung zum Irrthum verleiten kann. Denn freilich ist noch nicht Alles, was in den Wissenschaften, also auch in der wissenschaftlichen Auffassung des Religionsglaubens, als unbezweifelte Wahrheit gilt, und zu einer gewissen Zeit gelten muß, weil es in derselben noch an den nothwendigen Prüfungsmitteln fehlt, wirklich *unbezweifelbar* und von jedem Irrthume absolut frei. Dieses wird durch jeden Fortschritt der Wissenschaften und durch die Beispiele bewiesen, welche bereits oben angeführt sind.

Eben dazu soll die Philosophie ihre Hülfe darbieten. Denn um jenen Zweck zu erreichen, ist es nicht genug, die bewußte Prüfung durch eine Vergleichung mit den nächsten Tacturtheilen anzustellen, deren eigene Richtigkeit noch zweifelhaft ist, sondern sie muß wenigstens *als wissenschaftliche Prüfung* bis zu den *unbezweifelten* Wahrheiten zurückgeführt werden; von der *philosophischen* aber wird erwartet, daß sie bis zu den *unbezweifelbaren* als den letzten Gründen zurückzuführen vermöge. Daher darf sie nicht ermüden, diese aufzufinden, und als allgemeine Prüfungswissenschaft jeder besondern Prüfung die letzten Gründe und die Methode zu zeigen, wie bei dieser zu verfahren ist, wie also die wesentlichen Grundlagen aller Wissenschaften sich naturgemäß aus jenen letzten Gründen der menschlichen Erkenntnisse entwickeln. Dieses soll sie durch Ausbildung der *Logik* und *Metaphysik* thun, die Prüfung der besondern Urtheile aber den verschiedenen Wissenschaften oder Erkenntnißweisen überlassen, denn sie kann kein Inbegriff aller Wissenschaften sein, obgleich alle Wissenschaften sich der *philosophischen Prüfung* annähern sollen.

Aber auch die philosophische Prüfung darf sich *keine Untrüglichkeit* anmaßen. Denn bei allen verwickelten und aus lebendiger Wechselwirkung hervorgehenden Vorstellungen kann sie, auch

wenn ihre Grundlagen unerschütterlich sind, dennoch leicht durch Einseitigkeit zu Irrthümern verleitet werden. Sollen also die Menschen zu der Vollkommenheit des Wissens und Denkens gelangen, welche ihrem beschränkten Geiste erreichbar ist, so müssen Tact und Prüfung, Glauben und Wissen stets einander unterstützen und berichtigen. Lange genug hat die deutsche Philosophie in dem Streben nach absoluter Wahrheit, welche Gott dem Allwissenden ausschließlich zukommt, ihre Kraft verschwendet. Möchte sie daher einmal mit einem bescheidneren Ziele sich begnügen und an der Hand der Erfahrung die möglichste Annäherung zur Wahrheit zu erreichen suchen!

Dahin wird sie jedoch schwerlich gelangen, bevor sie sich ernstlich bemüht, die Tacturtheile, welche die Urquelle alles menschlichen Denkens sind, aber unter dem irreleitenden Namen „Gefühle" sich jeder gründlichen Forschung entziehen, aus demjenigen Vermögen abzuleiten, welches der Sprachgebrauch längst mit dem Namen des Tacts bezeichnet hat, und aus dessen bestimmten Begriff, wie er in dieser Schrift versucht ist, sowohl das Bedürfniß als auch die Möglichkeit der Prüfung erhellet. Denn die Geschichte der neuesten deutschen Philosophie seit Kant dürfte deutlich genug beweisen: eben darin, daß man (statt das Tactvermögen und die Methode zu erforschen, wie die Urtheile desselben geprüft werden können) die eigenen Tacturtheile als unfehlbare Wahrheiten an die Spitze stellte, und mit Hülfe derselben über Gegenstände aller Art phantasirte, liege hauptsächlich der Grund, weßhalb die verschiedenen philosophischen Systeme nach kurzem Glanze sich in den Abgrund der Vernichtung gestürzt sahen, wodurch zuletzt eine eben so schmähliche als gefährliche Verachtung alles Vernunftgebrauchs entstand. Indem man nämlich die verunglückten philosophischen Systeme mit dem Vernunftgebrauch (d. h. dem menschlichen Prüfungsvermögen zur Unterscheidung des Wahren vom Falschen) identificirte, ist es sogar bei den evangelischen Protestanten dahin gekommen, daß sie den Rationalismus, der doch nichts Anderes bezeichnen soll, als die Maxime, jenes Vermögen überall anzuwenden, bereits seit längerer Zeit als ein beliebtes

Schimpfwort gebrauchen, ungeachtet doch leicht zu begreifen ist, daß sie mit der Aufgebung jener Maxime alle Berechtigung zu ihrer eigenen Existenz verlieren.

Wie sehr aber die philosophischen Systeme durch den Mangel einer gründlichen Untersuchung des Tactvermögens sich geschadet haben, dieses wird sich noch mit wenigen Worten an den Beispielen einiger neueren Systeme darthun lassen.

Da nämlich Kant durch seinen Kriticismus nur zu negativen skeptischen Resultaten der theoretischen Vernunft gelangen konnte, so sah er sich, um die Realität der Objecte zu retten, genöthigt, die sittlichen Forderungen oder die Postulate der praktischen Vernunft zu Hülfe zu nehmen. Dieß gab allerdings seiner Philosophie einen ehrwürdigen Charakter und hat auf das Zeitalter ihrer Herrschaft den wohlthätigsten Einfluß gehabt. Aber sie selbst erhielt dadurch eine sehr schwache Seite, weil der sittliche Tact, der eben so sehr wie jeder andere der Prüfung bedarf, eben so wenig wie der sogenannte gesunde Menschenverstand ein philosophisches Grundprincip sein kann. So war also das ganze System den gegründetsten Einwendungen ausgesetzt und mußte sich bald als unhaltbar beweisen.

Aber auch sein Gegner Jacobi würde die Gewißheit nicht einseitig im Glauben gesucht haben, wenn er erkannt hätte, daß der Glaube das Resultat des Tacts ist und, wie jeder Tact, der Prüfung bedarf, weil in demselben nicht bloß richtige, sondern auch unrichtige Vorstellungen zur Wirksamkeit gelangen. Denn wer kann leugnen, daß es einen wahren und einen falschen Glauben gibt? Wer darf also behaupten, daß das Kriterion der Wahrheit, dessen Aufsuchung die Aufgabe der Philosophie ist, im Glauben gefunden werden könne?

Wenn ferner Fichte (wenigstens in seinen spätern Schriften) behauptet, in allen Erscheinungen der Welt habe nur das ethische Leben Wahrheit; damit aber die Forderungen des Gewissens an uns ergehen können, so müssen wir sie wissen, daher auch das Gewissen beständig spreche, und es kein irrendes Gewissen gebe: — so macht diese Behauptung zwar seinem Charakter Ehre; aber er setzte sich durch dieselbe (insofern er unter Gewissen die Materie des sitt-

lichen Urtheilsverstand) nicht bloß mit aller Erfahrung, sondern auch mit den Aussprüchen des gewissenhaftesten aller Menschen in Widerspruch. Denn dieser weissagte seinen Jüngern Verfolgung von solchen Menschen, welche glaubten, damit Gott einen Dienst zu thun, und erflehte für seine eigenen Verfolger Verzeihung, weil sie nicht wußten, was sie thaten. Hätte jedoch Fichte den sittlichen Tact erkannt, aus dem das Gewissen im obigen Sinne hervorgeht, so würde die Unhaltbarkeit seiner Behauptungen, und die Unfähigkeit dieses Gewissens, als philosophisches Princip zu dienen, seinem großen Scharfsinne nicht entgangen sein. Eben so wenig hätte er dann die angebliche intellectuelle unmittelbare Anschauung der sittlichen Bestimmung für das philosophische freie Denken halten können, weil jene nichts weniger als unmittelbar ist und eben so wohl wie die sogenannte unphilosophische, unfreie aus einer Auctorität oder aus der Gesammtwirkung der bisherigen richtigen oder unrichtigen Entwickelung vermittelst des Tacts hervorgebracht sein kann, oder vielmehr hervorgebracht werden muß.

Schelling scheint freilich eine dunkle Ahnung von der Natur des Tacts zu haben, aber eben so wenig zu einem bestimmten Begriffe als zu einer fruchtbaren Anwendung desselben hindurchgedrungen zu sein. Wenn er nämlich sagt, die subjective Seite des Wissens sei die Gebundenheit unsers Bewußtseins, in welcher wir von den Gründen unsers Denkens Nichts wissen, so mag man darin den Tact angedeutet finden. Und wenn dann hinzugefügt wird, die objective Seite habe die Aufgabe, das Sein des Objects zu erkennen, so läßt sich darin die Anerkennung der Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Prüfung jener Tacturtheile vermuthen; auch kann man mit der Forderung, daß beide Seiten im absoluten Wissen zusammenstimmen sollen, zufrieden sein, wenn absolutes Wissen so viel heißen soll als wahre Ueberzeugung, ohne Anspruch auf absolute Untrüglichkeit. — Wenn nun aber jene subjective Seite aus einer instinctartigen Thätigkeit des Naturtriebes abgeleitet wird, welche in der Unkunde ihres eigenen Thuns die Objecte des Denkens, welche nur als Producte unsers Ich anzusehen sind, für etwas außer demselben Vorhandenes hält: so wird durch den Ausdruck „instinctartige“

weder über die Entstehung jener Producte, noch über das Bedürfniß der Prüfung und über die Art, wie diese zu bewirken ist, irgend etwas Anwendbares an den Tag gebracht. Man darf sich also nicht wundern, wenn es von jener instinctartigen Thätigkeit bald heißt: „es sei in uns eine bewußtlos, aber naturgemäß wirkende Kunst, welche das ganze Schauspiel der schönen gesetzmäßig geordneten Natur uns vorführt, so daß die Natur sich in Vernunft verwandle"; bald hingegen: „durch das philosophische Denken sollen wir erkennen, daß in unserer gemeinen sogenannten Vernunft die Natur wirkt, doch auch, wie die Natur selbst, eine unreife Intelligenz sei. Dennoch aber und trotzdem soll wiederum die ästhetische Anschauung (also der ästhetische Tact der unreifen Intelligenz) die objectiv gewordene intellectuelle Anschauung sein, weil Natur und Vernunft in der schönen Kunst vereinigt seien". — Daher wird denn auch sogar in der bildenden Phantasie der Völker (also in der unreifen Intelligenz), in ihren Sagen und heiligen Urkunden ein Werk der Kunst gefunden, welches die Geheimnisse des Göttlichen uns eröffne; und dieses, welches gerade als Product der unreifen Intelligenz, oder vielmehr des Tacts, der Prüfung in hohem Grade bedarf, soll ästhetische Anschauung des Absoluten sein.

Dagegen findet Hegel in der von ihm als Grundlage aufgestellten Verstandesabstraction (dem reinen Sein) den unentwickelten Grund des Denkens, der im zweiten Gliede zur Entwickelung kommen, und im letzten Gliede in der Vielheit seiner Entwickelungen sich als Einheit begreifen soll. Auch darin könnte man vielleicht eine dunkle Ahnung vom Verlauf des denkenden Lebens zu entdecken glauben, welches vom Tactvermögen ausgeht, seine Entwickelung in den Tacturtheilen findet, und durch deren Prüfung ihre Uebereinstimmung mit den Gesetzen des menschlichen Denkens nachweist. Aber indem das abstracte Sein als Verstandesvermögen, Etwas zu werden, von vornherein als das Absolute gesetzt wird, sieht man diesen Weg versperrt, weil von einer Voraussetzung ausgegangen wird, die nur aus dem Begriff des absoluten Wissens sich rechtfertigen läßt, aber schwerlich dem beschränkten, an allmälige Entwickelung gebundenen Menschengeiste

zuzuschreiben ist. Indem nun Hegel dieses absolute Wissen an die Spitze seines Systems setzt, perhorrescirt er alle aus sinnlichen Erfahrungen abgeleiteten Erfahrungserkenntnisse, und scheint sich dadurch jedes Mittel, ein bloß gedachtes Sein von einem wirklichen zu unterscheiden, rauben zu müssen, falls die Dunkelheit der Darstellung ein richtiges Verständniß seiner Meinung erlaubt. Weil aber mit dem wirklichen Sein zugleich aller brauchbare Stoff des Denkens verschwindet, so bleibt, um diesen zu erlangen, nichts übrig, als denselben mit Hülfe des Tacts heimlich herbei zu ziehen, wodurch alle philosophische Consequenz vernichtet wird. So weit aber die verirrte Speculation consequent blieb, konnte sie nur zu negativen Resultaten führen, durch welche Alles, ohne welches der Mensch nicht einmal leben, geschweige denn zufrieden leben kann, ungewiß oder vernichtet werden mußte.

Um so mehr sahen diejenigen, welche solchem traurigen Zustande entgehen und ihre unentbehrlichsten Ueberzeugungen retten wollten, sich genöthigt, sich wieder zu den bloßen Ergebnissen des Tacts zu flüchten, welche sie mit den unbestimmten Worten „Bewußtsein“ oder „Gefühl“ oder „Glauben“ bezeichneten. Hätten aber diese aus der Natur und Wirkungsweise des Tacts erkannt, daß jene Ergebnisse nichts Anderes sind als die Resultate des gesammten Geisteszustandes, folglich nicht bloß der Bildung, sondern auch der Verbildung desselben: so würden sie sich wohl gehütet haben, dieselben an die Spitze philosophischer und theologischer Systeme zu stellen und ihnen das höchste Richteramt über Wahrheit und Unwahrheit, Recht und Unrecht einzuräumen. Freilich ist ihre Zustimmung, wie oben erwiesen ward, zur Entstehung einer lebendigen Ueberzeugung, zur Wirksamkeit des Wahren und Guten und besonders für den Augenblick des Handelns unentbehrlich. Aber beim Mangel an Prüfung können sie auch als einseitige Führer höchst gefährlich und nachtheilig werden, wie die Erfahrung aller Zeiten hinreichend bewiesen hat.

Soll also die alte Frage der Skeptiker: „Was ist Wahrheit?“ nicht ewig unbeantwortet bleiben; soll das Ansehen der Philosophie und Theologie durch die Menge von Inconsequenzen, worin beide verwickelt sind, nicht bei den Gebildeten immer tiefer sinken; sollen nicht

die tiefen Grundlagen aller Wissenschaften auf schwachen Stützen ruhen; soll insbesondere der evangelische Protestantismus aus der Luft, in welcher er wegen der Vernachlässigung einer wissenschaftlichen allgemeinen Hermeneutik, und des Mangels einer festbegründeten Sachkunde noch immer schwebt, auf einen festen Boden gestellt werden; sollen die Gefahren von innen und außen, welche ihn bedrohen, eine gründliche Beseitigung finden: — *so wird das Verhältniß von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen durch ernstliche und vielseitige Forschung deutlicher ins Licht gestellt und klarer zur allgemeinen Einsicht gebracht werden müssen.*

Diese Ueberzeugung, welche durch die seit dem Reformationsjubiläum neu erwachten theologischen Streitigkeiten und Verketzerungen sich in dem Verfasser dieser Schrift bildete, hat ihn zu seinen allgemeinhermeneutischen Versuchen getrieben; und die seltsamen Mißdeutungen, welche dieselben erfuhren, befestigten ihn immer mehr in der Erkenntniß, daß der einflußreichste Factor jeder Interpretation, nämlich der *exegetische Tact*, nach seiner Wirkungsweise und dem Grade seiner Berechtigung ein völlig unbekanntes und unbegreifliches Element bleiben müsse, so lange der *Tact überhaupt*, obgleich Jedermann von ihm spricht, dennoch zu den gänzlich unerforschten Geistesvermögen gehört. In diese dunkle Region der menschlichen Geistesthätigkeit mehr Licht zu bringen, als ihr, zum unsäglichen Schaden aller Wissenschaften, besonders aber der Philosophie und evangelischen Theologie, bisher zu Theil ward, dieß ist daher der Zweck der gegenwärtigen Schrift. Nur dann aber kann derselbe erreicht werden, wenn sachkundige, selbstdenkende und unbefangene, d. h. wahrheitliebende und von keinen Nebenrücksichten geblendete, Männer sich der hochwichtigen Sache annehmen wollen. Indem der Verfasser dieselbe solchen Männern angelegentlich empfiehlt, bittet er sie um ernstliche Erwägung und Prüfung, um Berichtigung des Irrigen, um Ergänzung des Unvollständigen, und um Vertheidigung des Wahren, wenn er selbst, der bereits an der gewöhnlichen Grenze des menschlichen Lebens steht, nicht mehr für dasselbe sprechen kann.

Inhalt.

Vorwort.

Erster Theil.

Tact und Prüfung, Glauben und Wissen, in ihrem Verhältnisse zu einander.

Dritter Theil.

Verhältniß von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zur Philosophie.

Germar, Friedrich Heinrich,

Die alte Streitfrage: Glauben oder Wissen? Beantwortet aus dem bisher verkannten Verhältnisse von Tact und Prüfung, Glauben und Wissen zu einander und zu den Wissenschaften, besonders zur Philosophie

Zürich 1856